Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

8. Jahrg. – Nr. 1 Einzelnummer 15 Pf. Neujahr 1939

Postbezugspreis 65 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Fröhliche Gewißheit

Der alte Kalender über dem Tisch an der Wand hat redlich seine Pflicht getan. Man weiß noch ganz genau, wie man ihn damals aufgehängt und das erste Blatt mit den stolzen Zahlen 1938 abgerissen hat. In leuchtendem Rot stand da eine Eins. Und darunter verbargen sich noch viele andere Blätter, 365 genau, und jedes trug das Glück oder Unglück, die Freude oder das Leid eines ganzen Tages gewissermaßen in sich. Damals hatte der Kalender noch ein volles und dickleibiges Ansehen; nun ist er nur noch ein klägliches Gerippe. Gleich wird es schon ganz aus sein mit ihm. Der neue Kalender mit der noch so geheimnisvollen Jahreszahl 1939 liegt schon bereit, damit sich an ihm das gleiche Spiel wiederholt. Wieder wird die leuchtende Eins verheißungsvoll strahlen, und 365 Tage werden voll ungewissen Geschicks dahinter sein.

Manche Menschen werden in solchen Augenblicken melancholisch und schwermütig. Sie vergraben sich allzu sehr in die Ungewißheit der kommenden Tage.

Aber warum?

Hat sich im vergangenen Jahre nicht immer eine Hand gefunden, die dem Kalender den kleinen Dienst tat und das Tagesblatt abriß, um damit jedesmal einen Strich zu ziehen unter einen Tag, der vergangen war? Zwar ist manchesmal am späten Abend die Hand müde gewesen von harter Arbeit, von einer drückenden Sorge, von einer heimlichen Angst. Aber hat sie nicht oft freudebewegt den Zettel noch einen Augenblick gehalten, als gäbe sie den Tag nur ungern her, weil er vielleicht ein besonderes Glück gebracht? Es ist wohl ein buntes Gemisch im Laufe der Tage gewesen und manches, was man heute noch als drückende Sorge empfand, hat sich morgen in lauter Freude verwandelt. Glück und Leid haben miteinander gewechselt, und jeder hat seinen Teil von beiden bekommen. Wenn also dem alten Kalender mit dem mitternächtlichen Glockenschlag auch das letzte Blatt, das den letzten Tag des Jahres bezeichnete, genommen und so 1938 endgültig vorüber ist, dann ist es doch ein volles und rundes Jahr gewesen: wir haben gesorgt, wir haben gearbeitet, wir haben unsere Pflicht erfüllt, wir haben uns auch gefreut und großes Glück genossen, wir haben vielleicht einen lieben Menschen verloren, aber vielleicht auch einen Freund, einen Lebenskameraden gewonnen, — es ist hin und her gegangen, wie das Leben nunmal seinen Lauf hat. Und wenn wir uns zu allem und jedem gut und richtig gestellt, dann ist es gut gewesen.

Man kauft nicht gerne eine Katze im Sack, sagt der Volksmund; aber mit unseren Tagen und Jahren hat es die Natur weise eingerichtet, daß wir nicht wissen, was sie uns bringen. Und so sehr wir uns auch scherzenderweise beim hitzenden Punsch um das Gesicht der Zukunft bemühen, was wir zu erraten glauben, ist ein leeres Spiel der Phantasie, und es wäre nicht gut, wenn wir uns ernstlich darauf verlassen wollten. Allein notwendig ist, daß wir uns auf uns selbst verlassen können. Denn was auch die Zukunft bringen mag, sie bringt es nicht als blindes Geschick, sie bringt es als Aufgabe für uns, daran wir unsere Kraft und unseren Mut messen sollen. Denn nicht ein mal das Glück ist absolut; es wandelt sich allzu leicht in jähes Verderben, wenn wir es nicht auch als Aufgabe hinnehmen und pflichtgemäß sorgsam damit wirtschaften. Was im kommenden Jahr wird, liegt also zum entscheidenden Teile bei uns selbst; das ist die fröhliche Gewißheit, die uns dem neuen Jahr gegenüber mit unverwüstlichem Mut und heller Zuversicht erfüllt. Und diese Gewißheit gibt uns das Recht, die Nacht zum neuen Jahre in gehobener Freudenstimmung zu verbringen. Mögen die Gläser klingen! Mag die muntere Geselligkeit hohe Wogen schlagen, nach dem ersten Tag des Jahres, den wir feiernd verbringen, wird uns der zweite gerüstet finden und bereit, auch das neue Jahr zu meistern, alles und jedes tapfer anzufassen und mit Schneid zu vollbringen.

In diesem Sinne wünschen wir allen unseren Lesern ein frohes und glückliches neues Jahr. Wir hoffen ja, daß „Der 7. Tag" recht viele Feierabendstunden auch des Jahres 1939 unseren Lesern ausfüllen wird und daß wir auf diese Weise auch fernerhin gute Freunde bleiben werden.

Lk.

Einen schmetternden Gruß dem neuen Jahr

Zeichnung von Marianne Schneegans (Bavaria-Verlag)

„Prost Alf!
Mit Dir trink ich am liebsten!"

Johannes von Kunowski erzählt eine Militärhumoreske aus der Silvesternacht

Fahrer Müller hatte an diesem 31. Dezember einen dicken Kopf. Mißmutig trödelte er von der Stube, zum Gemeinschaftsraum, in die Kantine und dann wieder zurück. Heute war kein Dienst und die Kaserne fast leer.

Die Kameraden waren auf Urlaub gefahren mit Ausnahme von einigen wenigen, zu denen natürlich ausgerechnet auch er gehören mußte. Daß diese Schar der Auserwählten nicht ganz unschuldig an ihrem Pferdein zu Silvester war, daran dachte der Fahrer Müller im Augenblick weniger. Es ist eben auch beim Militär so alleriei erlaubt, was eigentlich verboten ist, die Hauptsache war nur, daß man sich nicht erwischen ließ. Und diese Hauptsache hatte Fahrer Müller nicht genügend in seine Berechnungen eingezogen. Er war eines Tages eben erwischt worden, und deshalb war er heute hier. Gerade um 12 Uhr, wenn in der Stadt jedermann mit irgendetwas auf das Neue Jahr anstoßen würde, da hatte er Stalldienst. Scheiße . . . war ein durchaus abgewandelter Ausdruck, mit dem Fahrer Müller diese Aussicht begutachtete.

Immerhin besorgte sich Fahrer Müller eine kleine Flasche Weinbrand, und als er am Nachmittag ein wenig zu dem Kameraden schweren ging, der um diese Zeit die Wache im Stall hatte, da legte er die Flasche fein säuberlich in einer Futterkiste, brich den Häcksel wieder recht glatt darüber und hatte so für eine höchst private Silvesterfeier den Umständen entsprechend vorgesorgt.

Die Stallwache ließ sich dann am Abend gar nicht schlecht an. Die Pferde waren versorgt, die Streu geschüttet, alles in bester Ordnung. Eigentlich liebte Alf Müller, wie er seinen Vornamen zusammenzog, als Landkind den Stall. Hier war es sauber, luftig und warm; es duftete nach Heu und Hafer, dazu ein wenig herb von den Leibern der braven Gäule. Es war eine beschauliche, ruhige Sache, bei der es wenig zu tun gab und während der man gerade heute prächtig darüber nachdenken konnte, was es in den letzten Jahren so alles gegeben hatte und im kommenden aller Voraussicht nach geben würde.

Zwanzig Jahre später hätte Wolf Müller in gleicher Lage das wohl auch gemacht, jetzt aber war er noch zu jung dazu. Außerdem hatte sich als durchaus nicht unlösbare Unterbrechung „Pollux", der alte Racker, in seiner Art mal wieder lodgemacht und ging vergnügtig seine Kameraden in den anderen Boxen besuchen. Pollux wußte genau, daß seine Besuche nur für kurze Zeit gut gingen, daß dann ein braver Fahrer mit schmeichelnden Liebkosungen auftrat, um ihn am Kopf zu fassen. Dann machte man im entscheidenden Augenblick kehrt und wies dem Spielpartner die Schwanzseite. Zu lange und zu grob durfte man dies Spiel allerdings nicht treiben. Das wußte der gute Pollux und trieb sein Spiel nicht länger als eine Viertelstunde. Dann ging er von allein in seine Box zurück, nachdem er der dösenden „Suse" nebenan noch einmal zum Spaß das Maul schreckhaft in die Flanke gestoßen hatte. Er ließ sich von Fahrer Müller den Halfter wieder überstreifen, wiehrte voller Genugtuung über den gehabten Spaß aus tiefer Brust und knickte dann das linke Hinterbein ein, zum Zeichen, daß er nun genug habe und ferner ungestört bleiben wolle.

Alf Müller war dadurch die Zeit vergangen. Draußen schlug es elf Uhr, und jetzt schien es angebracht, die private Feier langsam einzuleiten. Er schlenderte hinüber zur Futterkiste, grabbelte unter dem Häcksel umher und hielt schon das Flaschenrund in der Hand, da zuckte er zusammen: der wachhabende Unteroffizier!

Die Fitze zu! Haltung und Meldung!

Unteroffizier Hansen nickte — gut, alles in Ordnung.

Wochen langweilig hier, gerade heute zu Silvester", meinte er. Fahrer Müller grinste ergeben. „Na, Müller, wo zwölf ist ja die Wache zuende, und ich glaube, es wird sich dann auch noch zwölf noch ein Tröpfchen finden lassen, wie?"

„Jawohl, Herr Unteroffizier!" begnügte sich Alf Müller zu antworten. Er wollte bestimmt noch vorher solch einen Tropfen finden! Dann ging Unteroffizier Hansen, und der Fahrer stand wieder vor der Futterkiste. Da war die Flasche — Korken raus und ein kräftiger Zug . . .

Bei diesem Zug aber durchrieselte es ihn seltsam kalt, klar und ernüchternd. Das war kein Alkohol, das war, zum Teufel, reines, klares Wasser, und die Flasche war ja auch gar nicht die seine! Noch einmal tauchte er tief in den Häckselgemisch. Aber alles Suchen half nichts. Seine Flasche war und blieb verschwunden. Diese Flasche mit Wurmmawasser war der Ersatz . . .!

Alf Müller fluchte, daß der Kalk von den Wänden rieselte und die Pferde die Ohren stellten. Da hatte ihm jemand einen Streich gespielt. Aber wer zum Teufel?! Gnade Gott, wenn er den rauskriegte!

Wie hatte doch vorhin der Unteroffizier gesagt „Ich glaube, es wird sich auch noch zwölf Uhr noch ein Tröpfchen finden lassen!" Verdammt! Hatte das was zu bedeuten? War es etwa der Unteroffizier selbst gewesen, hatte er die Flasche entwischt? Dieser Gedanke „erwischt" verließ ihn nicht mehr. Das war eine nette Geschichte! Urplötzlich kam ihm in den Sinn, warum er gerade heute hier das Vergnügen hatte. Damals war er auch erwischt worden. Und sollte das mit der eingeschmuggelten Flasche nun vielleicht eine neue Schweinerei werden? Fahrer Müller hatte stark zu tun mit seinen Ueberlegungen. Er merkte gar nicht, wie die Zeit fortschritt. Diese Mitternachtsstunde hatte etwas überaus Heilsames an sich. Er dachte an das vergangene Jahr zurück und wurde ihm keineswegs wohler zumute. Mit dieser bösen Flaschengeschichte kam er auch einigermaßen betreten in das Kommende.

Rummst! — da krachte ein erster Feuerwerkskörper in seine Gedanken. Und schon knatterte es überall. Glocken fingen an zu läuten und das erste „Prost Neujahr!" tönte in die Stille des Stalles von der Straße herein. Es war soweit.

„Prost Alf, mit Dir trink ich am liebsten", sagte Fahrer Müller klein und häßlich zu sich selbst und nahm einen Schluck aus der Wasserflasche. Da stand auch schon Unteroffizier Hansen mit der Ablösung vor ihm. Hansen lal, als hätte er nichts gesehen. Alle drei wünschten sich ein gutes Neues Jahr, und dann ging Unteroffizier Hansen mit Alf Müller wieder weg.

„Nun mal rin in die gute Stube!" meinte Unteroffizier Hansen einladend und machte eine Stubentür weit auf. Da saßen die Kameraden um einen mächtigen Punsch. „So, Müller, nun mal angestoßen auf das Neue Jahr. Wir haben allerhand nette Spenden klein zu kriegen. Erst heute Abend noch kam so nette kleine Flasche Weinbrand . . .

Alf Müller verstand. Feiner Kerl, der Unteroffizier. Wie der jetzt Alfs Flasche hervorholte und in die Punschschale tippte, hoch hieß — aus und vergessen! Und dann saßen sie alle zusammen, und es kam dem jungen Soldaten so vor, als habe er noch nie in seinem Leben ein so freudiges, befreiendes Neues Jahr gefeiert!

Doppeltes Glück

wünschen wir allen Lesern unseres „7. Tag"

Der Jahrhundertpunsch

Eine Silvestergeschichte von Wolfgang Zenker

Es sind 50 Jahre her, da tranken die alten Freunde den Jahrhundertpunsch.

Am Morgen des Silvestertages las der Apotheker Siebenbürt im Kreisblatt von den Neujahrsbräuchen fremder Völker. Da stand auch unter anderem, daß die Chinesen beim Jahresende ihre Schulden zu zahlen pflegten. Siebenbürt nickte grimmig vor sich hin. Er hatte auch noch eine offne Rechnung mit Kaufmann Wipperich! Nicht Schulden galt es freilich heimzuzahlen, sondern Kränkung. Wipperich hatte im Aerger nach einem verlorenen Doppelkopf behauptet, Siebenbürt habe gerade den trefflichen Namen, er verkaufe alles siebenmal so teuer und könne freilich leichter den Verlust im Spiel verschmerzen. Als er, der arme, redliche Kaufmann Wipperich. Das war dem Apotheker mächtig wider den Strich gegangen. Sie spielten seitdem nicht mehr Doppelkopf, und die Versöhnungsversuche des guten alten Doktor Roß, dem die Skatabende ans Herz gewachsen waren, scheiterten ebenso, wie Forstrat Kolzig wohlwollendes Brummen. Er war der Vierte beim Doppelkopf gewesen.

Die alte Stadt lag tief verschneit. Schräg über der Apotheke hielt des Forstrats Schlitten. Da entsann sich Siebenbürt, daß er ja jedes Jahr den Freunden eine Flasche Silvesterpunsch zu spenden pflegte. Ueber dem Aerger heuer hatte er es fast vergessen. Dafür sollten es nun zwei Flaschen werden für jeden weil Jahrhundertwende war, — wenigstens für den Doktor und den Forstrat. Dem Kaufmann aber wollte er eine Lehre erteilen für die unverdiente Kränkung. Gerade sah er drüben den Forstrat aus dem Rathaus kommen und in den Schlitten steigen. Er winkte ihm, der Forstrat lenkte den Schlitten vor die Apotheke und fragte, was Siebenbürt denn wolle. Er fragte so harmlos, als denke er mit keinem Gedanken an den Silvesterpunsch. Da brachte der Apotheker auch schon die beiden Flaschen, die ihm zugedacht waren, und bat ihn in die Apotheke. Er fahre doch beim Doktor Rad vorbei und könne ihm gleich das Seine mitnehmen. „Und Wipperich?" fragte Kolzig in alter Unschuld. „Bekommt nichts diesmal!" sagte der Apotheker. „Aber Siebenbürt!" sprach Kolzig vorwurfsvoll. Da zuckte der Apotheker die Achseln, tat, als werde er anderen Sinnes, schenkte dem Forstrat ein Schnäpschen ein und hieß ihn warten.

Nach einer Weile kam er aus den Vorratsräumen wieder zu Tage und schmunzelte. „Nur noch die Briefe!" sagte er zu Kolzig, trat hinter das Pult und schrieb. Er pflegte seine Gaben gern mit Versen zu begleiten, und das Dichten ging ihm rasch von der Hand. Dann reichte er dem Forstrat zwei wohlverschnürte Kistchen und schob bei jedes unter die Verschnürung ein Briefchen. An eins der Kistchen machte er zur Sicherheit noch ein Kreuz: „Das ist für Wipperich!" bedeutete er dem Forstrat, „das andere für Doktor Rad! „Schön", sagte Kolzig, „wird besorgt!" und stieg in seinen Schlitten. Noch ehe er beim Doktorhause war, bedachte er das Schmunzeln Siebenbürts, und etwas davon wollte ihm nicht gefallen. Er besah die Kistchen. Sie waren völlig gleich, bis auf das Kreuz an einer. Nur auf den Briefen stand kein Kennzeichen. — —

Der Apotheker wunderte sich nicht wenig, als am Silvesterabend die Glocke gezogen wurde und der Forstrat mit Wipperich vor seiner Tür stand. Jeden von den beiden sahen aus den Manteltaschen zwei Flaschen Apothekerpunsch. Herzlich streckte ihm der Kaufmann beide Hände entgegen: „Alter Siebenbürt! Ich bin Dir weiß Gott nicht nachtragend!" Und Kolzig sagte: „Ich habe gedacht, wir trinken den guten Punsch am besten gleich bei dir! Der Doktor kommt noch, ich hab es ausrichten lassen!"

Der Apotheker war sehr verlegen. Zaghaft fragte er Wipperich: „Du nimmst mir's doch nicht übel?" „I wo!" sagte der Kaufmann und Logann vergnügt die erste Flasche zu entkorken. „Den guten Stoff wird ich dir doch nicht übelnehmen!"

Gleich ließ sich Siebenbürt in einen Sessel sinken. Da schellte niederum die Glocke, laut und lange. „Das ist der Doktor!" stöhnerte der Apotheker dem Forstrat zu. „mach du auf!"

Der Doktor stürmte an Kolzig vorbei in die Stube und hielt mit Frosten eine mit Steinen gefüllte Kiste vor Siebenbürt auf den Tisch. Dann holte er einen Brief auf der Tasche und knallte ihn daneben. „Hast du mir das geschrieben?" fuhr er den bleichen Apotheker an. Der schielte nach dem Brief. „Ja, freilich!" sagt er zu. „Das ist die Höhe!" rief der Doktor. Kolzig nahm den Brief auf und las vor:

„Wie leicht dem Kranken wird uns Herz
Wenn er dich rief in seinem Schmerz,
Siehst selbst du, wenn du eingenommen,
Was in der Kiste! Mög's bekommen!"

Er hielt ein Auge zu und sah den Doktor an: „Ein sehr sinniger Spruch, wenn ein paar Flaschen Punsch dabei liegen!" meinte er. Kolzig flickte auch der Kaufmann seinen Vers. „Vielleicht paßt der dafür zu den Steinen", meinte er und las:

„In dem Jahrhundert, das nun scheidet,
Hast du zu Unrecht mich beneidet!
Hing' es nur ab von dir allein,
Müßt dieses meine Nahrung sein!"

Da lachte der Doktor laut: „Siehst du, Siebenbürt, das kommt vom Dichten! Fest darüber die Kisten verwechselt." „Oder ich habe sie verwechselt!" sagte Kolzig ganz bescheiden. „Es soll aber in diesem Jahrhundert nicht mehr vorkommen!" Dann brauten sie sich gemeinsam einen Punsch, zu dem sie nur sehr wenig Wasser brauchten, und stießen an auf ihre alte Freundschaft und auf das neue Jahrhundert, das besser werden möge, als das alte, mit rechter Eintracht unter deutschen Männern, und ohne Mißverständnis unter Fremden. Es war mit dem Jahrhundertpunsch aber so, daß er erst richtig zu wirken begann, als sie beim zweiten Drittel waren. Mit ihren Wünschen ging es ja wohl ähnlich.

jo.-jo.

Dies nebenbei

Nachdem 21 Bewohner der einsamen englischen Insel Roan an der Nordküste von Sutherland das Ultimatum der Behörden, ihre Heimstätten zu verlassen und sich auf dem Festland anzusiedeln, nicht erfüllt haben, wurde die Entsiedlung der Insel nunmehr gewaltsam vorgenommen. Ein britisches Torpedoboot holte die letzten Einwohner von Roan trotz ihres Sträubens ab. Es geschah freilich zum Besten der Inselaner, denn es hat sich gezeigt, daß Roan während der heftigen Winterstürme vom Festland oft wochen-, ja monatelang isoliert ist, und daß es in diesen Perioden nicht möglich ist, die Bewohner mit Lebensmitteln oder eventueller ärztlicher Hilfe zu versorgen. Es kam daher wiederholt zu Hungersnöten und Schreckensszenen auf Roan, die die Behörden zu der Ueberzeugung brachten, daß es aus gesundheitlichem Interesse besser sei, die Leute von Roan auf das Festland umzusiedeln und ihnen an der Küste von Sutherland eine Reihe von Grundstücken zur Verfügung zu stellen, zumal sich auch die wiederholt notwendig gewordenen Hilfsexpeditionen nach Roan als sehr kostspielig erwiesen. Gleichwohl sträubte sich ein Teil der Insulaner bis zum letzten Augenblick, seine angestammten Heimstätten zu verlassen. Er war bereit, weiterhin alle Gefahren auf sich zu nehmen, um auf der heimatlichen Scholle bleiben zu können. So hat man nun das letzte „Fähnlein der 21 Aufrechten" mit sanfter Gewalt von seinem isolierten Inseireich abholen müssen.

*

In England hat man ein neues Mittel eingeführt, um Betrügereien auf Pferderennbahnen zu entlarven. Man hat es dabei auf jene zweifelhaften Sportsleute abgesehen, die immer wieder den Versuch machen, Rennpferde durch Injektionen von Morphium oder Heroin zu größeren Leistungen anzuspornen und sich damit unerlaubte Vorteile gegenüber anderen Bewerbern zu verschaffen. In solchen Fällen, in denen der Verdacht besteht, daß ein Pferd „gedopt" wurde, wie der Fachausdruck lautet, wird sofort nach Beendigung des Rennens ein Viertelteelöffel voll Speichels des Pferdes einer Maus eingeimpft. Nach zehn Minuten zeigt diese Kur bereits, ob eine unerlaubte Anwendung von Narkotika vorliegt. Wenn der Speichel nämlich Heroin oder Morphium enthält, beschreibt die geimpfte Maus mit ihrem Schwanz fortgesetzt S-Kurven und legt sich auf den Rücken, wobei ihre Haare zu Berge stehen und ihre Hinterbeine zittern. Diese Symptome deuten unzweifelhaft auf ein „Doping" des Pferdes hin und ermöglichen eine sofortige Verfolgung des Betrugsversuches.

*

Zur Vorbeugung von Erkältungskrankheiten werden in den Vereinigten Staaten vielfach Impfungen angewandt, aber das Urteil der Aerzte schwankt zwischen Begeisterung und Ablehnung. Um in dieser Frage zu einer Entscheidung zu gelangen, haben die Aerzte Diehl, Becker und Cowan in den letzten drei Jahren mehrere hundert Studenten der Universität von Minnesota, die besonders zu Erkältungen neigten und sich freiwillig meldeten, geimpft. Die Impfstoffe wurden entweder eingespritzt oder eingenommen. Zugleich erhielt aber eine ebenso große Gruppe von Studenten zur Kontrolle eine sterile Kochsalzlösung und Milchzucker in Kapseln, ohne daß sie jedoch wußten, daß es sich nur um eine Scheinimpfung handelte. Das Ergebnis ist, wie die deutsche medizinische Wochenschrift mitteilt, daß die Studenten in den drei Jahren nach der Impfung weniger an Erkältungen litten als im Jahre vor der Impfung. Dabei ist aber merkwürdig, daß der Rückgang bei den wirklich und den zum Schein geimpften gleichmäßig zutraf, beide Gruppen zeigten eine Abnahme der Erkältung. Man erklärt dies damit, daß sie genaue Weisungen erhielten, was sie als Erkältung anzusehen und zu melden hatten. Jedenfalls entspricht der Wert der Impfung gegen Erkältung nicht der aufgewandten Mühe und den Kosten. Was bei der Arzneiwirkung oft auch die Einbildung tut, zeigt folgende kleine Erfahrung. Dr. Diehl wird oft von Hausärzten früherer Imolfinge brieflich um Auskunft über den vorzüglichen Impfstoff gebeten, den der Patient wieder anwenden möchte — in vielen Fällen handelt es sich dann aber um Studenten der Kontrollgruppe, die Kochsalz oder Milchzucker erhalten haben. Man sieht, auch der Wille zur Gesundheit ist ein notwendiges Abwehrmittel gegen die Krankheit.

*

In Norara, dem in der Nähe von Mailand gelegenen Mittelpunkt der italienischen Schirmindustrie, wird in nächster Zeit ein „Museum der Schirme" eröffnet werden, in dem Sonnen- und Regenschirme aller Zeiten und Nationen ausgestellt werden sollen. Während der Schirm als Schutzvorrichtung gegen Sonnenstrahlen schon bei den Völkern des Altertums im Gebrauch war, wo er hochstehenden Personen zum Zeichen ihrer Würde von Dienern nachgetragen wurde, tritt er als Regendach eigentlich erst im 18. Jahrhundert hervor. Seine Vorläufer sind die bastgeflochtene Regenkappe oder die leinene Regenrolle, wie sie beispielswiese zur wendischen Volkstracht gehörte. In manchen Trachten haben sich die sogenannten Regentücher oder Kopfmäntel bis in die jüngste Zeit hinein erhalten, ehe sie der moderne Regenschirm ablöste. Auch in Japan war der Schirm ursprünglich nur ein Schutz gegen die Sonne und wurde darum zuneist aus Papier hergestellt.

jo.-jo.

Im Buche der Geschichte

Es ruht das winterweiße Land,
Träumt wohl wie wir vom Glanz der Ferne...
Dahin die Nacht das Netz der Sterne
Als funkelndes Geschmeide spannt.

Daraus das neue Jahr gelassen
Das noch verhüllte Antlitz hebt,
Da nun der zwölfte Schlag verbebt
Der Turmuhr über Markt und Gassen.

Wie Wind und Blätterfall verweht
Das alte Jahr im dunklen Hage,
Das doch wie eine Heidensage
Im Buch schon der Geschichte steht...

Werner Lürmann.

Vier Mächte in München. Von links: Chamberlain, Daladier, der Führer, der Duce und Grat Ciano.

Die historische Kundgebung auf dem Wiener Heldenplatz. Adolf Hitler spricht von der Rampe der Wiener Hofburg.

DAS JAHR GROSSDEUTSCHLANDS

Oesterreichische und deutsche Zollbeamten beseitigen gemeinsam den Schlagbaum an der Grenze.

1938 - ein Jahr stolzer Geschichte

Ein Rückblick auf die historischen Geschehnisse

Das Jahr 1938 ist zu Ende. Wenn wir an der Schwelle des neuen zurückschauen auf das vergangene, so müssen wir sagen, daß es ein stolzes und herrliches Jahr gewesen ist, das Jahr der Schaffung des Großdeutschen Reiches durch Adolf Hitler.

Die Ueberstürzung der Ereignisse, das Bangen in Stunden und das darauffolgende Glück haben es bewirkt, daß das Jahr 1938 wie im Fluge vergangen scheint. So greifbar nahe stehen uns noch die Frühjahrstage als Anfang März aus Oesterreich die alarmierenden Meldungen kamen, daß das Regime Schuschnigg nun endgültig am Ende sei. Noch ein letztes Aufzucken — die „Volksabstimmung" des Herrn Schuschnigg, und dann — wird in der Nacht des 11. März auf dem Wiener Bundeskanzleramt die Hakenkreuzfahne gehißt: Oesterreich ist erwacht. Die deutschen Truppen marschieren ein. Auf den Straßen längs der Donau und über die Alpenpässe wälzen sich unabsehbare graue Kolonnen. Ihnen folgt der Führer, der zum erstenmal wieder seit Jahrzehnten den Boden seiner Heimat betritt, mit unendlichem Jubel begrüßt. Das Blut der österreichischen Nationalsozialisten ist nicht umsonst geflossen, nicht umsonst gewesen sind Not und Unterdrückung, die Ostmark ist wieder beim Reich.

Ein weiteres Problem harrte seiner Lösung. Im Jahre 1919 hatte der Amerikaner Woodrow Wilson das Recht der Selbstbestimmung der Völker proklamiert. Auf die deutsche Volksgruppe in der Tschecho-Slowakei, die Sudetendeutschen, hat es nie Anwendung gefunden. Im Gegenteil, mit jedem nur denkbaren Mittel wirtschaftlicher und moralischer Art und eben so oft mit der Waffe wurden die Sudetendeutschen, die nichts weiter verlangten als das Recht, das man ihnen einst zugesagt hatte, verfolgt und unterdrückt. Am 21. Mai befindet sich die Spannung bereits einmal auf dem Höhepunkt. Durch eine „Information" des englischen Geheimdienstes haben die Tschechen erfahren, daß Deutschland angeblich mehrere Divisionen an die Grenze schicke. Dieser absolute Nonsens wird von den Tchechen dazu benutzt, eine provokatorische Mobilmachung durchzuführen. Eine Kette endlos scheinender Leiden für die deutschen Volksgenossen jenseits der Grenze beginnt. Zahllose deutsche Männer fallen für ihr Volkstum. Auf dem Reichsparteitag richtet der Führer sein letztes, unmißverständliches und warnendes Wort an die Tschechen und ihre Hintermänner. Die internationale Atmosphäre ist bis zum Zerreißen gespannt. Es folgen die Zusammenkünfte in Berchtesgaden und Godesberg. Ein prachtvolles Spätsommerwetter herrscht über dem ganzen Reich. Wir werden jene Tage nie vergessen. Noch einmal sagt der Führer im Berliner Sportpalast, daß er nicht gewillt ist, auch nur einen einzigen Schritt zurückzuweichen und einen einzigen deutschen Volksgenossen der Willkür eines fremden Volkes preiszugeben.

Am Spätnachmittag des 28. September 1938 durchläuft es die Welt mit Windeseile: Der Führer und Mussolini treffen in München mit Chamberlain und Daladier zusammen. Das Ergebnis dieser Unterredung ist bekannt. Am 1. Oktober setzen sich die ersten deutschen Truppen in Marsch, um die ehemalige deutsch-tschechische Landesgrenze zu überschreiten und das Sudetenland in Besitz zu nehmen.

Das war das Jahr 1938, das ewig in das Buch der Geschichte eingegraben sein wird:

Adolf Hitler schuf das Großdeutsche Reich

In der Nacht des 11. März wird auf dem Wiener Bundeskanzleramt die Hakenkreuzflagge gehißt.

Deutsche Truppen marschieren am 12. März durch Kufstein.

Der Wagen des Führers fährt durch den Ort Melk. Eine österreichische Ehrenkompanie begrüßt ihn.

Die von den Tschechen gesprengte Brücke von Breitenfurt.

Unendlicher Jubel begrüßt die deutschen Truppen im Sudetenland.

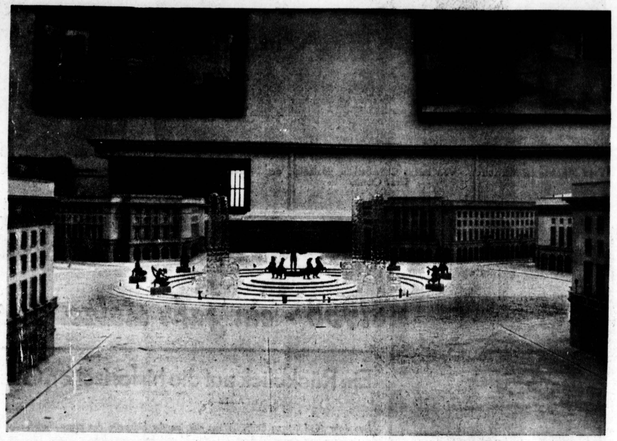
Der Führer im Egerland.

(Associated Preß 4, Presse-Hoffmann 3, Presse-Bild-Zentrale, Weltbild, Scherl Archiv, Zander-Multiplex-K.)

Steine reden für die Ewigkeit

Die Münchener Architektur- und Kunsthandwerks-Ausstellung ist wegweisend für den architektonischen Stil unserer Zeit

Von unserem Kunstschriftleiter

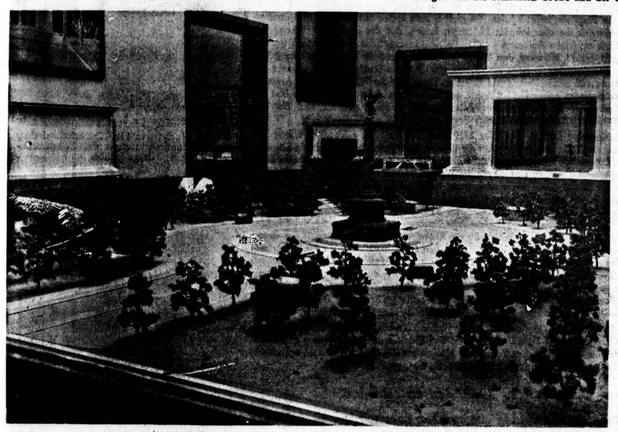


An der großen Nordsüd-Straßenachse Berlins entsteht im Zuge der Neugestaltung dieser repräsentative Platz, dessen Bauten und Anlagen von der schlichten Größe und der eindringlichen Formensprache des neuen Baustils Zeugnis geben.

Wir 80 Millionen Deutsche von heute tragen mit Recht das starke Bewußtsein in uns, in einer stolzen Epoche zu leben, die die seelische Weite von Jahrhunderten, ja sogar von Jahrtausenden in sich trägt.

Aus dieser großartigen Schau der völkischen Seele heraus müssen uns daher die Dinge mit der zwingenden Gewalt eines untrüglichen logischen Schlusses weitaus grandioser und intensiver erscheinen, als in jenen Phasen des nationalen Seins, in denen die Enge des Tages und die psychische Eingeschnürtheit des sogenannten „Bürgertumes" den nüchternen Erscheinungen dieser Welt in ihrer mannigfachen Vielheit den trockenen Stempel des Tages aufdrückten.

Zutiefst mag diese Hinwendung an die gedankliche und daher im Grunde weltanschauliche Tiefe neuen Datums in der unverkennbaren Grundhaltung des nationalsozialistischen Deutschland begründet liegen: in jener ganz aus dem besten Erbteil der germanischen Rasse geborenen und daher überzeitlichen Gedankenwelt der heroischen, kämpferischen und unbeugsam sieghaften Lebensauffassung.



Die Siegessäule in Berlin bekommt bekanntlich einen neuen Platz am Großen Stern. Hier sieht man im Modell wie es einst in Wirklichkeit aussehen wird. Fotos: Scherl

Was nun den Stein betrifft, dieses nach außen hin kalte Produkt der unermeßlichen Natur, dieses aber zur Formung herausfordernde und für das Werden der Menschheit immer so typische Objekt, so dürfen wir — die Kunst- und Geistesgeschichte der Welt ist dafür der beste Beweis — der berechtigten Ansicht sein, daß gerade diese kalte Materie geeignet erscheint, den künstlerischen Willen einer stattlichen Reihe von Generationen noch dann der Nachwelt zu erhalten, wenn die Ideenträger als solche längst ihr ewiges Grab in der heiligen Erde gefunden haben.

Würden anders die besten deutschen Männer der Archäologie und somit des sorgsam spürenden Spatens ausgezogen sein, um die Stätten von Troja und Olympia aus dem Schutt der Vergangenheit freizulegen?

Würden ein Schliemann, ein Dörpfeld, würden aber nicht zuletzt all die vielen Gelehrten von heute mit so zähem Fleiß an der Arbeit sein, um die stummen Zeugen von einst für die Menschen der Gegenwart zum Sprechen zu zwingen?

Jedoch erscheint es trügerisch, wollte man die großen Meister des Steines immer auf jene Tage warten lassen, in denen die Spitzhacken späterer Zeiten das stolze Gebilde einer künstlerischen Phantasie aus dem Schwarz der Vergessenheit herausholen! Das mag im Kern die duldsame Art des Liberalismus sein. Wir haben eine bessere, einleuchtendere Ueberzeugung: Wer den Stein zwingt, wendet sich an jene Menschen seines Blutes, die mit ihm oder auch in der Geschlechterfolge nach ihm auf dieser Erde kämpfend das Leben zwingen.

Bei einer solchen Gegebenheit aber erscheint es uns als eine von dem ewigen Schicksal gewollte Tatsache, daß unser Führer als der Erste der Nation vor Jahren selbst auf dem Gerüst stand, um an dem baulichen Werden Wiens Anteil zu nehmen. Aus dem Mitschaffer von einst aber ist inzwischen der große Former und Gestalter des deutschen Volkes geworden. Er schwingt den Meißel nicht mehr auf den Befehl des bürgerlichen Bauherrn, er hat die Kraft gewonnen, das Gerüst des Neubaus um eine ganze Nation zu legen. Und somit ist die Architektur recht eigentlich (schon von diesem Gesichtspunkt aus gesehen) der sichtbare Ausdruck unseres Denkens und Wollens geworden.

Im Auftrage des Führers wird Prof. Josef Thorak diese monumentale Plastik schaffen, die als „Denkmal der Straße" auf der Autobahn bei Salzburg ihre Aufstellung finden wird.

München, schon so oft die Stätte der geistigen Erneuerung unserer Nation, steht auch diesmal wieder im Brennpunkt des Interesses, eröffnete doch vor wenigen Tagen Adolf Hitler die Deutsche Architektur- und Kunsthandwerksausstellung. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir abermals aus seinem Munde, daß das nationalsozialistische Deutschland den unbeugsamen Willen in sich trägt, auch der späteren Geschlechterfolge sein erhabenes architektonisches Gepräge aufzudrücken. Dabei ist es von grundlegender Bedeutung, daß diese große Münchener Schau sich nicht mit phantastischen Modellen und kühn geplanten Projekten beschäftigt, die dereinst vielleicht einmal steinerne Wirklichkeit werden könnten, diese Ausstellung beschäftigt sich vielmehr schon deshalb mit der nackten Realität, weil das im Entwurf Gezeigte zum größten Teil bereits baulich in Angriff genommen und daher zufolge der nationalsozialistischen Energieentfaltung und der eminenten Kraftanstrengung unserer Staatsregierung als vollendet, also fertig bezeichnet werden kann. Was aber sehen wir?

Es sind Werke, so revolutionierend und in ihren bautechnischen Ausmaßen so grandios gedacht, daß in den Bauwerken dieser Art unsere heutige Staatsführung ihre Ansprüche auf die fernsten Zeiten der Geschichte anmeldet.

München wird umgebaut . . .
Berlin wird umgebaut . . .
Am Chiemsee entsteht eine Hohe Schule der Partei . . .
Hamburg schließt sich an . . .
Wien ist dabei . . .
Dresden fehlt nicht . . .
Ost, West, Nord, Süd . . .
ganz Deutschland ist ein einziger großer Bauplatz geworden.

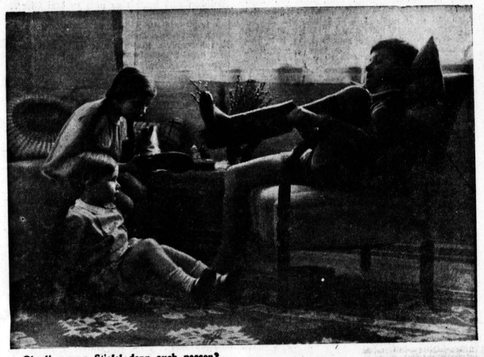
Und die Steine, sie reden wirklich für die fernste Ewigkeit. Daß aber das deutsche Kunsthandwerk in dem großen Akkord dieser unserer Tage seinen ohnedies großen historischen Anspruch auf jene Menschen des germanischen Blutstromes geltend macht, die weit und hell nach uns auf dieser Erde sein werden, will uns als der schönste Beweis dafür anmuten, daß deutsches Wollen und deutsches Können, deutsche Energie und deutscher Fleiß den Rhythmus der völkischen Fortentwicklung nicht nur bestimmen, sondern in dieser Prägung weit überdauern. Dr. Gustav Röttger

Von der Börse der Festesfreude:

Stand der Stimmung:

NOCH UNVERÄNDERT

Zwischen Weihnachten und Neujahr sind die Tage noch voll Hochgefühl — Geschenke, geprüft und praktisch angewandt. — Mit Freude geht's wieder an die Arbeit



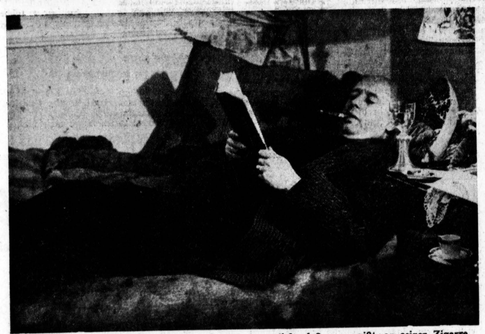
Ob die neuen Stiefel denn auch passen? (Fotos: Luchs-Bavaria.)

Aber dann kamen die Tage nach dem Fest. Die Woche hatte wieder begonnen. Aber so eine rechte Woche ist das doch nicht. Für die Arbeit hat man kein rechtes Einsehen, nur das Notwendigste wird getan. Man möchte soviel wie möglich von der Feiertagsstimmung festhalten und sie unversehrt bis zu Silvester u. Neujahr hinüberretten, was dann auch meistens ohne Schwierigkeiten gelingt.

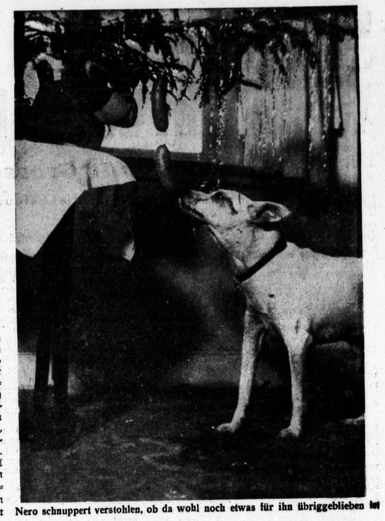
Denn nun gilt es ja erst: die Geschenke mit Ruhe in Augenschein zu nehmen. Sie auf Herz und Nieren bis in ihr tiefstes Innerste zu prüfen. Und nicht nur das, was man selbst bekommen hat, auch das, was auf dem Gabentisch der anderen Familienmitglieder lag, interessiert angelegentlichst. Dazu braucht man Ruhe, viel Ruhe. Ruhe ist überhaupt der gesragteste Artikel dieser Tage.

War das wieder einmal eine Ueberraschung! Denn wer wäre nicht überrascht worden? Und wer sich vorher noch so sicher war, vor dem Gabentisch sind ihm doch die Augen aufgegangen, und für jeden war wohl etwas — und wäre es auch nur eine Kleinigkeit — da, womit er nicht gerechnet hatte. Und diese Dinge, mit denen man nicht gerechnet hat, machen ja die Ueberraschung und die große Freude aus. Wenn dann der erste Rausch des Schenkens und Beschenktwerdens vorüber ist, dann beginnt die Nachfreude, die nicht der schlechteste Teil der gehobenen Feiertagsstimmung ist.

Man hatte sich so vieles vorgenommen, daraus ist dann „fahrplanmäßig" natürlich in den meisten Fällen nichts geworden. Alles ist wie in jedem Jahr mal wieder anders gekommen. Man hat Besuch bekommen, man hat selbst Besuche gemacht, man hat Freunde und Bekannte getroffen, die man das ganze Jahr vielleicht nicht gesehen. Man wollte vorsichtig sein, und hat sich dennoch wieder den Magen verdorben, weil der Spekulatius und die Nüsse, die Aepfel und der Honigkuchen, die Festtorte und der Wein soooo gut gemundet haben!



Vater ist in das Abenteuerbuch seines Jungen so vertieft, daß er vergißt, an seiner Zigarre zu ziehen.



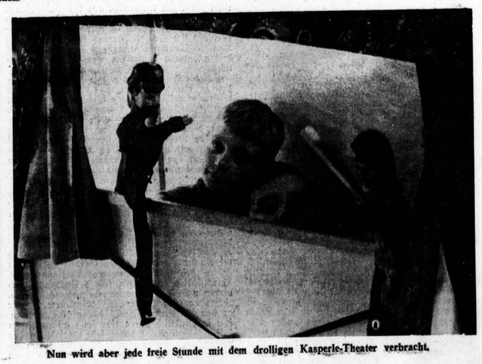
Nero schnuppert verstohlen, ob da wohl noch etwas für ihn übriggeblieben ist

Also liegt der Vater auf der Chaiselongue und liest in Ruhe ein Buch! Aber beileibe nicht etwa das, was er selbst bekommen hat. Nein, das Abenteuerbuch seines Sohnes hat ihn so gefangen. Und vertieft in diese Seiten wird er selbst wieder ein kleiner Junge, so daß er vergißt an der guten Weihnachtszigarre (extra primal) zu ziehen. Die Mutter oder die Großmutter muß den ganz Kleinen Märchen vorlesen, und die Kleinen sitzen mit den Nachbarskindern vor ihr auf dem Teppich und halten Puppe, Schaukelpferd und all die anderen Spielsachen im Arm. Für sie hat das Fest noch an Aktualität nichts eingebüßt.

Die Verlobten sind natürlich die Glücklichen. Ihre Liebe ist nun gewissermaßen „amtlich" geworden, sie können in aller Form öffentlich auftreten, was dann verständlicherweise auch besorgt werden muß. Sie finden natürlich ihre Neider: die heimlich Verliebten. „Sie" kann nur immer wieder „seinen" Brief lesen und „er" trägt verstohlen-stolz die Handschuhe, die von „ihr" kommen. Kurz: es hat ein jeder auf seine Weise seine Beschäftigung, die von der äußeren des Alltags gänzlich abweicht, und die darum wirklich entspannt und viel Kraft für das neue Jahr sammeln kann. —

Und wenn die Silvesternacht dann glücklich überstanden ist und der Neujahrstag sich seinem Ende neigt, ist bei allen das gesunde Gefühl herrschend: Jetzt mag und soll die Arbeit wieder beginnen. Jeder wünscht sich im Vollgefühl seiner neugewonnenen Kraft möglichst „volle Touren". Und so kommt es dann auch. Denn viel Arbeit ist liegengeblieben, die nachgeholt sein will, und die neue wartet schon. Dann also zu. Mit Hochgefühl ins neue Jahr und an die Arbeit! Mag beides aufs Gute gelingen!

Ueber alle Geschenke der Kleinen siegt schließlich doch der Zauber der deutschen Märchen.



Nun wird aber jede freie Stunde mit dem drolligen Kasperle-Theater verbracht.

Abenteuer im tropischen Urwald

Wo wohnt Onkel Hoff, der Farmer?

Vom Matto Grosso über Chile nach Cayenne

Erlebnisse aus fünf abenteuerlichen Jahren, geschildert von F. W. Dinger

Dreimal derselbe

Im Verlaufe einer ganz kurzen Zeit habe ich mit einem Menschen drei verschiedene Begegnungen gehabt. Dreimal war er ein anderer und doch dreimal derselbe.

Als ich ihn zum erstenmal sah, es war in diesem Sommer an einem arbeitsreichen Vormittag im Büro, kam er mit einem Anliegen. Er zeigte mir ein Papier, das ihn als Privatdetektiv auswies. Es handelte sich um eine kleine Auskunft, die ich ihm über einen Bekannten geben sollte. Wir waren in drei Minuten fertig. Diese erste Begegnung hatte nichts Außergewöhnliches. Es waren nur wenige Worte zwischen uns gewechselt worden.

Eine Woche später stand ich vor einem Haus im Kölner Vorort Lindenthal. Es war gegen 4 Uhr nachmittags. Ein Postbote machte gerade seinen Weg von Tür zu Tür. Diese fast automatische Tätigkeit des Briefträgers war das einzige Ereignis, das sich um diese Zeit in der stillen Vorortstraße abspielte. Da meine Beschäftigung nur darin bestand, auf einen Bekannten zu warten, sah ich dem Tun des Postboten mit jener belanglosen Interessiertheit zu, die weder Grund noch Zweck hat. Plötzlich hupte ich. Der Mann, der hier in der Uniform eines Postbeamten Dienst tat, kam mir sehr bekannt vor. Ich konnte mir zwar nicht darüber klar werden, wo ich ihr schon einmal gesehen haben sollte, und so blieb dieses zweite Zusammentreffen eine vorerst noch unbewußte Begegnung mit dem Manne, der vor einer Woche als Privatdetektiv zu mir gekommen war.

Erst die dritte Begegnung mit ihm gab mir die Gewißheit, daß er auch jener Postbote gewesen war. Wieder fand dieses Treffen bei völlig verwandelter Szenerie statt. Wir saßen in einem Waldcafé im Bergischen Land, einer beliebten Ausflugsgaststätte der Kölner und Düsseldorfer, und tranken unter den alten Bäumen des Parks unsern Nachmittagskaffee. Zur Unterhaltung der Gäste spielte eine kleine Kapelle allerlei bekannte Salonmusik. Später wurde auch ein wenig im Freien getanzt. Der junge Kellner sang zu Foxtrott und Tango die Texte mit seiner mal übermütigen und mal sentimentalen Stimme. Ich wandte meine Augen zur Kapelle und gewahrte das bekannte Gesicht. Nun wußte ich, wer der Postbote gewesen und wer dieser Geiger war.

Eine verständliche Neugier gebot mir zu warten, bis es im Ausflugslokal leer geworden war. Ich hatte nicht die Absicht, nun meinerseits den Detektiv zu spielen, aber ich trachtete danach, zu erfahren, welche der drei Rollen die echte war, und warum die beiden andern gespielt wurden. Kurz vor 7 Uhr packten die Musiker ihre Noten und Instrumente zusammen und setzten sich in der Gaststube an einen Tisch, wo man ihnen ein Abendessen servierte. Das Restaurant, das auf Nachmittagsbetrieb eingestellt ist, war inzwischen ziemlich einsam geworden. Die Spieler waren mit ihrem Essen fertig. Sie zündeten sich Zigaretten an und schienen auf den Omnibus zu warten, der in einigen Minuten kommen mußte.

Ich glaubte, daß es nun an der Zeit wäre, den Geiger anzusprechen. Als ich mich dem Tisch näherte, war ich etwas unruhig, vielleicht sogar erregt in dem Vorgefühl einer Begegnung, die mutmaßlich fesselnd zu werden versprach.

„Wir kennen uns, mein Herr, nicht wahr?"

„Ich glaube, es ist so. Sie haben recht, aber im Augenblick weiß ich nicht . . ."

„Ich habe Ihnen einmal einen kleinen Dienst erweisen dürfen. Sie baten um eine Auskunft, erinnern Sie sich? Darf ich Sie nun auch um eine Gefälligkeit bitten?"

Der junge Geiger war aufgestanden. Wir stellten uns noch einmal vor. Ich fragte ihn ziemlich unvermittelt, ob diese Tätigkeit als Musiker zu den Obliegenheiten eines Detektivs gehöre und ob das Austragen von Briefen ebenfalls für einen Privatdetektiv unerläßlich sei. Er lachte. Aber er lachte mit einem ernsten Gesicht.

„Das ist eine lange Geschichte, eine sehr lange Geschichte"

„Nehmen Sie an, ich sei gekommen, um sie von Ihnen zu erfahren. Sie kennen meinen Beruf. Entschuldige er nicht meine Wißbegier?"

„Weleicht hindert mich Ihr Beruf am meisten. Ihnen die Geschichte meines bisherigen Lebens zu schildern. Ich habe sie immer für mich behalten. Außer meiner Frau und meiner Mutter kennt sie noch keiner lückenlos. Ich spreche nicht gern darüber. Aber ich will Ihnen etwas sagen. Daß ich hier musiziere, ist keine interessante Maske eines Sherlock Holmes, und daß ich als Postbote gehe, ist genau so unromantisch. Man muß sein Leben verdienen. Da geht es hart zu, wissen Sie das? Da fragt das Leben nicht, ob man will, ob man Lust hat, ob man geneigt ist. Ich muß mit meinen zwei Händen tüchtig anpacken. Ich bin seit kurzem verheiratet. Wir haben ein Baby. Verstehen Sie, daß ich arbeiten muß?"

Wir hatten den Gastraum verlassen und waren in den Garten gegangen. Becker — er heißt Becker, Hermann C. Becker — lehnte sich an einen alten Baum am Ufer des kleinen Baches, aus dem die leckeren Forellen gefangen werden, die die Spezialität aller Gaststätten im weiten Umkreis sind.

„Wollen wir uns setzen?"

Nach dem heißen Sommertag war es hier in der Nähe des Wassers angenehm erfrischend. Ein Kellner stellte uns Getränke auf den Tisch und zwinkte die elektrischen Lampions an, eine bunte Kette, die den Wirtschaftsgarten abgrenzte. Aus dem Lautsprecher im Lokal waren die ersten Abendmeldungen zu hören. Dann folgte eine angenehme, beruhigende Musik.

Es schien, als ob es meinem Gegenüber schwer würde, zu beginnen. Ich betrachtete ihn sehr aufmerksam. Es war seltsam, wie der stahlharte Blick seiner blaugrauen Augen manchmal weich werden konnte, und wie dann aus dem streng geschnittenen Gesicht beinahe zwei Kinderaugen leuchteten. Und ebenso merkwürdig war die Veränderung des Mundes. Mal waren die Lippen schmal und gepreßt und gebärten ganz und gar zu dem energischen Zügen des schlanken, schmalen Mannes, mitunter aber verloren sich die strengen Konturen, und dann hatte der Mund etwas Träumerisch-Verspieltes.

Ich dachte über die physiognomischen Gegensätzlichkeiten nach und überhörte dabei fast die Anfangssätze, mit denen Becker die lange Geschichte begann, die er mir in dieser Nacht erzählte.

Es war wieder wie in der Zeit, da wir die unvergeßlichen Bücher von Wilden Westen durchschmökerten. Atemlos und mit brennenden Augen. Blutstropfenlanger schlichen durch die Dschungel, reißende Wasser stürzten die steilen Fälle des Paranaschnabe hinunter. Menschen und Tiere verdursteten auf den dürren Hochebenen Boliviens, und in den Urwäldern lauerte die gefährliche Schlange mit dem schönen Namen, die Klapperschlange, auf ihre Opfer. Unter den Worten Beckers verwandelte sich die so oft als grüne Hölle verkannte Unwegsamkeit des Matto Grosso in ein weites, sodendes Paradies. An all den Stunden, die mit der großen Erzählung von fünfeinhalb phantastischen Abenteuerfahrten erfüllt waren, reifte unsere Sehnsucht in diese faszinierende Hölle, die im Paradies Innerbrasiliens liegt.

„Ich bin ausgerissen!"

Ich habe einmal geglaubt, so begann Becker seinen langen Bericht, daß man alles abstreifen könne, was einem schon in der Jugend von der Zivilisation aufgepackt wird, das ganze Bündel von Vorurteilen, von bürgerlichen Formen und Gesetzen. Und ich glaube das auch heute noch. Man muß nur den Mut haben, und man muß jung genug sein und vielleicht auch unbekümmert genug, die Behaglichkeit einzutauschen gegen die Ungewißheit. Ich war damals hervorragend jung und hervorragend leichtsinnig. Ich war der Ansicht, daß ich mich für den Detektivberuf ganz besonders eignete. Dieser Ansicht sind bekanntlich alle Jungen, wenn sie eine gewisse Portion Kriminalliteratur verschlungen haben.

Bei mir wurde der Fall ernster. Ich bequälte mich nicht mit den Zehn-Pfennig-Büchern und den aufregenden Filmen, sondern ging einen Schritt weiter: ich wich dem Ansuchen eines Detektivbüros nicht mehr vom Leibe und war überglücklich, als er mir einmal bei einer Aufklärung eine belanglose, für mich aber lebenswichtige Rolle zuschob. Von da an glaubte ich an meine Mission.

Mit der Zeit schwand die Romantik, die mir diesen Beruf so zauberhaft erscheinen ließ. Ich hatte das Gefühl, daß es mit dem brennenden Interesse allein nicht getan sei, daß es auch hier einer soliden Grundlage bedürfte, eines guten Allgemeinwissens, einer Menschenkenntnis und einer Erfahrung in den Problemen des Lebens. Mir schien, daß es notwendig wäre, eine große Reise zu machen, das Leben kam mir so herrlich leicht vor, was sollte mir schon passieren? So bin ich ausgerissen.

In unserm Elternhaus war oft die Rede gewesen von meinem Onkel Hoff, der sich irgendwo in Prossilien als Farmer oder Pflanzer niedergelassen hatte. Was ich über seinen Aufenthalt erfahren konnte, war sehr wenig; aber gerade dieses Wenige genügte mir als Grund, ihn aufsindig zu machen.

Mit fürchterlichen Zahnschmerzen begann es

Ich saß in der Sanitätskabine des kleinen Ueberseedampfers einem Unikum von Schiffsarzt gegenüber, einem alten Doktor, er scheinend mit seinem Leben längst abgeschlossen und infolgedessen auch für das Leben seiner Mitmenschen nicht mehr allzuviel übrig hatte. Zwischen uns stand eine noch zu drei Vierteln gefüllte Rognaflasche, mit dessen Inhalt er sich selbst und auch mich prophylaktisch zu behandeln pflegte. Er war sowieso die halbe Zeit betrunken, und ich war jung und konnte von dem ungewohnten Zeug nicht viel vertragen. Als die Flasche bald leer war, hatte ich Mut genug, meinen Unglücksahn seinen Zahnschmerzen prompt heim Erwachen wieder zur Stelle. Dem Onkel Doktor war der kleine Irrtum unterlaufen, einen gesunden Nachbarzahn gezogen zu haben. Der Kranke verhielt sich nach wie vor feindlich gegen mein Nervensystem; aber ich habe ihn aus Trotz behalten. Er hat sich mitleidenswie auch wieder an seine Obliegenheiten als Backenzahn gewöhnt und tut seine Pflicht, ohne zu schmerzen.

Bei der Ankunft in Rio de Janeiro war er aber noch rebellisch und trübte mit den herrlichen Eindruck von der majestätischen Pforte zur Neuen Welt.

Mein Weg in die Freiheit der Ferne führte durch den dreckigen Hafenherbsen von Rio zur Avenida Rio Branco in ein kleines Hotelzimmer. Am andern Morgen erfuhr ich beim deutschen Konsulat, daß Onkel Hoff sich in Bairu Guandu im Staate Espiritu Santo niedergelassen hätte. Das bedeutete für mich hier Tage Eisenbahnfahrt nach Norden.

Ich mußte schnell weiter, denn mein Kapital schmolz mit jedem calé sito und jeder Straßenbahnfahrt. Mich interessierten weder die weißgekleideten Neger in den Kaffeehäusern, noch die Pfeife rauchenden oder Chicles kauenden Yankees, weder die italienischen Straßenhändler, noch die Schönheiten der Bucht von Rio de Janeiro. Ich dachte nur einen Dinge: eine Fahrkarte nach Bairu Guandu und einen zierlichen Damenrevolver, den mir ein gerissener Kunde verkaufte, weil er ihn wahrscheinlich einem erfahrenen Menschen nicht anzubieten wagte.

(Fortsetzung folgt)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele!

Eine gelungene Hochstaplerkomödie spielte sich diese Woche in einem der vornehmsten Hotels Sofias ab. Am späten Nachmittag traf nach dem Eintreffen des Orient-Expreßzuges ein Auto vor dem eleganten Hotel der Stadt vor. Ein sehr vornehm aussehender älterer Herr entstieg dem Wagen. Während er seine großen Koffer von den Dienern in die Halle bringen ließ, wollte er eine saffianrote Aktentasche auch nicht für einen Augenblick aus der Hand geben. Der Hoteldirektor empfing den Gast mit einem tiefen Bücking. Sein Respekt wurde noch größer, als sich der Fremde ins Fremdenbuch als Lord Ballington eintrug und sogar einen auf diesen Namen lautenden Diplomatenpaß vorwies.

Auf die höfliche Frage, wie lange Er. Gnaden zu bleiben gedenke, gab ihm der Lord zu wissen, er müsse schon am nächsten Morgen mit dem Schnellzug nach Athen weiterreisen. Er komme aus London und reise in äußerst wichtiger diplomatischer Mission. Hier in Sofia habe er bereits von London aus eine Unterredung mit dem englischen Gesandten verabredet, der ihn bereits erwarte. Man möge ihn unbedingt um 4 Uhr früh aufwecken, damit er seinen Zug nicht verfäume.

Der Lord betrug sich königlich die besten Zimmer und ließ sein Gepäck hinaufschaffen. Die Aktentasche, meinte er gelassen zu dem Direktor, der fortwährend geschäftig um ihn herum war, könne er nicht einen Augenblick lang einem anderen anvertrauen. Von seinem Zimmer führte er noch vor dem Lohndiener, von dem er sich die Nummer der englischen Gesandtschaft hatte geben lassen, ein längeres Telefongespräch. Darauf ließ er sich ein feines Nachtmahl servieren und sagte, er gehe jetzt zum Gesellschaften.

Als er nach Mitternacht heimkehrte, machte er den Portier nochmals darauf aufmerksam, ihn ja pünktlich um 4 Uhr früh aufwecken zu lassen. Natürlich wurde sein Befehl genau ausgeführt. Schon wenige Minuten später begann es auf dem Gang, auf dem der Lord übernachtet hatte, stürmisch zu läuten. Der Kellner eilte rasch in sein Zimmer, um nach seinen Wünschen zu fragen. Stirnrunzelnd und voll Empörung sagte der Lord den Kellner: „Was sind das für Geschichten? Wo sind meine Schuhe und meine Hosen? Ich kann nicht warten, ich muß zum Zug." Der Kellner, schickte den Lohndiener, der ganz verdutzt verschwand, er habe sie säuberlich gepackt dem Lord zurückgebracht. Aber Hosen und Schuhe warten nicht erschienen. Schließlich kam der Hoteldirektor gerufen, den der Lord ganz empört anschrie, so etwas sei ihm in seinem Leben noch nie vorgekommen. Man habe ihm offenbar in dem „vornehmen" Hotel die Hosen und die Schuhe von der Türe weg gestohlen. Wenn er jetzt seine Reise nicht fortsetzen könne und seinen Zug verfäume, gschehe das größte Malheur und dafür würde der englische Gesandte bei der Regierung Beschwerde erheben. In seiner Hose habe er sein ganzes Bargeld gehabt, jetzt habe er nur mehr einen Scheck bei sich und woher solle er in der Eile eine neue Hose für die Reise hernehmen. Schuhe habe er in seinem Koffer, aber er könne doch nicht eine Frackhose im Pyjama tragen. Der Hoteldirektor schwitzte Blut vor Verlegenheit. Er lief vom Boden bis zum Keller alles durchsuchen. Noch bis die Hosen des Gastes sich nicht finden lassen. Der Engländer bogann inzwischen zu toben, er werde wegen der verletzten Schlafmützen in dieser Bude noch seinen Zug verlaufen, und warf alles, was ihm in die Hände kam, zu Boden.

Schließlich wagte sich der unglückliche Direktor wieder in sein Zimmer und bat den Lord zu verlauben, ob er nicht eine neue Hose, die er sich erst vor kurzem hatte anfertigen lassen, anziehen könne. Der Lord ließ sich dazu herbei, die Hose des Direktors anzuziehen, aber nun hatte er nur seine Schecks auf eine Athener Bank und mit denen konnte er doch in Sofia zu so früher Morgenstunde nicht zahlen. Voll Aerger blickte der Lord auf seine goldene Armbanduhr und meinte, jetzt habe er nur mehr eine Viertelstunde Zeit bis zum Abgang seines Zuges. Der Direktor möge ihm einen seiner Schecks auf die Athener Bank abnehmen und ihm dafür Lewa und Drachmen ausgeben. Der Scheck lautete auf nicht weniger als 200 Pfund. Das war der kleinste Scheck des hohen Gastes. Der Direktor wagte es nicht, nein zu sagen, und zahlte dem noch immer zürnenden Engländer den Scheck aus. Darauf fuhr der Lord mit seinen Koffern und seiner saffianroten Tasche zum Zug.

Als es acht Uhr schlug, kam auf einmal der Kellner eines bekannten Nachtlokals und fragte nach Lord Ballington. Der Lord habe in der vergangenen Nacht eine große Zeche im Lokal gemacht, beim Zahlen aber bemerkt, daß er seine Brieftasche im Hotel vergessen habe. Er habe gesagt, man möge die Rechnung in der Früh beim Portier seines Hotels einkassieren. Nun wurde dem Direktor bitter bange um seine guten Hosen, aber noch mehr um das viele Geld, das er für den Scheck herausgeben hatte. Er lief sofort bei der englischen Gesandtschaft an, wo natürlich keiner je etwas von dem Lord Ballington gehört hatte. Ueberflüssig zu sagen, daß der Scheck falsch war, wie sich sehr bald herausstellte.

Die Sofioter Polizei sucht jetzt nach dem „Lord", der die ganze Komödie in Szene gesetzt hat. Sie hat bereits die Polizeidirektionen der benachbarten Staaten von dem Gaunerstreich des Hochstaplers verständigt.

***

Eine dem amerikanischen Geschmack in ihrer Absonderlichkeit sehr zusagende Eheschließung fand in diesen Tagen im Hafen von Newyork statt. Meter unter dem Wasser statt. Der Ehemann war ein Taucher. Er stieg bei der Hochzeit mit seiner Frau in die Taucherglocke und verschwand vor den neugierigen Blicken der Zuschauer im nassen Element. Sachen machen die Leute, Sachen . . .

Xaver Kanten

Herdfeger besser denn je

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

Roman von Christel Broehl-Delhaes

Copyright by: Karl Köhler & Co., Literarischer Verlag

10. Fortsetzung

Jetzt trat Klinger näher. Er wies sich als Kriminalbeamter aus und erläuterte die Wichtigkeit der Beantwortung dieser Frage, ob der Brief unter Umständen schon abgeholt oder auch, was durchaus möglich sei, an eine bestimmte neue Anschrift weitergeleandt worden sei.

Mit unerschütterlichem Gesicht, als befohlen sich tänzlich Kriminalbeamte mit den Empfängern seiner Briefe, schaute der Postmann die einzelnen Fächer durch. Er teate schließlich eine Karte vor sich auf den Tisch.

„Da ist in der Tat ein Nachsendungs-Auftrag. Alle Eingänge für Fräulein Else Strette, hauptpostlagernd Frankfurt am Main, sind nach Berlin W 9 weiter zu leiten."

Schrader und Klinger sahen sich mit verblüfften Gesichtern an.

„Da hätten wir lange hier stehen können", fand Schrader als erster die Sprache wieder. „Inzwischen würde Else in Berlin längst meinen Brief abgeholt haben und wäre uns trotz Verbot entschwunden. Bei der Reiselustigkeit dieser beiden Damen!"

„Donner und Doria — ja", pflichtete Klinger bei. „Guter Gedanke, gleich hier nachzufragen! Sie sind doch nicht so ungeeignet für den kriminalistischen Beruf, lieber Herr Schrader."

„Wünschen die Herren noch eine Auskunft?" erinnerte der Schalterbeamte sie nicht gerade freundlich. „Ich möchte nämlich sonst schließen!"

„Ja, wenn Sie uns noch sagen könnten, wann der hier eingegangene Brief an Fräulein Strette nachgesandt worden ist, so wären wir Ihnen sehr verbunden. — Das ist wichtig für uns!"

„Nein", entgegnete der Mann am Schalter grämlich, „das kann ich nicht. Mein Kollege, der heute morgen hier Dienst tat, hat ihn wohl nachgesandt, wenn er heute hier eingegangen war."

„Der Brief muß heute morgen schon dagewesen sein!"

„Hier ist er jedenfalls nicht mehr!" fiel sich der Schaltermann zu einer weiteren Auskunft herbei.

„Halten Sie es für möglich, daß dann der fragliche Brief heute nachmittag schon in Berlin war?"

„Möglich ist es immerhin . . ." Der Beamte machte nun aber ernstlich Anstalten, den Schalter zu schließen.

Klinger und Schrader traten zurück. Die Lichter im Raum waren bis auf eine große einzelne Lampe in der Mitte bereits erloschen. Alle Menschen hatten das Gebäude längst verlassen.

„Nix", sagte Klinger ergeben, als sie draußen standen, „das ist nun ein Offizialspiel. Entweder hat sie den Brief schon, oder sie holt ihn morgen früh dort in Berlin ab. — Kommen Sie! Reisen wir dem Brief nach!"

Fünfzehntes Kapitel

Seit dem Augenblick, da sie den Boden Berlins betreten hatten, erschien Else die Luft wie mit verwirrender Elektrizität geladen zu sein; sie vermochte kaum mehr zu atmen.

Marie Tijanos Handlungen waren alle von einer beispiellosen Hast und Unruhe. Sie sah an Else vorüber, als sei sie gar nicht vorhanden, bürdete ihr aber hinwieder darum — da sie selbst gar nicht imstande war, an diese Dinge zu denken — fast die ganze Verantwortung für das Gepäck, die Bestellung der Zimmer und für viele andere Dinge auf.

Schon am Nachmittag war Else Strette allein, denn Marie Tijano hatte ihr Zimmer nur eben betreten, sich eilfast erfrischt und umgekleidet und das Hotel wieder verlassen. Für Else hinterließ sie nur einen kurzen Brief, der dieser mitteilte, daß sie nicht auf sie warten solle. Sie möge ruhig allein zu Abend essen und früh zu Bett gehen, da vermutlich bereits am nächsten Morgen Erfüllung geworden war. Dann tröstete sie sich damit, daß sicherlich noch kein Brief eingegangen sei, und daß der morgige Tag daher Erwartungen und Erfüllungen in sich berge, die sie jetzt nicht einmal ahnen konnte. Und sie wurde wieder froh und trat um vieles beschwingter den Heimweg an. —

***

Erstaunlicherweise brachte der folgende Tag durchaus nicht die von Marie Tijano angekündigte Mehrarbeit.

Nachdem Else erst einmal sehr lange mit dem Frühstück auf die Herrin gewartet hatte, erfuhr sie auf ihre Frage vom Pförtner des Hotels, daß Frau Tijano gar nicht — so, auch nach Peterling! Das waren doch wenigstens Menschen gewesen. Richtige, warme, begreifliche Menschen. Und dann erst das liebe, alte Ehepaar in Frankfurt!

Sie setzte sich hin und schrieb einen längeren und sehr herzlichen Brief an jene alten Leutchen, die ihr auf kurze, ach, allzu kurze Zeit — und verheimlicht vor Marie Tijano — wie Eltern gewesen waren. Papa und Mama Groner! Sie schrieb ihr das Leid der Stunde vom Herzen und fühlte sich dann erleichtert und wie befreit von schwerem Druck.

Da sie nichts Besseres zu tun wußte, machte sie sich noch auf den Weg, um den Brief eigenhändig in den Kasten des Postamts zu werfen. Sie verschmähte dabei die weite Strecken überbrückende Straßenbahn und schlenderte neugierig und nun viel beruhigter über Wege und Plätze der Weltstadt. Um sie brauste der Berliner Verkehr.

Ihrem jungen Leben, das so wenig Abwechslung gekannt hatte, waren eigentlich die vielen Reisen und Veränderungen seit unglaubliche Geschenke, wenn sie auch zuerst vor jeder Neuerung erschrocken und vereinsamt stand, wenn auch ihr eigenstes und geheimstes Wesen dabei keine Berücksichtigung fand. Wie eine unsebeure, abhandliche Lebzeit waren die Tage und Wochen in der Fremde für sie, denn immer noch war die Stadt am Niederrhein irgendwie mit dem Begriff „Heimat" für sie verbunden. Als sie daher von dem Postgebäude stand und den Brief in den breiten, geöffneten Schlitz des Kastens gesenkt hatte, dachte sie daran, daß ihr der postlagernde Brief — wenn überhaupt ein solcher vorhanden war — recht gut bereits von Frankfurt nach Berlin gefolgt sein konnte und daß es herrlich sein müsse, gerade an diesem ersten und sehr einsamen Abend in einer unbekannten Stadt wenigstens das geschriebene Wort eines nahen und vertrauten Menschen zu lesen, es bei sich zu wissen und zu besitzen. Sie flog also mit eiligen Schritten durch den Vorraum in das Innere des Schalterhaales. Ihr Blick streifte die Uhr und sah den Minutenzeiger gerade von Zwölf nach Eins rücken. Ach Gutte mir zwei Dinge! Eine Fahrkarte nach Baiyu Guandu und einen zierlichen Damenrevolver, den mir ein gerissener Kunde verkaufte, weil er ihn wahrscheinlich einem erfahrenen Menschen nicht anzubieten wagte.

(Fortsetzung folgt)

Silvester-Spruch

Von Alfons Hayduk

Schließ ab, o Mensch, daß alte Jahr,
Bedenk, was darin köstlich war,
Was die geblüht am Wegesrand,
Wo manche stille Freude stand!
War da dein Herz nicht wieder jung?
Bedenke das beim Abschiedstrunk.

Schließ ab, o Mensch, das alte Jahr,
War's schön, so war es voll Gefahr!
Nur jene Stunde sei beklagt,
In der du zage nichts gewagt,
Nur die sei als verlan bereut,
Die keinen Menschen hat erfreut.

Schließ ab, o Mensch, das alte Jahr,
Und alles was dran übel war!
Schlag' zu der Unbill harte Tür:
Es will ein neues Jahr herfür,
Will nicht Verzicht und keine Pein,
Will stark von die gestaltet sein!

Der Beamte nahm inzwischen ruhig mehrere Briefpacken aus verschiedenen Fächern in seine Hände und prüfte ruhig und unerschütterlich die Anschriften. Gleich würde er den Kopf heben und mit einem bedauerlichen Kopfschütteln erklären: „Nein, es ist nichts gekommen!"

Aber — da war doch ein Brief! Der Beamte setzte ihn vor Else Strette hin und flimmerte sich danach nicht mehr um sie. Er beugte seinen Kopf über ein Bündel Mappen und Berechnungen.

Sie aber sah auf den vielfach beschriebenen Briefumschlag nieder wie auf ein Wunder. Nachgelandt nach Berlin W 9. stand darauf. Dann der Stempel von Frankfurt. Absender war: Toni Schrader, Bilker Allee 18. Ein genauer Absender! Bilker Allee 19. Sie konnte ihm nun schreiben, so oft sie wollte — jeden Tag, jede Stunde, immer!

Ein Schluchzen saß ihr in der Kehle. Wohin waren Angst und Ungewißheit? Ein Mensch war da! Bilker Allee 19 in der lieben Stadt am Rhein.

Sich umwendend, hat sie fast ohne Schritte in den Raum hinein und — schrie leise auf. Der, dessen Brief sie gegen ihre Brust gepreßt hielt, stand leibhaftig vor ihr — in seiner vollen Größe, ein bißchen schmaler im Gesicht als bisher, aber lachend und fröhlich. Und er sagte zu ihr:

„Endlich habe ich Sie doch erwischt, Fräulein Elschen!"

Sie hörte diesen Satz wie hinter tausend Schleiern. Und alles drehte sich um sie. Ihre Beine zitterten. Doch dann war ein Arm da, der hielt sie. Wie Eisen war er — oder wie ein starker Eichenstamm oder wie ein Hausbalken.

„Sie" franzte sie so leise wie ein Hauch — und dann wurde ein Weinen laut, das sich nicht mehr aufrechhalten ließ.

„Statt daß Sie sich freuen, weinen Sie nun!" tadelte Schrader überhaupt und drückte ihren Arm gegen sich, als wolle er ihn zerbrechen. Auch er unterdrückte nur mit Mühe die Erschütterung, die diese Stunde des Wiedersehens mit dem Mädchen, nach dem er so lange gesucht hatte, ihm bescherte. Unmittelbarlich strebten sie beide dem Ausgang zu, und hier fand Else endlich ihre Fassung wieder.

„Zu wunderbar ist es aber auch, daß gerade Sie mir hier über den Weg laufen! Hier in Berlin! So weit von Düsseldorf", flüsterte sie leise. Sie fuhr mit dem Taschentuch über die Augen.

„Gar nichts ist wunderbar!" Schrader verfinste auf einmal wieder über seine ganze Kühnheit. „Ich bin Ihnen doch nachgereist! Wollen Sie mir glauben, daß ich auch schon in — Frankfurt war?"

Sie schob ihn etwas von sich ab und sah ihn über die Maßen erstaunt an.

„Aber nein?!" sante sie und sah trotz ernstes Gesicht dazu auf. „Wie ist das nur möglich?" Und dann fiel es ihr wieder ein, und es bedrängte sie so stark, daß sie die Sache sofort in Worte kleiden mußte, auf die Gefahr hin, ihn sofort wieder zu verlieren — den Freund, den nahen, vertrauten Menschen: „Und was sagt Ihre — Braut dazu?"

„Meine — — — Braut sagen Sie? Wer soll denn das sein?"

„Nun, das Mädchen, mit dem Sie damals an dem Denkmal im Hofgarten vorbeispazierten!"

„Da soll sich nun einer zurechtfinden! Ich bin in der letzten Zeit wohl unzählige Male an Denkmälern vorbeigegangen."

„Ich meine das Denkmal, von dem Sie den kleinen ungezogenen Jungen herunterholten!"

„Den kleinen Jungen?" Er mußte scharf nachdenken. „Hm, habe ich denn da ein Mädel bei mir gehabt, daß Sie für meine — Braut halten mußten? Wer kann denn das nur gewesen sein? Hm — — — können Sie das Mädchen mal beschreiben? Wie sah es denn aus?"

„Auf der Kirmeswiese waren Sie auch mit ihr", erklärte Else noch leiser und senkte den Blick.

„Auf der Kirmes? Arm-in-Arm?! Natürlich! — Und am Denkmal — ja! Das war Grete, meine Schwester, die damals zum Stellbichein mit ihrem Verlobten strebte, und die ich Ahnen am nächsten Tag als Kundin auf den Hals schickte. Allerdings hatte sie kein Glück, denn Sie waren inzwischen bereits auf Nimmerwiedersehen verschwunden! — — Sie ließen sich immer und immer nur suchen!"

Else atmete stoßweise. Ihr wurde heiß und kalt. Aber — die Tatsachen blieben bestehen: Alles war hell und einfach. Alles war klar. Und es mußte so sein, daß sie hier mit Toni Schrader auf der Straße entlang ging, so wie sie es sich einst in ihren kühnsten Träumen gewünscht hatte — untergefaßt und so, als ob sie beide zusammengehörten.

„Na, sind Sie nun beruhigt?" fragte er und beugte seinen Kopf tief zu ihrem zarten Gesichtchen herab.

Sie konnte ihn aber nicht ansehen, weil ihr die Augen so brannten, weil sie nicht weinen wollte, weil er es doch auch nicht sollte, weil alles so schön war, weil . . . Aber sie mußte hart und zerknirscht.

„Und sonst?" fragte er. „Wie geht's sonst?" Er mußte immerzu reden und sich ablenken und fragen, wenn er nicht so töricht sein wollte, sie mitten auf der Straße in die Arme zu nehmen und ihr zu sagen: „Jetzt führst du mit mir heim! Heim zu uns! Zu uns!" Also fragte er nach ihrem Ergehen.

„Sonst ist alles beim Alten. Das heißt — — —" Hier stockte sie. Alles, was sie noch zur Not bedrängt hatte, hatte sie vergessen über diesem beglückenden Wiedersehen.

„Noch immer bei Frau Tijano?"

„Woher wissen Sie den Namen?" wollte sie erschrocken wissen. „Ich habe ihn Ihnen doch nie genannt."

Schrader schaute sich unauffällig um. Klinaler folgte ihnen, an den Auslagen vorbeischlendernd wie ein harmloser Nichtsthuer, in einigem Abstande.

„Von Peterling natürlich."

Ach — Peterling! Richtig! Er hatte so allerhand aus ihr herausgeholt. Wie war es denn mit dem falschen Geld gegangen? Sie fragte danach und wurde ganz aufgeregt dabei.

Schrader berichtete ausführlich von dem Verlauf der Verhöre: nur Marie Tijanos Name erwähnte er mit keiner Silbe. Er hatte Anweisungen von Klinaler und vom Kommissar, Else Strette zuerst nicht kopfscheu zu machen. Unter Umständen — Schrader glaubte daran natürlich nicht, aber die Polizei war eigentümlich in diesen Dingen! — verheimlichte sie sonst den Aufenthalt der Tijano.

Else hörte ebenso aufmerksam wie verwundert zu, während sie immer noch Arm in Arm über die menschenerfüllten Straßen weiterschlenderten.

„Ich verstehe das nicht", sagte sie mit ihrer schönsten und klarsten Stimme, deren Tonfall den Mann heiß durchdrang, „wie ein Mensch sich zu so etwas herbeilassen kann; er schädigt doch damit nicht nur den einzelnen, sondern das ganze Reich, das ganze eigene Volk."

„Aber wenn es gut geht, hat so ein Falschmünzer ein schönes Leben und viel Geld", lockte Schrader und sah sie forschend an. In seiner Seele empfand er einen tiefen Schmerz und Verachtung vor sich selber, daß er diese Prüfung vornahm, obwohl er doch an Else glaubte und immer und immer nur seinetwegen gehörte.

„Ach, ein schönes Leben und Geld — —! Was kann das in solchem Falle schon bedeuten?" meinte sie wegwerfen. „Ich habe es doch erlebt, wie es ohne Geld ist, es ist mir doch immervoll genug gegangen, aber in letzter Stunde kam immer noch eine Hilfe, und eine saubere, wahre Hilfe!"

Mit ihren großen, hellen Augen lächelte sie ihn an, und dieses Ertrahlen ihres Gesichtes ging ihm durch und durch. Ja, er wußte, wie schlimm es ihr schon ergangen war. —

„Aber wenn dann doch keine Hilfe kommt, auch nicht so „in letzter Stunde", Elschen? Weiß man denn genau, was alles geschehen kann, wenn man verzweifelt ist, wenn man nicht aus noch ein weiß?"

„Man kann auch stolz sterben", sagte da ein feiner, roter Mund, der schon so bitter sein konnte, stolz und entsündigt."

„Elschen!" erschrak er und drückte ihren Arm noch näher und fester an sich; diese großen Worte aus dem Munde einer Frau setzten ihn in Erstaunen. Wie ein Krieger nach verlorener Schlacht hatte sie gesprochen. „Tapfere Männer können wohl so reden" meinte er.

„Wir Frauen sind aber nicht weniger mutig . . ." Der stolz begonnene Satz verflatterte aber und sie seufzte: „Und noch vor einigen Minuten war ich fast verzweifelt!"

„Verzweifelt? Warum? Ich denke. Sie haben Stellung, Wohnung und Brot? Was ist da für ein Grund zum Verzweifeln?"

„Das alles habe ich wohl", sie sprach zögernd, „aber es schwebt irgend etwas in der Luft. Seit der Reise nach Berlin ist Frau Tijano verändert. Schon während des Flugs — so tatsächlich, ich habe meine erste Luftfahrt hinter mir! — sprach sie kaum ein Wort und starrte nur immer aus dem Fenster, als müsse sie nachsinnen, immer und immer nur nachsinnen. — Als wir dann ankamen, ging sie sofort auf ihr Zimmer, zog sich eilig um und verließ das Hotel. Seitdem ist sie noch nicht zurückgekehrt."

„Auch die Nacht hat sie nicht im Hotel verbracht?"

„Nein, heute morgen war ihr Zimmer unberührt."

Schrader dachte: Dann ist das wohl so, daß auch Wandel, Felix Wandel — oder wie immer er heißen mag, Peterlings Mäzen, in dieser Stadt ist. Das alles wird Klinger sehr wichtig sein.

Er wandte sich wieder einmal um und entdeckte den Kriminalisten, in dem kein Mensch einen Beobachter vermutet hätte, ein Stück weit hinter sich.

„So" sagte Schrader, „dann gehen wir jetzt einmal zu Ihrem Hotel. Sie sehen, ob Frau Tijano zurück ist, und wenn das der Fall ist, dann bitten Sie die Dame um Ausgang für heute abend."

Else befam schon wieder eine kleine weiße Nasenspitze, wie immer, wie sie über irgend etwas erschrak.

„Das geht doch nicht", flüsterte sie, „wo ich gestern erst einen vollkommen freien Abend hatte und heute den ganzen Tag nichts getan habe."

„Nun, dafür haben Sie auch vorher wochenlang ohne Ausgang gearbeitet. Zum Beispiel in Düsseldorf! Sagen Sie rubig, daß Sie Besuch bekommen haben, der heute abend mit Ihnen Wiedersehen feiern wollte."

„Besuch? Um Himmels willen! Sie wirft mich auf der Stelle hinaus, wenn ich das sage."

„Dann lassen Sie sich nicht erst „werfen", dann gehen Sie seelenruhig selber! Für Ihr Auskommen in Düsseldorf ist gesorgt. — Sagen Sie ihr doch rubig, durch welchen „Zufall" Sie heute abend Besuch bekommen haben, und sie wird Ihnen bestimmt freigeben. Es kann ganz einfach kein Mensch einem anderen vorschreiben, ob er Bekannte haben darf oder nicht. Das dürfen und sollen Sie sich nicht gefallen lassen! Jetzt bin ich da! Und ich lasse Sie nicht im Stich, glauben Sie mir's."

Ja, er war da!

Sie sah an seiner großen Gestalt empor, und ein großes Glücksgefühl rann durch sie hin. Erfüllt war das, was sie erst am Abend vorher und an diesem verzweifelten Morgen sich gewünscht hatte. Sie hatte einen Menschen, der ihr nahestand.

„Werden Sie es nun endlich tun?" vergewisserte er sich, da sie immer noch schwieg.

„Ja, ja, ja!" gelobte sie und strahlte ihn an. — —

Sie hatten das Hotel erreicht, in dem Else Strette wohnte. Toni Schrader trat mit ihr gemeinsam ein und versprach ihr, in der Eingangshalle zu warten.

Der Pförtner trat jetzt auf Else zu.

„Fräulein Strette, Frau Tijano ist oben und hat bereits mehrere Male nach ihnen gefragt."

„Ich komme schon, ja, ich komme!" Else atmete auf und nickte Schrader nochmals lächelnd zu.

„Auf nachher!" rief er ihr leise nach. Alles an ihm atmete Zuversicht. Sie sollte ihm nicht wieder entschwinden.

Kaum war Else mit dem Fahrstuhl nach oben gefahren, da trat Klinger an den kleinen Tisch, den Schrader belegt hatte.

„Nun", sagte er, „da wären wir also endlich auf einer Fährte."

„Ja, und die Löwin ist in der Falle. Frau Tijano ist auf ihrem Zimmer und wartet bereits mit Ungeduld auf Fräulein Strette!"

Ausgezeichnet!"

Der Kellner trat jetzt an den Tisch, und die Herren bestellten zwei Mokka. Klinger sah nachdenklich jene kleine Straßenaufnahme aus der Tasche, das einzige Bild, das man bei der Polizei von Marie Tijano hatte.

„Ich erkenne sie auf den ersten Blick", schwor er. „Wenn ich also plötzlich verschwinde, Schrader, dann fragen Sie nicht. Zahlen Sie meinen Mokka und halten Sie sich im übrigen an unser Hotel. Vielleicht kann ich Sie noch irgendwo brauchen!"

„Ausbildung zum vollkommenen Kriminalisten!" scherzte Schrader, aber der Spaß ging ihm nicht glatt vom Munde. Er rauchte seine Zigarette mit fieberhafter Hast. Dabei ließ er den Fahrstuhl und die Treppe nicht einen Augenblick aus den Augen.

„Sie müssen ruhiger werden, viel ruhiger", neckte ihn Klinger mit der Ueberlegenheit des Mannes, der solchen Lagen gewachsen war. „Ihnen sieht man ja die Aufregung an."

„Quatsch sieht man!" Schrader verteidigte sich grob. „Es kommt mir jetzt im Augenblick doch nur darauf an, ob die alte „Dame" da oben das Mädchen freigibt oder nicht."

„Na, „alte Dame"!?" zweifelte Klinger. „Die Marie Tijano des Bildes ist eine bildschöne Frau im Anfang der Dreißiger."

„Meinetwegen denn: ob die „bildschöne Frau" im Anfang der Dreißiger meine Else heute abend losläßt oder nicht."

Klinger lachte unbefümmert.

„Das alles habe ich wohl", sie sprach zögernd, „aber es schwebt irgend etwas in der Luft. Seit der Reise nach Berlin ist Frau Tijano verändert. Schon während des Flugs — so tatsächlich, ich habe meine erste Luftfahrt hinter mir! — sprach sie kaum

Zum neuen Jahre sendet

Zarah Leander

die gefeierte Künstlerin, die herzlichsten Glückwünsche für den „7. Tag".

Foto: Ufa

Klinger bestellte zwei weitere Mokkas. Neue Zigaretten wurden angezündet. Die Männer sahen auf die Asche und auf ihre Finger, beobachteten den Geschäftsgang des Hotels und die Menschen, die ein- und ausgingen. Schrader blickte hin und wieder auf seine Armbanduhr.

„Es dauert seine Zeit", bemerkte Klinger dazu und machte sein gleichmütigstes Gesicht, „man muß warten können! Große Damen haben so mitunter ihre Mucken." — —

„Wollen wir uns nicht einmal erkundigen, ob es noch einen anderen Ein- und Ausgang gibt außer diesem?" fragte er.

„Sie glauben doch nicht, daß die beiden Damen wieder abreisen wie in Düsseldorf? Sonst und flanglos, heimlich und ohne eine Zeile für Sie zu hinterlassen?"

„Möglich wäre es immerhin — — —"

„Sogar bei Fräulein Strette? Sie weiß doch, daß Sie hier sind?"

„Gleichgültig! Diese fremde Frau scheint leider eine außergewöhnliche Macht über sie zu besitzen."

In diesem Augenblick näherte sich ein Hotelpage dem Tischchen, an dem eine so merkwürdige Unterhaltung geführt wurde, und sagte zu den Herren:

„Herr Schrader wird am Telephon verlangt. — Fräulein Strette wünscht Sie zu sprechen!"

Schrader federte hoch und lief die paar Schritte zur Telephonzelle im Eisschritt hinüber.

„Mädchen", sagte er in die Muschel hinein, noch ehe Else ein Wort hatte sagen können, „daß du noch da bist! Gott sei Dank!"

Weder ihm noch ihr fiel es auf, daß er sie duzte.

„Also sollte ich denn sein?" kam es kläglich zurück. „Aber es ist schon so: ich darf heute nicht mehr fort. Frau Tijano will selbst noch ausgehen."

„Sie will ausgehen?" Schrader stockte. „Elschen, warte doch einen winzigen Augenblick am Apparat. Aber nicht fortgehen! Hörst du?" Und er verließ die Zelle, die Tür hinter sich offen lassend, und stürzte an den Tisch, an dem er bisher mit Klinger gesessen hatte. Klinger folgte. Schrader fragte den herantretenden Kellner.

„Wo ist der Herr hingegangen?"

„Der Herr ist sehr plötzlich hinausgegangen", war die erstaunte Antwort. „Ich dachte, der Herr wüßten —?!"

„Ja, dann ist es gut! Schönen Dank!" Und Toni Schrader lief wieder zur Zelle zurück und riß die Tür hinter sich ins Schloß. „Elsemädchen? — Schön, da bist du ja noch! — — Wo ich war? Ob, nur eben mal . . . Kleine Mädchen müssen nicht alles wissen! — Also die Antipve hat dich nicht freigelassen? Gut, da höre mal zu: Du gehst jetzt zu Frau Tijanos Zimmer hinüber und siehst nach, ob sie schon fort ist."

„Nein, nein", stammelte die kleine Stimme jenseits des Drahtes, „nein, nein, ich traue mich nicht. Sie war so entsetzlich böse, als sie ihr von meinem Besuch erzählte. Ich habe ihr nicht einmal gesagt, daß — Sie in der Halle unten warten!"

„Sie? Unter guten Freunden gibt es kein Sie! Du mußt du sagen, mein Elschen, du! — Und nun denke bitte mal darüber nach, wer mir vor einer knappen Stunde etwas von einem „losen Tod" erzählte . . . Waren das nur schöne, leere Worte, oder . . .

„Ich gehe, ich gehe ja schon!" schnitt ihm die kleine Stimme am Draht die Rede ab. „Ich tu's! Und wenn sie mich heißt, schrei' ich um Hilfe. Dann hilft du mir!"

„Dann helfe ich dir!"

Drüben wurde der Hörer niedergelegt. Leise Schritte durchquerten das Zimmer, eine Tür klappte. Und als eine weitere Spanne verstrichen war, meldete sich die kleine Stimme wieder am Apparat.

„Sie ist schon fort!" Deutliche Verwunderung war im Tonfall zu erkennen. „Wie sie das nur so schnell gemacht hat — —"

„Ist ja praktisch!", trompetete der Schornsteinfeger in Hindi. „Also, nun kommst du gleich herunter, Elschen!"

„Das geht doch nicht! Nein, das darf ich nicht! Auf keinen Fall! Ich habe doch keinen Ausgang."

„Wir gehen ja auch gar nicht aus, wir bleiben hier im Hause. Das Hotel ist groß genug; es hat Gaststuben, Tanzdielen und sogar eine Kleinkunstbühne."

„Frau Tijano hat mir streng verboten —"

Er schnitt ihr den Satz unbarmherzig ab. „Es wird sich heute unter Umständen so vieles entscheiden, daß wir uns an dieses Verbot nicht mehr halten können. — Bitte, komm, Elschen! Ich warte auf dich!"

Aber sie war zuerst neugierig wie alle Evastöchter.

„Was wird sich denn entscheiden? Was ist denn geschehen? Was hat das mit Frau Tijano zu tun? Uns? Mit mir?"

Schrader warf einen starken Köder aus: „Wenn du herunterkommst, verrate ich alles!"

Eine kleine Weile Schweigen am Apparat. Dann sagte die liebe Stimme leise und zaghaft:

„Ja, ich komme." — —

Sechzehntes Kapitel

Marie Tijano bestieg, sobald sie das Hotel verlassen hatte, eine der dort haltenden Taxen, nannte dem Fahrer ein Ziel und fuhr eilig davon.

Klinger folgte ihr ungesehen in einem zweiten Auto.

Sie schien gar nicht daran zu denken, daß sie verfolgt werden könnte. Nicht ein einziges Mal wandte sie sich um.

An den nächsten Halt stieg sie aus und ging hinein. Klinger tat unbemerkt das gleiche. Er betrachtete sie, wie sie lange und besinnlich an einem Brief von wenigen Zeilen schrieb. Als sie ihn endlich fertiggestellt hatte, entnahm sie ihrer Handtasche einige Scheine, faltete sie in den beschriebenen Bogen hinein, legte das Ganze in einen Umschlag und ließ diesen einschreiben. Leider konnte Klinger sich nicht noch mehr heranbrängen, ohne aufzufallen; er hätte zu gern die Anschrift dieses Briefes festgestellt. Nun — immerhin! Marie Tijano war ihm sicher. Ihm entglitt sie jetzt nicht mehr.

Er saß schon in einer neuen Taxe, als Marie Tijano das Postgebäude verließ und ebenfalls eine Kraftdroschke bestieg.

Wohl über eine halbe Stunde fuhren die Wagen hintereinander her über Straßen und Plätze, bis Frau Tijano vor einem Hause hielt, das dunkel in einem blumenreichen, stillen Garten lag. Hier entstieg die aussteigende Dame den Fahrer und eilte durch den Vorgarten dem Hause zu.

(Schluß folgt.)

Welt der Frau

Auf den Spuren des Erbgangs

Auch Charaktereigenschaften lassen sich zerlegen

Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß Charaktereigenschaften auf anachronete Anlagen beruhen. Sie hat auch schon in früheren Zeiten, als man von Vererbungsgesetzen und Mendelismus nichts wußte, eine erhebliche Rolle gespielt. Heutzutage konnte die moderne Forschung so viel überzeugende, ja schlagende Beweise für die Gesetzmäßigkeit des Charaktererbganges erbringen, daß wir an dieser Tatsache nicht mehr zweifeln.

Selbstam berührt es nur, daß trotz aller Bemühungen bisher so gut wie gar nichts über den Erbgang der einzelnen Eigenschaften bekanntgeworden ist. Wenn man fragt, nach welchen genauen Regeln sich der Vater, die Herrschsucht, die technische Begabung oder das dichterische Talent vererbe, so erfährt man darüber nichts Bestimmtes, was den exakten Denker und Forscher befriedigte. Die meisten Charaktereigenschaften nämlich, die wir im täglichen Leben kennen, sind zusammengesetzter (komplexer) Natur; sie beruhen nur ganz selten auf einer einzigen Grundeigenschaft, auf einem einzigen Element, und entstehen fast durchweg durch das Zusammentreffen von mehreren Elementen. Es ergibt sich also fast immer die Aufgabe, die betreffende Eigenschaft zu „zerlegen", das heißt auf irgendwelche Elemente zurückzuführen.

Diese Arbeit des Zerlegens kann naturgemäß nur von einem erfahrenen Charakterforscher vorgenommen werden. Die Charakterologen und Psychologen haben sich jedoch bisher wenig um die Vererbung derjenigen Eigenschaften gekümmert, die sie zum Gegenstande ihrer Wissenschaft gemacht haben, und daraus erklärt sich, daß wir heute noch so wenig über die Charaktervererbung wissen.

Wie ich in meiner Schrift „Die Vererbung des Charakters" (Verlag Enke, Stuttgart) gezeigt habe, ist es bei richtiger Arbeitsweise gar nicht so schwierig, den Erbgang einzelner Eigenschaften zu finden. Es stellt sich dann meist sogar heraus, daß für die Vererbung ganz einfache, leicht zu begreifende Regeln gelten, wie sie nicht einmal für die Vererbung körperlicher Merkmale immer anwendbar sind.

Nehmen wir beispielsweise eine Eigenschaft wie die Herrschsucht, so zeigt es sich, daß sie aus vier Elementen besteht. Das erste ist der sogenannte Beeinflussungstrieb, der unter verschiedenen Formen auftreten kann, zum Beispiel auch als Lehrtrieb oder Erziehungssucht. Das zweite Element ist der Geltungstrieb. Als drittes finden wir Mangel an Güte und als viertes Selbstbewußtsein. Von diesen Elementen vererbt sich der Beeinflussungstrieb stets fortlaufend von Generation zu Generation, ohne je eine zu überspringen; man nennt das bekanntlich den „dominanten" Erbgang. Das gleiche gilt von der Güte, während der Geltungstrieb umgekehrt Generationen überspringen und erst in der nächsten, übernächsten oder noch später wieder auftauchen kann. Dieser Erbgang ist unter der Bezeichnung „rezessiv" bekannt.

Andere Eigenschaften wiederum sind nicht eindeutig, sondern beruhen einmal auf diesem, ein anderes Mal auf jenem Element. Hierzu gehört zum Beispiel die Naturliebe. Aus ihr lassen sich zumindest drei verschiedene Elemente absplalten: das landschaftlich-geographische Interesse, das Raumsinn genannt, das Pflanzeninteresse und das Tierinteresse. Die beiden ersteren haben dominanten, das letztere rezessiven Erbgang.

Auch der Ordnungssinn kann verschiedene Quellen haben. Eine von ihnen ist der Eigentumssinn, auch als Besitzliebe zu bezeichnen, eine andere der Reinlichkeitssinn, das heißt der Sinn für Reinerhaltung und Pünktlichkeit. Beide Elemente vererben sich dominant.

Dies sind nur einige Beispiele aus der großen Fülle von Charaktereigenschaften. Wie wir sehen, kommt es bei der Untersuchung des Erbganges darauf an, eine brauchbare Zerlegung zu finden und dabei auf die richtigen Elemente zu stoßen. Hat man diese erst einmal gefunden, so erweist sich die ganze, scheinbar so unendlich verwickelte Vererbung seelischer und charakterlicher Eigenschaften als ein Zusammenwirken verhältnismäßig einfacher Gesetze.

Bernhard Schultze

Luise Wilhelmine Bismarck

Zu ihrem 100. Todestage am 1. Januar 1939

Bismarcks Mutter, Luise Wilhelmine Mencken, entstammte einer angesehenen bürgerlichen Familie. Ihr Vater hatte sich nicht, wie seine Ahnen seit mehr als hundert Jahren, der Wissenschaft gewidmet, sondern war vor dem juristischen Examen entwichen, erhielt in Berlin eine kurze diplomatische Ausbildung und war bereits mit dreiundzwanzig Jahren (1776) Legationssekretär in Stockholm. Hier erwarb er sich das Vertrauen der Königinmutter Ulrike, Schwester Friedrichs des Großen, in dessen Geheimen Rat ernannt, wertvolle Dienste geleistet.

Auch die Mutter, Johanna Elisabeth Wedel, kam aus bürgerlichen Kreisen. Sie war die Tochter eines Forstmeisters in Hinterpommern. 1775 heiratete sie den Direktor der Königlichen Tobakfabrik in Potsdam Pierre Schoel, der bereits 1784 starb und ihr ein beträchtliches Vermögen hinterließ. Ein Jahr darauf schloß sie mit Gebeimrat Mencken eine zweite Ehe. 1787 wurde ein Sohn und am 24. Februar 1789 Luise Wilhelmine geboren. Johanna Elisabeth war ein echtes Kind des pommerschen Landes und vererbte ihre große Liebe zum Walde vor allem ihrem Enkel, dem Fürsten Bismarck.

In den schönen, idyllischen Potsdam und auf dem Familiengute Neu-Cladow verlebte Wilhelmine eine glückliche Kindheit. Bei aller Freiheit, die sie genoß, erhielt sie eine gediegene geistige Bildung. Früh wurde sie in die Hofkreise eingeführt und war häufig die Gespielin der königlichen Prinzen, wenn diese nach Potsdam kamen. Mit sechzehn Jahren lernte sie die Brüder Friedrich und Ferdinand von Bismarck kennen, die beide von ihrer Schönheit entzückt waren. Der ältere Friedrich bewarb sich zuerst um sie, wurde aber abgewiesen. Ferdinand, der jüngere, verlobte sie sich. Sie war siebzehn, der Bräutigam fünfundzwanzig Jahre alt.

Nach einem kurzen Brautstande fand am 6. Juli 1806 in Potsdam die Trauung statt. Die drohende Kriegsgefahr hat wohl zur Beschleunigung beigetragen. Sie nahmen ihren Wohnsitz auf dem in der Altmark gelegenen Stammgut der Familie Bismarck Schönhausen. Bald darauf brach der Krieg mit Napoleon aus.

Ferdinand und Wilhelmine von Bismarck bildeten ein Paar, das überall Aufsehen erregte. Er hochgewachsen, von kräftiger, derber Gestalt, aber edlem Profil, sie mittelgroß, mit feinen Zügen, mit langgestrecktem Hals, leuchtenden Augen, schön und geistreich — so wurden sie von Zeitgenossen geschildert. Schwer nur fand sich die junge Wilhelmine in ihr neues Leben. Sie war Städterin und sehnte sich nach dem geliebten Potsdam und den Freiten, in denen sie aufgewachsen war und sich wohlgefühlt hatte. Sie setzte es auch durch, daß beide einen großen Teil des Winters in Berlin verlebten.

Trotz ihrer Jugend und Unerfahrenheit war Frau von Bismarck eifrig bemüht, ihren Gatten bei der Bewirtschaftung seines Gutes zu unterstützen. Ihr Eifer führte sie freilich oft zu weit. Sie drängte zu allerhand Neuerungen, die sie gut und den Gütern fremdartig erschienen, deren Durchführung und Leitung aber ihr selbst wie ihrem Gatten die notwendige Vorbildung fehlte. Wilhelmine schenkte ihm sechs Kinder, von denen drei früh starben. Die Ueberlebenden waren Bernhard (1810), Otto (1815) und Malwine (1827). Im Tilsiter Frieden mußte die Altmark abgetreten werden, doch blieb Schönhausen bei Preußen. 1816 aber siedelten Bismarcks nach Kniephof bei Naugard über, da die pommerschen Güter an die Schönhausener Linie zurückgefallen waren.

Hier verlebte der spätere Reichskanzler den schönsten Teil seiner Kindheit. Zu seinem großen Schmerz mußte er jedoch schon im Januar 1822, als er noch nicht sieben Jahre alt war, die Plamannsche Lehranstalt in Berlin beziehen. Die Mutter hatte den Entschluß gefaßt, ihre Söhne, und besonders den jüngeren Otto, streng zu fördern. Sie drückte diesen Wunsch selbst einmal wie folgt aus: „Es war das höchste Ziel meines Lebens, und ich dachte es mir als das größte Glück für mich, das ich erreichen könnte, einen erwachsenen Sohn zu haben, der unter meinen Augen gebildet mit mir übereinstimmen würde, der als Mann berufen wäre, viel weiter in sein Reich des Geistes einzudringen, wie es mir als Frau vergönnt ist."

In ihrem Bestreben, den Söhnen eine gediegene Bildung zu verschaffen und sie im Leben möglichst weit zu bringen, verfiel Wilhelmine wohl oft in ein Uebermaß, aber man darf bei der nicht vergessen, daß ihr Gatte in dieser Hinsicht zu einer Förderung seiner Söhne weder Anlage noch Lust besaß. Ihr großer Sohn Otto hat sie 1847 in einem Briefe an seine Braut wie folgt gekennzeichnet: „Meine Mutter war eine schöne Frau, die äußere Pracht liebte, von hellem lebhaften Verstande, aber wenig von dem, was der Verstand Gemüt nennt. Sie wollte, daß ich viel lernen sollte, und es schien mir oft, daß sie hart, kalt gegen mich sei." Er klagt sich dann aber selbst an, daß er ihre „Mutterliebe, diese trotz aller Beimischung mütterlicher Selbstsucht, nicht besser erwidern gekonnt".

In dem gleichen Briefe spricht er von ihrer „kalten Verstandesklarheit und der nüchternen Schwärmerei, die daneben stand". Beide Eigenschaften, die scheinbar in Widerspruch zu einander stehen, sind von denen, die sie näher kannten, übereinstimmend bezeugt. Sie war unkirchlich, aber in ihrer Weise gläubig, hielt viel von der Seherin von Prevorst. Die geistige Kultur ihres Vaters und seiner Ahnen hatte sich auf sie vererbt. Sie verfügte über ein reiches Wissen, das sie auch als Mutter noch immer zu erweitern suchte; sie hatte schriftstellerische Fähigkeiten, führte einen umfangreichen Briefwechsel und ein Tagebuch, das noch ihrem Tode leider verloren gegangen ist; sie wandte allen Fragen und Erscheinungen des Tages, auch den politischen, ein für eine Frau ungewöhnliches Interesse zu. Ihr Sohn Otto hat bezeugt, daß er als Privatmann von den großen Ereignissen des Jahres 1830, die ganz Europa aufwühlten, durch sie genau Kenntnis erhielt, und daß er „im Kreise der geistreichen kritischen Mutter alle die geistigen und auch die politischen Wellen aufspritzen sah, die durch Berlin dahinglitten".

Dr. Fritz Flechtner

Sechsmal dünner als Frauenhaar / *Glühbirnen wurden als Schlipsnadeln getragen*

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zog ein seltsamer Pferdewagen durch das geschäftige Neuyork. Große Plakate verkündeten die Vorübergehenden auf einmal durch das Fernrohr des Uhrmachers Göbel einen Blick in den Sternenhimmel zu tun. Vielleicht dachten schon damals die Neuyorker mehr ans Geschäft als an Dinge, die außerhalb des gewöhnlichen Gesichtsfeldes lagen, vielleicht drang auch die Stimme des Anreißers nicht mehr genügend durch den Straßenlärm der wachsenden Metropole — Tatsache ist jedenfalls, daß Göbel eine noch nicht dagewesene Art der Menschenanlockung verwandte: das elektrische Licht.

Der deutsche Uhrmacher, den die Wirren der 48er Revolution aus seiner Heimat vertrieben und der in Neuyork eine neue Existenz fand, hatte eine Erfindung gemacht, deren Bedeutung er schwerlich ermessen konnte: er konstruierte die ersten brauchbaren Glühlampen. Der elektrische Strom war damals schon lange bekannt, aber Göbel gelang es 1854, durch Erhitzen verkohlter Bambusfasern in luftleeren Glashüllen die ersten Glühlampen zu bauen. Nach ihm gelang es den Grundstoff 25 Jahre später Edison seine Glühlampen, die sein deutscher Mitarbeiter Bergmann mit dem heute noch üblichen Schraubsockel ausrüstete.

Wir haben uns diese Tatsachen erinnert, als wir im Museum einer Berliner Fabrik, das ganz der Glühlampe gewidmet ist, die primitiven Urbilder unserer heutigen elektrischen Lichtspender betrachteten. Neben den nachgebogenen Lampen Göbels fanden wir Originallampen Edisons, dann die ersten deutschen Lampen. Am meisten Kopfzerbrechen hat den Erfindern die Herstellung des Leuchtdrahtes gemacht. Denn von ihm hängt sowohl die Leuchtkraft der Lampe als auch ihre Lebensdauer ab. Man muß bedenken, daß in einer normalen Glühlampe, wie wir sie alle kennen, der Draht bis über 2000 Grad Celsius erhitzt wird, in konnte Klinger sich nicht noch mehr heranbrängen, ohne aufzufallen; er hätte zu gern die Anschrift dieses Briefes festgestellt. Nun — immerhin! Marie Tijano war ihm sicher. Ihm entglitt sie jetzt nicht mehr.

Er saß schon in einer neuen Taxe, als Marie Tijano das Postgebäude verließ und ebenfalls eine Kraftdroschke bestieg.

Wohl über eine halbe Stunde fuhren die Wagen hintereinander her über Straßen und Plätze, bis Frau Tijano vor einem Hause hielt, das dunkel in einem blumenreichen, stillen Garten lag. Hier entstieg die aussteigende Dame den Fahrer und eilte durch den Vorgarten dem Hause zu.

(Schluß folgt.)

Mit kühnem Schwung ins neue Jahr

Neujahr

Jahre, Zeiten, Ewigkeiten
Fliegen über diese Welt,
Wie im Wind die Wolken gleiten,
Wie ein Stern ins Dunkle fällt.

Leiden, die untragbar schienen,
Bittre Not und stolzer Glanz,
Wirbeln auf und ab mit ihnen
Wie im Sturm der Blätter Tanz.

Weißt du, Mensch, dem eine Stunde
Gott auf Erden zubemißt,
Daß dein Pilgertum im Grunde
Nur ein wandelnd Träumen ist?

Weißt du, daß das Niegebund'ne
Dich im Schicksalsfluge streift
Und daß tausend Ueberwund'ne
Es wie Korn zur Ernte reift?

Wieder naht die große Wende,
Eines Jahres Aus und Ein.
Falten, Bruder, wir die Hände:
Was uns tagt, weiß Gott allein.

Ernst Zahn

Unzählige Male läutet in der Silvesternacht auf den Rettungsstellen der Großstadt das Telefon.

Die auch in dieser Nacht ihre Pflicht tun . . .

Silvesternacht am Alexanderplatz

Die „Tobis" dreht demnächst unter dem Titel „Silvesternacht am Alexanderplatz" nach dem Buch u. unter der Regie von Richard Schneider-Edenkoben einen Spielfilm über das Berliner Rettungswesen

Wer ist nicht schon bei einem Rundgang durch die Reichshauptstadt auf eines der gelben Leuchtschilder mit der Aufschrift „Rettungsstelle" gestoßen? Es verbirgt sich ein Unmaß aufopfernden Hilfsdienstes und selbstlosen Samaritertums hinter diesem schlichten Wort, dessen Bedeutung bisher nur wenigen Eingeweihten in ihrem ganzen Umfange bekannt war. Um so dankenswerter ist es, daß nunmehr im Rahmen einer fesselnden Spielhandlung dem Rettungswesen ein filmisches Denkmal gesetzt wird. Als Schauplatz des dramatischen Geschehens wurde der bekannte Alexanderplatz im Osten der Reichshauptstadt gewählt, an dem u. a. das Berliner Polizeipräsidium liegt. Tag und Nacht donnern dort die Hoch- und Untergrundbahnen, jagen die Omnibusse dahin und kreuzen sich zahllose Straßenbahnlinien. Mitten in diesem Verkehrswirbel liegt die Rettungsstelle, in der einem jungen Arzt, der schon mit dem Dasein abgeschlossen zu haben glaubte, das Ereignis einer Silvesternacht zur Lebenswende wird . . . Während draußen bunte Raketenschlangen die Luft durchschwirren, eine frohgestimmte Menge auf und ab wogt und die Festesfreude allmählich ihren Höhepunkt erreicht, tun auf der Rettungsstelle andere Menschen still und unbeirrbar ihre schwere Pflicht . . .

*

Mit den langgezogenen Klängen eines Chorales läutet das alte Glockenspiel den Abend der Silvesternacht ein. Ein trüber Wintertag ist in Berlin. Trübe und düster sind auch die Gedanken eines einsam gewordenen Menschen, der damit umgeht, ein Ende machen — Schluß mit Allem — einen letzten Strich ziehen unter sein verpfuschtes Leben.

In einer letzten Aussprache weiß ihn sein Freund zu überreden, noch bis zum nächsten Morgen zu warten. — Reinhard soll ihn begleiten, ihm Gesellschaft leisten bei seinem schweren, aber auch abwechslungsreichen Dienst in der Rettungsstelle am Alexanderplatz.

Dr. Storp ist auf dem „Alex" eine bekannte Persönlichkeit. Wer kennt nicht den, bis zur Selbstverleugnung allzeit hilfsbereiten Menschenfreund? Bei ihm finden sie alle Zuflucht in ihren Leiden — seien sie körperlich oder seelisch. Für jeden hat er ein trostreiches Wort — oder ein gutes Pflaster. — Eben ein Arzt — ein richtiger Arzt der leidenden Menschheit.

Aber nicht nur die Glocken deuten den nahen Abschluß des alten und den Beginn des neuen Jahres an — das ganze Treiben auf dem Alexanderplatz, das Hin- und Herwogen der Menschen in gehobener Stimmung — das vorzeitige Krachen und Knallen von Böllern und anderen Feuerwerken bezeugt die Vorfreude auf etwas Besonderes — auf ein ganz großes Fest, an dem jeder und alle teilnehmen.

Neue große Ziele und Sehnsüchte sollen im neuen Jahre ihre Erfüllung finden.

Auch in der Rettungsstelle macht sich die Festfreude bemerkbar. Weniger in der Ausgelassenheit, als vielmehr in deren Folgen — in der Silvesternacht hat der Arzt mit seinem Heilgehilfen vielfaches zu leisten. Nicht nur einfache, gewöhnliche Fälle muß er erledigen — ganze Schicksale rollen vor dem Auge des Arztes ab. Manchmal muß er gewaltsam schicksalkündend eingreifen. Nur sein eigenes Schicksal scheint er nicht selbst meistern zu können.

Da er selbst dienstlich verhindert ist, das neue Jahr feuchtfröhlich mit seiner Braut zu begrüßen, beschließt Ilse gegen seinen Willen Silvester bei Bekannten zu feiern — im Atelier des Reklamemalers Nelken. Hier geht es hoch her — ein richtiges Künstlerfest — ausgelassen sumpft man ins neue Jahr hinüber. Ilse ist nicht frei von Gewissensbissen und nach längerem kann sie Nelken, der in seiner Trunkenheit ziemlich zudringlich wird, dazu überreden, daß er sie auf den Alexanderplatz fährt. Ilse will ihrem Verlobten ein reumütiges „Prosit Neujahr" bringen. Nelken hat Wech — er überfährt einen Menschen — kümmert sich aber nicht um ihn und flieht. Und Ilse wird so in seine „Fahrerflucht" verwickelt. Nicht nur, daß sie ihrem Verlobten nicht gebeichtet hat — auch strafbällig ist sie jetzt geworden — das bedeutet den Bruch mit Storp.

Und jetzt ist es Reinhard, der Selbstmordkandidat, der rettend eingreift. Es gelingt ihm, Nelken dazu zu bringen, daß er sich der Polizei stellt — es gelingt ihm, Ilse mit Storp auszusöhnen — und vor allem ist ihm gelungen, an all den Schicksalen, die in der Silvesternacht an ihm vorbeijagen, das Leben von neuem kennen und schätzen zu lernen.

Auf der Berliner Rettungsstelle am Alexanderplatz hat sich diese lustige Gesellschaft eingefunden. Sie scheint aber stark erkältet t. Was die wohl ausgefressen haben?

Na, haben sie den aber angeschmiert! Hannes Stelzer und Aselbert Wischer in „Silvesternacht am Alexanderplatz". (Fotos Tobis.)

Jutta Freybe und Hilde Hildebrand spielen Hauptrollen in dem Film „Silvesternacht am Alexanderplatz".

Auch in der Silvesternacht geschehen Unfälle; da findet jeder Hilfe auf der Rettungsstelle.

Haus, Hof und Garten

Weidmanns Heil!

Hege und Pflege stehen weiterhin im Vordergrunde der Betätigung des weidgerechten Jägers. Bei den Fütterungen ist unbedingt zu warnen vor falscher Sparsamkeit. Es glaubt vielleicht mancher, daß minderwertige Futtermittel, etwa stockiges Heu oder dämpfiges Korn, was das Vieh verweigert, für das Wild immer noch gut genug sei. Er wird sehen, daß dies ein großer Irrtum ist, denn auch das Wild verschmäht verdorbene Futtermittel. Der beabsichtigte Zweck wird also nicht erreicht und die aufgewendete Mühe und Arbeit ist zwecklos gewesen.

Eine einzige Ausnahme machen darin die Kartoffeln, soweit es sich um die Fütterung von Sauen handelt. Das Schwarzwild nimmt auch stark angefaulte Kartoffeln, selbst wenn sie nur noch einen recht übel riechenden Brei bilden, gern und dankbar auf. Ein ausgezeichnetes und dabei billiges Futter, von dem leider noch viel zu wenig Gebrauch gemacht wird, ist das Laubheu. Im Vorsommer, zur Zeit des stärksten Saftflusses in Bäumen und Strauchwerk, wenn die Blätter soeben voll entwickelt sind, läßt man die frischesaftigen Triebe der Weiden, Alpen, Pappeln, Ahorne, Eschen und Linden werben, zu kleinen Bündeln schnüren und vorsichtig im Schatten an windigen Plätzen langsam trocknen. Man muß hierbei allerdings sehr umsichtig zu Werke gehen, damit sich in den Bündeln kein Schimmel bildet, der das Futter wertlos machen würde. Dies natürliche Futtermittel ist sehr gesund und wird von allem Schalenwild wie auch von den Hasen und Kaninchen gern angenommen. Eine ebenfalls naturgemäße Fütterung ist dadurch zu erreichen, daß man ganze Stämme der genannten Holzarten fällen und liegen läßt. Lohnt sich ihre weitere fortlaufende Aufarbeitung überhaupt, so kann dies ohne Schaden auch später noch erfolgen. Inzwischen aber hat das Wild die Möglichkeit, die Knospen und feineren Zweige zu äsen und die Stämme selbst sowie die Reste zu schälen. Das geschieht mit solcher Gründlichkeit, daß es nach einiger Zeit notwendig wird, die gefällten Stämme umzuwälzen, damit auch die Unterseite geschält werden kann.

Hat sehr starker Frost ringsum alle Gewässer bereisen lassen, dann reichen die bevorzugten Rüben und Kartoffeln nicht aus, dem Wilde die benötigte Flüssigkeit zu bieten. Man kann dann erleben, daß Rehe (Dickwild ist widerstandsfähiger) unmittelbar neben der Fütterung mit gefüllten Pansen verendet liegen. Sie sind verdurstet. In solchen schweren Notfällen haben wir uns mit heißbaren Wildtränken geholfen. Man legt eine Art Unterstand an, dessen Decke mit der Bodenoberfläche abschneidet. In diese Decke wird ein offener Rinkkasten von ausreichender Größe eingelassen und mit Wasser gefüllt. Unter ihm steht in zu regulierendem Abstand eine Petroleumlampe, deren Hitze das Wasser gerade soweit erwärmt, daß es nicht gefrieren kann. Die Rehe nehmen diese lebenerhaltende Tränke geradezu gierig an, so daß sie zweimal täglich nachgefüllt werden muß.

In der ersten Monatshälfte hat unser vielgeplagter und arbeitsfroher Meister Lampe, der Hase, noch Schußzeit, ebenso die Fasanen. Die Treibjagden können also so lange noch fortgesetzt werden. Leider ist es in den meisten Jägern nur verankert, mit der Flinte auf Niederwild zu jagen, wem aber Dianas Huld verstattet, auch mit der Büchse auf Hochwild zu weidwerken, dem bieten jetzt die Jagden auf das urige Schwarzwild frohes Gejaid! Herrlich ist es, wenn das Geläute der hetzenden Hunde den tief verschneiten, sonst so stillen Wald durchschallt, die flüchtigen Sauen wie große Kugeln über die engen Gestelle stieben, und der scharfe Knall der Büchsen die Luft durchhallt. Das ist noch ritterlich Weidwerk, das einen ganzen Mann erfordert, denn gar leicht nimmt der wunde Keiler den Schützen an und der gewinnt, der am schnellsten und gewandtesten ist. Auch weibliches Rot- und Damwild kann bei solchen Jagden noch erlegt werden, wenn der Wildstand im Interesse der Lande und Forstwirtschaft herabgemindert werden muß. Außerdem ist nicht nur allem Raubwild, sondern auch ganz besonders den wildernden Hunden mit Eifer und Ausdauer nachzustellen. Bei tiefem Schnee ist die Hundegefahr natürlich am größten.

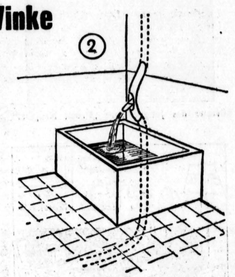
Freiherr von Bischoffshausen-Giersdorf

Unsere praktischen Winke

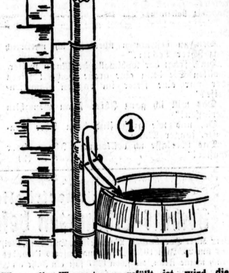
Welches Regenwasser wird aufgefangen

Für die Wäsche ist die Benutzung von weichem Regenwasser besonders vorteilhaft, weil aus der Wasserleitung oder dem Brunnen nur hartes Wasser zur Verfügung steht. Das Auffangen von Regenwasser geschieht gewöhnlich in der Form, daß unter das Ablaufrohr der Dachrinne eine große Tonne gestellt wird. Da man aber zur Trockenhaltung des Hofplatzes bemüht sein muß, dieses Regenwasser gleich unterirdisch abzuleiten, ist es zweckmäßig, in dem Ablaufrohr der Dachrinne eine Klappe anbringen zu lassen, so daß man nach Bedarf das Wasser in eine Tonne ableiten oder es in die Entwässerung laufen lassen kann. Solche Blechklappe fertigt jeder Klempner für wenig Geld an. Es ist auch möglich und empfehlenswert, das Ablaufrohr der Dachrinne gleich in die Waschküche zu leiten und dort eine passende Klappe anzubringen, so daß das Regenwasser direkt in besonders dafür gemauerte Behälter laufen kann. Sobald diese Behälter gefüllt sind, wird die Klappe geschlossen und das Regenwasser in die Abwasserleitung geleitet. Aus den beiden Zeichnungen ergibt sich alles weitere.

Landwirt Höppner, Zarow.



Regenwasser direkt in die Waschküche geleitet, erspart viel Mühe „Landw. Bilderdienst" M (2)



Wenn die Wassertonne gefüllt ist, wird die Klappe am Ablaufrohr geschlossen

Wenn die Ziege nicht auf die Weide kommt

Jetzt in der tiefsten Winterzeit, da die Ziegen trächtig sind, verzehrt der Tierhalter oft, den Umständen Rechnung zu tragen, die der Gesundheit und dem Wohlbefinden des Tieres dienlich sind. Das gilt vor allem im Hinblick auf das im Frühjahr zu erwartende Lammen. Schwergeburten bei Ziegen sind meist auf eine schlechte Ernährung zurückzuführen. Da, wo es sich einrichten läßt, sollte man die trächtige Ziege im Stall frei umherlaufen lassen, einer Quälerei kommt es aber gleich, wenn man das Tier gar an kurzer Kette anbindet. Die mangelnde Bewegungsfreiheit, die durch den Fortfall des Weidens schon bedingt ist, wirkt sich auch nachteilig auf den Körperbau der Ziegen aus, die während der Trächtigkeit auch sonst noch besonderer Pflege bedarf. Auf eine gute Lüftung ist zu achten und durch ein sauberes Fenster an der Südseite des Stalles soll genügend Lichteinfall gewährleistet sein. So bleiben die Tiere lebendig und gesund und Schwergeburten sind nicht zu erwarten.

Schutz der nützlichen Vögel

Von Fritz Engelbart, Lichterfelde

Wenn im Winter der Boden gefroren oder mit Schnee bedeckt ist, nähern sich die Vögel schutz- und hilfesuchend den menschlichen Wohnungen. In wenigen Stunden können ungezählte hungernde Vögel zugrunde gehen. Jeder Tierfreund kennt diese Leiden und ist bereit, den Vögeln zu helfen. In den Gärten, auf den Balkonen, vor den Fenstern werden Futterstellen eingerichtet.

Diese Winterfütterung muß aber auch mit Ueberlegung gemacht werden. Das Futter muß den Vögeln vor allem wettergeschützt auf trockenen Unterlagen geboten werden. Für Futterzwecke werden praktische Apparate gefertigt, die erprobt sind, einfachere Nebeneinrichtungen kann man selbst herstellen. Für Fütterungen vor der Fensterscheibe wird ein mit Schutzdach und Anlockfix versehenes Futtergestell angeboten, dessen Futtervorrat selbsttätig nachstreut. Auf dem Balkon hat man mehr Möglichkeiten zur Einrichtung überdachter Futterplätze. Hübsche Futterhäuschen für Streu- oder Fettfutter sind in verschiedenen Formen und Größen käuflich. Fettfutterringe werden in einem kleinen Buschwerk aufgehängt. Eine Vogeltränke bildet die notwendige Ergänzung. Die besten Futteranlagenheiten werden natürlich im Garten geboten. Ein Schutzdach mit Streubrettern ist leicht aufzubauen. Geschützte, praktisch eingerichtete Futterhäuschen dienen dem gleichen Zweck. Als Vogeltränke werden Steingefäße aufgestellt. Wichtig ist es, solche Futterapparate zu verwenden, die „bodenfeiser" und nur den edleren Vögeln zugänglich sind. Derartige Apparate sind so eingerichtet, daß die Spatzen die Futteröffnungen nicht ausnutzen können. Selbsttätig wirkende Futterapparate sind vorzuziehen, da die Nachfüllung leicht verlämmt werden kann.

Im Winter auf diese Weise angelockte Vögel werden „bodenständig", wenn ihnen im zeitigen Frühjahr geeignete Nistgelegenheiten geboten werden, sowohl in Höhlen und Büschen als auch in Nistkästen. Auch für letztere ist es wichtig, die richtige Auswahl zu treffen, damit sie nicht von den Spatzen besetzt werden.

Welchen Nutzen für die Gartenbesitzer und unmittelbar auch für die Allgemeinheit ein verständiger Vogelschutz bringt, wird vortrefflich dadurch gekennzeichnet, daß nach Feststellungen der Biologischen Reichsanstalt eine Meisenfamilie jährlich mindestens einen Zentner lebende Insekten oder entsprechend 120 Millionen Insekteneier oder 150 000 Raupen vertilgt.

„Der 7. Tag" antwortet

Verwertung von Schoßrüben (L. L. in B.).

Besteht eine Möglichkeit, die Zuckerrübenschosser zu verwenden?

Antwort: Es ist ja bekannt, daß in diesem Jahr viele Schoßrüben aufgetreten sind. In später Jahreszeit ist mit den Schossern nichts mehr anzufangen. Die Aufsetzung an Zuckerfabrikanten ist zwecklos, weil die Schosser keinen Zucker geben und deshalb von den Fabriken zurückgewiesen werden. Das Vieh verschmäht um diese Zeit die langen Krautzapfen. Es bleibt also jetzt nichts anderes übrig, als die Schoßrüben wegzuwerfen. Dagegen bilden die Schoßrüben in früherer Jahreszeit, wenn sie noch jung sind, aber auch schon eine entsprechende Entwicklung hinter sich haben, ein sehr begehrtes Futter für das Vieh. Der beste Zeitpunkt, die Schoßrüben zu verwenden, liegt wohl nach der Getreideernte. Die Schosser sind dann noch nicht verholzt, sie lassen sich noch leicht aus der Erde ziehen. Das Rindvieh frißt das Futter am liebsten und gierig, wenn es gehäckselt ist. Gehäckselte Rübenschosser lassen sich auch einsäuren und man erhält so ein vorzügliches Futter für den Winter. Wenn auch in diesem Jahr für Schoßrüben keine Verwendung mehr besteht, so lehrt doch die Erfahrung, in Zukunft rechtzeitig die Verwendungsmöglichkeiten auszunützen.

Schachaufgabe.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung: (10). Weiß (3): Kf3; Th5; Lf2. – Schwarz (7): Kf1; Sa1; Td8 u. b8; Bb3, h3 u. h4.

Tätigkeitsrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	dichtete,
2	8	5	6	5							kocht,
3	2	6	4	5							blüht und
											duftet,
4	5	2	10	11							schützt,
5	8	7	5								lacht,
6	2	3									befruchtet
											das Land,
7	2	3	4								schmückt,
8	5	10	11	5	6						säubert und
											glättet,
9	11	9									taubt,
10	11	2	3	5	6	5					treibt
											Handel,
11	5	2	4	5	3	7	5	5	8	5	erfrischt.

Aus zwei mach eins.

Aus je zwei Wörtern soll durch Zusammenziehen ein drittes Wort gebildet werden, und zwar in der Weise, daß von „a" immer der letzte und von „b" immer der erste Buchstabe gestrichen wird.

Die einzelnen Wörter haben folgende Bedeutung:

1. a) offene Feuerstelle, b) Nebenfluß des Wregels, 2. a) von Wasser umgebenes Landstück, b) Kammlinie des Berges, 3. a) Ackergrenze, b) Ort am Tegernsee 4 a) chemischer Grundstoff, b) russischer Binnensee, 5. a) Bestandteile der Pflanze, b) Blutgefäß, 6. a) Schienengabelung, b) Berg in Tirol, 7. a) mathematische Bezeichnung, b) Teil des Schlüsselts, 8. a) Liliengattung, b) anderes Wort für Haß, 9. a) Sinnbild des Heims, b) Gegenstand — Sache.

Nach der Umwandlung bedeuten die neun Wörter: 1. Heilpflanze, 2. Teil der Zeitung, 3. männlicher Vorname, 4. Schlafmittel, 5. Flußraub 6. europäischer Strom, 7. männlicher Vorname, 8. chemischer Grundstoff, 9. Nutzfisch. Die Anfangsbuchstaben ergeben ein ländliches Volksfest.

Bilderrätsel.

Kreuzworträtsel.

Waagerecht: 1. giraffenartiges Tier, 4. alkoholisches Getränk, 7. Bürde, 8. kleinstes Teilchen der Grundstoffe, 9. Brei von Obst usw., 10. amerikanische Jagdart, 11. Eisenbahnknotenpunkt in Hessen, 14. Frankfurt, 17. Zeitmaß, 19. Singvogel, 21. Märchengestalt, 23. asiatisches Hochland, 24. haarschmarotzende Insekt, 25. Münzeinheit 26. Kirchort 26. Stadt in Frankreich an der Rhône. — Senkrecht: 1. Lurchenart, 2. Stadt am Rhein, 3. Kellerwurm, 4. griechische Göttin, 5. westafrikanische Hafenstadt, 6. französischer männlicher Vorname, 8. Ruf zur Bereitschaft, 10. männliches Hausgeflügel, 12. Baumaterial, 13. Hutter mit Rüsselnase, 15. Kernobst, 16. französische Herrscherenede, 18. Draht- oder Zwirnschlinge, 20. nordische Meeresgöttin, 22 Göttin der Morgenröte.

Ketten-Rätsel.

Bach — Bau — Berg — Buch — Druck — Grund — Land — Luft — See — Sturz — Weg.

Aus den vorstehenden elf einsilbigen Wörtern ist die gleiche Zahl zweisilbiger Wörter zu bilden, und es sind diese dann zu einer Kette zu vereinigen.

Silbentausch.

Natur — Bankett — Helling — Baldur — Pluto — Spenzer — Wiege — Titan — Kapaun — Damast — Toga — Genie — Logik — Utas.

Die zweite Silbe vorstehender Wörter soll durch eine der nachfolgenden ausgetauscht werden. Die dann entstehenden neuen Wörter ergeben in ihren Schlußzeichen, aneinandergereiht, ein derbliches Vergnügen der Jugend.

chod — de — ga — he — lan — me — men — ner — ni — org — rat — tarch — tus — zar.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Füllrätsel: Elm, Ida, Aal, Lar. — Selma, Eidam, Saale, Alarm.

Dreisilbenratsel-Aufgabe: 15 Kaninchen und 19 Fasanen.

Silbenrätsel: 1. Dynamit, 2. Enkel, 3. Rohbau, 4. Majade, 5. Margan, 6. Kletse, 7. Ballade, 8. Engerling, 9. Neunauge, 10. Bombardet, 11. Alsen, 12. Canstein, 13. Hunte, 14. Talmigold, 15. Werben, 16. Etau, 17. Nathenum. — „Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt!"

Verschmelzungsaufgabe: Stafette, Choral, Hellotron, Neuralgie, Enterpe, Element, Tagelohn, Rachitis, Ensemble, Anjulianer, Bombast, Ebarsette, Nasaner.

Magisches Flügelrätsel: 1. Harke, 2. Reina, 3. Ranna, 4. Selen.

Gleichlung: Ein Träger. — 1. Gepäckträger, 2. Träger, Mensch.

Verschmilz die Wörter: Dobermann, Ingraban, Ebelebite, Bodersee, Imitator, Ebarlette, Norderney, Erinnerung, Natalie. — Die Bienen.

Rätsel: Die Perücke.

Prosit Neujahr:
Wir schießen Witzraketen!

Silvesterabend, fünf Minuten vor zwölf

Silvester des Junggesellen: „Prosit Neujahr"

Der Herr Professor holt die Silvesterbowle herein.

So ist das Trinken der Silvesterbowle am einfachsten. (Zeichnungen: 3 Hana, 1 Flemig.)

Ach so!

„Da geht der alte Halunke, der mir einhunderttausend Mark abgeschwindelt hat!"

„Wie hat er denn das fertiggebracht?"

„Er hat sich geweigert, mir seine Tochter zu geben." (Lustige Blätter.)

Maßstab

„Arbeitest du in einem großen Betrieb, Karl?"

„Na und ob! Es dauert immer eine Woche, bis der neueste Witz vom Lehrling bis zum Betriebsführer kommt!"

*

Huschel ging zum Arzt. „Herr Doktor, mich schmerzen heftig die Mandeln!"

„Schneiden wir sie einfach heraus, lieber Freund!" — Und es geschah. — Nach Wochen kam Huschel wieder. „Herr Doktor, mich schmerzt entsetzlich der Blinddarm!"

„Schneiden wir ihn einfach heraus, lieber Freund!" — Und es geschah. — Nach Wochen erschien abermals Huschel. Ganz ängstlich begann er:

„Herr Doktor —"

„Nun?"

„Ich getraue mir nicht —"

„Was fehlt denn?"

„Herr Doktor, ich habe gräßliche Kopfschmerzen!" (Koralle.)

„Wissen Sie nicht, daß Sie sich ruhig zu verhalten haben, wenn Sie um diese Zeit heimgehen?"

„Klar, wissen wir das, aber wer sagt Ihnen, daß wir heimgehen?"

Der Nachtwächter sieht eine verdächtige Gestalt an der Haustür beschäftigt. Er tritt näher und erkennt einen Hausbewohner, der nicht ganz nüchtern zu sein scheint.

„Na, Herr Wittig, will es mal wieder nicht?"

„Störe mich nicht, alter Dussel!" knurrt Herr Wittig wütend, „beinahe hätte ich eben Mailand gehabt!"

*

„Wann stellen sich die Hustenanfälle bei dem Jungen gewöhnlich ein?"

„Wenn ich Hustenbonbons im Hause habe!" (Fliegende Blätter.)

Das schöne Geschlecht

„Darf ich mal was fragen, Tante?"

„Aber gewiß, mein Junge. Was möchtest du denn wissen?"

„Bist du auch nicht böse hinterher?"

„Ganz bestimmt nicht, mein Junge."

„Dann sag' mal, Tante, gehörst du wirklich zum schönen Geschlecht?"

Entgleisung

Durch eine kleine Rede dankt Hafftkemeier den Gastgebern für die guten Dinge der Tafel: „Aber nicht allein das macht die Einladung stets zu einer Freude für uns, sondern es grüßt uns immer ein freundliches Gesicht, wenn wir kommen, und ein noch fröhlicheres, wenn wir gehen."

*

„Ich hoffe, daß Sie in meinen Diensten grau werden."

„Ausgeschlossen, gnädige Frau!"

„Haben Sie nun doch noch Heiratsabsichten?"

„Nein, ein Haarfärbemittel!"

Möbl. Herr: „Das Zimmer gefällt mir sehr gut und außerdem glaube ich, daß Sie eine gebildete Dame sind!"

Wirtin: „Solange Sie die Miete im voraus bezahlen, bin ich das bestimmt, mein Herr!"

*

Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste.

Tümpel hat einen über den Durst getrunken. Tümpel schwankt heimwärts.

Die Haustür findet er noch. Das Schlüsselloch findet er auch noch. Dann aber hockt er sich auf die Schwelle.

Kommt einer vorbei. Entdeckt Tümpel.

„Heda! Was machens denn da?"

„Schlafen will i!" brummt Tümpel.

„Haben's den Hausschlüssel vergessen?"

„Na!"

„Warum gehens denn dann nicht hinein?"

„I trau mi net!"

„Ah! Sie sind wohl verheiratet?"

Tümpel brummt: „Na! Aber Glasmaler bin i und muß durch die Werkstatt."

*

Der reiche Herr Knaster mustert eingehend den jungen Mann, der vor ihm sitzt, und sagt schließlich: „Sie wollen also meine Tochter heiraten? Haben Sie denn schon den Tag der Hochzeit bestimmt?"

Der junge Mann macht eine abwehrende Bewegung:

„Den zu bestimmen überlasse ich natürlich ganz Ihrer Tochter!"

„Um", fragt der wohlwollende Mann weiter, „wollten Sie denn eine große Hochzeit feiern oder nur eine Feier im engsten Familienkreise?"

„Das will ich ganz Ihrer Frau Gemahlin überlassen!"

„So, und wie groß sind denn Ihre Einkünfte, junger Mann?"

„Das überlasse ich vollkommen Ihnen, Herr Knaster!" (Neue J. B.)

Herr Saufaus schaufelt sich einen Weg für die Heimkehr vom Silvesterabend. (Judge.)

Er kennt sich

Sie: „Was wollte der Mann von dir, der dich eben ansprach?"

Er: „Der? — Der war wissensdurstig!"

Sie: „Mach keinen Quatsch! — Die Wahrheit will ich wissen!"

Er: „Was ich dir sagte! — Er fragte mich, wo hier die nächste Kneipe ist!"

*

„Mutti, kann ich jetzt das Stückchen Schokolade . . .?"

„Hans, habe ich dir nicht gesagt, daß du es nur bekommst, wenn du dich ganz ruhig verhältst?"

„Ja, aber —"

„Junge, je länger du dich still verhältst, um so früher bekommst du doch die Schokolade!"

*

Richter: „Angeklagter, Sie sollen also eine goldene Uhr gestohlen haben. Was haben Sie dazu zu sagen?"

Angeklagter: „Alles Schwindel! Erstens habe ich die Uhr nicht gestohlen, und zweitens war sie gar nicht mal aus Gold!"

„— hupp — lassen Sie das gefälligst sein — hupp." Zeichnung: (2): DPV.

Plötzlich von unerträglichen Ischias-Schmerzen befallen.

Herr Kurt Hornburger, Werkmeister, Duisburg, Grillstr. 86, schreibt uns am 26. Juli 1938: „Während unseres Urlaubes in Oberbayern brach meine Frau, die schon 1937 fast ein Jahr an Ischias litt, eines Tages unter wahnsinnigen Schmerzen zusammen. Nur mit großer

Mühe und fast unerträglichen Schmerzen konnten wir sie aufs Sofa und nach einigen Stunden ins Bett bringen. Das waren nette Aussichten für unseren weiteren Urlaub. Da erinnerte ich mich an Togal, kaufte eine große Packung und der Erfolg: Am 8. Tag konnte meine Frau schon wieder kleine Spaziergänge unternehmen; von den Schmerzen blieb nur ein leichtes Reißbein in den Fußsehen zurück. Am folgenden Tag machten wir eine ganztägige Fahrt nach Berchtesgaden—Königsee—Salzburg, zwei Tage darauf fuhren wir nach Innsbruck und genau eine Woche nach dem ersten Anfall machten wir in drei Stunden eine Bergwanderung auf 1800 Meter Höhe. Alles das hat meine Frau glänzend mitgemacht und dabei nur immer nach Vorschrift täglich 3mal 2—3 Togal-Tabletten eingenommen."

Die Erfahrungen anderer sind wertvoll! Der Bericht von Herrn Hornburger ist einer von vielen, der uns veranlaßt hat, Ihnen Togal zugänglich zu machen. In der Tat hat Togal Unzähligen bei Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen sowie Erkältungskrankheiten, Grippe und Influenza rasche Hilfe gebracht. Keine schädlichen Nebenerscheinungen! Die heilerprobte Wirkung des Togal wurde von Ärzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal! In allen Apotheken. RM. 1.34.

Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz"! Es ist mit interessanten, farbigen Illustrationen ausgestattet und für Gesunde und Kranke ein guter Wegweiser. Sie erhalten es auf Wunsch kostenfrei und unverbindlich vom Togalwerk, München 27| 431

Ohrenleiden läßt sich vermeiden und eines, mindestens hindern durch: Akustika - die geniale, unsichtbare Ohrschutz-Watte! Zur Zeit noch Muster 1 Becken 24 Kopfh. u. Brosch. 30 Pf. (0,90 RM) AKUSTIKA-STANDARD

Kein anderes Werbemittel hat die gleichen Erfolge wie die Leitungsanzeige! Behalt Anzeigen und nichts anderes!

Billige aber gute Uhren

m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 5 | Herrenarmbanduhr, sehr gut regulierend. Mit sichtbarer Ankeruhrwerk, m. Sekunde, M. 1.90 | Nr. 4, 4 Vergoldet, Qualität, 2 verstellbare Steine M. 2.30 | Nr. 5 Bessere Werk, Qualität Form, M. 3.40 | Nr. 6 Herrenuhr Weck M. 7.40 | Nr. 8 Armbanduhr, vernickelt, m. Lederarmband, M. 2.60 | Nr. 85. Die, für Damen, kleine Form, mit Ringarmband, M. 4.— | Nr. 99. Die, Goldschmalz, 5 Jahre Gar. | Goldene, für Damen, mit Kettenband, M. 5.90 | Nr. 100. Herrenarmbanduhr Form, M. 6.90 | Nr. 542. Tischuhr, modernes Form, m. 8 Tage-Werk, Eiche pol., M. 8.— | Nr. 1461. Geschnitzte Kuckucksuhr, 30 cm hoch, natürlich poliert, M. 2.80 | Weckeruhr, ganzes gehäuse, M. 1.60. Nickelwerke - 25 Doppelhaken vernickelt, M. —.70. Kassel M. —.25 | Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, einschl. Monogramm M. 1.10 | Nr. 614. Siegelring, Rechteck-Platte M. 1.30 | Nr. 2801 Siegelring, moderne Form, 1.40. Trauring, Double, M. —.80 | Double-Ring mit Stein, M. —.80. — Alle Ringe Paßmaß! erbeten! Vers. geg. Nachn. Jahresversand 20 000 Uhren, 25 000 Ringe. Katalog mit ca. 600 Bildern gratis!

Fritz Heinecke Braunschweig 29

Gute Musik-Instrumente HEROLD & Co. KLINGENTHAL No. 15 Musikinstrumenten-Fabrik SONDERLISTE VERLANGEN

Anrichtiges Gesuch

Strengkath. jung. Mann, 27 J., 1,70 gr., eigen. anständ. Geschäft mit leichtem Haus, sucht, da es ihm an passender Bekanntsch. fehlt, auf diesem Wege eine gleichgesinnte Lebensgefährtin, die sich kenn. Arbeit scheut u. etw. Vermögen besitzt, gw. baldigst

Heirat

Ernstgem. Zuschr. möglst. m. Bild, unt. Nr. 1168/11 an „Der 7. Tag", Paderborn Berücksichtigung Ehrenst.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 3. Vj. 38: 34350. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 2 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 8. Januar 1939

Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Der Fox und die Souffleuse

Von Bernd Böhle

Tiere auf dem Theater sind lebendigster Naturalismus und sollen den Eindruck des Wahren und Echten erhöhen. Ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt. Viel köstlicher aber sind solche Begebenheiten, wo Tiere ohne Regieanweisung auf der Szene erscheinen oder dem Herrn Spielleiter einen Streich spielen.

Da spielt man in Danzig Lessings „Nathan der Weise". Nathan selbst steht in einem langen, fast bis auf die Erde reichenden Habit in der Nähe der Rampe und spricht einen Monolog. Auf einmal zupft etwas leise an seinem Gewand, ganz leise, aber immer wieder. Im gleichen Augenblick fängt auch das Publikum zu lachen an, Nathan wird nervös, weil er sich, da er allein auf der Bühne ist, für die Ursache hält. Schließlich läßt ihn auch die Souffleuse noch im Stich, und statt ihm das Wort anzuschlagen, lehnt sie sich aus ihrem Kasten, sucht mit dem Buch durch die Luft, schlägt nach etwas — nach einem kleinen niedlichen Fuchshorn, das sich unbemerkt die Rampe entlang geschlichen hat und mit Nathans langem Rock spielt. Die Ahnungslosigkeit des Schauspielers hat die Heiterkeit erhöht, und um ihn, den Verwirrten, wieder in Fahrt zu bringen, mußte der Vorhang zunächst einmal fallen.

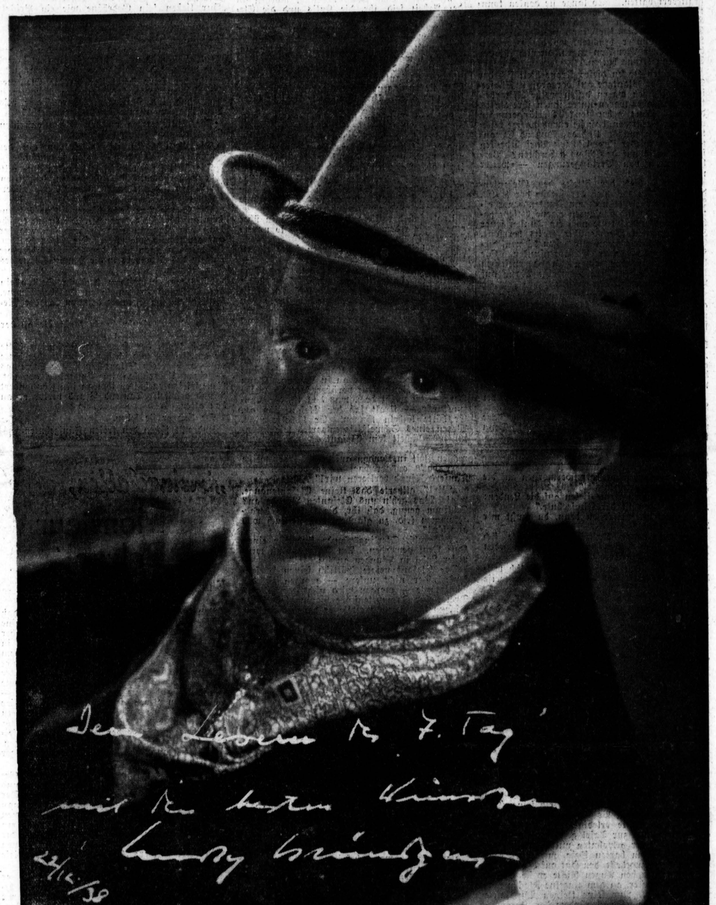
Von Theaterkatzen sollte man annehmen, daß sie sich im Laufe der Zeit an die Bühnenverhältnisse gewöhnten; doch vielleicht zieht auch sie bisweilen der Rampenzauber auf die Bretter. — In Zürich gibt man ein Stück von Wedekind — wie es damals Mode war — in Dorhängen. Zwei Schauspieler im Frack stehen auf der rechten Bühnenseite und führen ihren Dialog. Natürlich ist es eine todernste Stelle, da geht die Unruhe an, ein Lächeln zunächst, dann ein Lachen. Jeder der Schauspieler betrachtet den andern, findet den in Ordnung, jeder wird nervös wegen der unerklärlichen Freude im Zuschauerraum. Da streicht ein Kater im großen Bogen um sie herum und betrachtet sie mißtrauisch. Er war im Hintergrund durch den Dorhang gekommen, sieht sich blinzelnd die komische Welt an, geht ruhig vor zur Rampe, läuft darüber weg, über den Souffleurkasten, hat gar keine Eile, und verschwindet endlich im Orchesterraum.

Eine reizende Geschichte hat sich vor dem Kriege im deutschen Theater in Lodz zugetragen. Der Direktor gibt Bajazzo, und um den Abend zu füllen, hernach einen Schwank, in dem zwölf Tauben, natürlich in einem Käfig, mitwirken haben. Die Tauben müssen schon vor der Vorstellung im Theater sein und harren auf der Hinterbühne ihres Auftritts. Nun hat anscheinend ein Witzbold den Schluß geöffnet, denn plötzlich erscheint eine Taube mitten während des Bajazzo auf der Szene, bis eine nach der andern alle zwölf angetrudelt sind und lustig und vergnügt in der Dekoration umherspazieren. Der Regisseur ist entsetzt, doch der Direktor findet, daß die Tauben die Szene angenehm beleben. Es dauert nicht lange, da flirt eine Taube auf der Rampe, und da Tauben immer gern zusammen sind, hocken sie nach kurzer Zeit alle nebeneinander, wie eine Kette aufgereiht. Da die Gelegenheit günstig ist, tun sie, was Tauben öfter tun. Hierauf hebt sich der aufgebrachte Bahnwärter, den es getroffen, aus der Tiefe des Orchesters und schlägt mit dem Bogen nach den Uebeltätern, die dann auch lustig davonfliegen, mitten in den Zuschauerraum hinein. Auch hier muß der Dorhang fallen, und das Publikum betätigt sich — sicherlich zum eigenen Staunen — vorerst minutenlang als Taubenfänger.

Die Geschichte mit der Maus ist in Osnabrück passiert, im alten Theater. Kobolz und Kobe, Letzter Akt. Louise will sich vergiften. Wieder einmal hat sich der Regisseur mit dem Beleuchter verbunden und den Darsteller im Dunkeln gelassen, es brennt nur eine Kerze für die ganze Szene. Wenn sich nun ein Mensch, dazu ein junges und liebendes Mädchen, das Leben nehmen will, ist das eine erschütternde Angelegenheit. Plötzlich sehen die Zuschauer in der Tiefe die Souffleuse halten, der hatte noch die alte Wasserform) und Kerze ein Mäuschen immer über den Muschelrand beugen, hin und her, her und hin. Von unten fischt die Souffleuse mit dem Taschentuch nach dem Tierlein, das sich jedoch in seiner Freude nicht betören läßt. Den Zuschauern bietet sich ein amüsantes Schattentheater und Louise konnte an diesem Abend ihren vom Dichter vorgeschriebenen Tod nur unter großem Gelächter sterben.

Wiederum in Zürich. Man spielt ein Stück, in dem muß eine Ziege auftreten. Sie hat eine Solorolle; denn sie muß bei leerer Bühne allein über eine Brücke laufen. Hier steht dann hinter einem Versatzstück der Inspizient mit einem Heubüschel, lockt sie und nimmt sie in Empfang. Ob nun das Heu des Züricher Theaters nicht gut war, jedenfalls fällt eines Abends die Ziege „aus der Rolle". Sie bleibt auf der Brücke stehen und sieht sich die Bühnenwelt an. Der Inspizient schiebt seine Hand, schon dem Publikum sichtbar, hinter dem Dekorationsstück hervor und winkt heftig mit dem Heubüschel. Aber die neugierige Ziege weicht nicht von der Stelle. Schließlich will auch die Souffleuse nachhelfen, fächelt mit dem Buch durch die Luft und macht bsch — bsch. Die Ziege hat das als Drohung aufgefaßt; denn plötzlich senkt sie die Hörner und geht zum Angriff über. Aus der Tiefe des Souffleurkastens ein Schrei, begleitet von einem Poltern, als wenn Stühle kippten. Die Ziege steht lauernd vor dem Kasten und nur das Fallen des Vorhangs machte diesem spannenden Schauspiel ein Ende.

Da die Souffleuse in diesen Geschichten so gern in Aktion tritt, sei ihr noch eine gewidmet. Die Einsagerin an einem Stadttheater hat einen niedlichen Fox, der seine Herrin stets ins Theater begleitet, aber in der Portierloge eingesperrt wird. Das Hündl ist nun sehr anhänglich und mit seinem Gefängnis keineswegs einverstanden, vielleicht verspürt es auch eine Sehnsucht nach den weltbedeutenden Brettern. Eines Abends brennt es dem Portier durch. Findet den Weg auf die Bühne, ahnt die Herrin und raus auf die Szene, mit frohem Gebell los auf den Kasten. Zwei Arme reden sich hoch, retten blitzschnell den Fox herein: Herrin und Hund haben weiterhin gemeinsam eingelagt.



Staatstheater-Generalintendant Staatsrat Gustaf Gründgens, einer der bedeutendsten Bühnenschauspieler und Spielleiter unserer Zeit, ist durch seinen persönlichen Einsatz auch an der Aufwärtsentwicklung des deutschen Films maßgebend beteiligt. In seinem neuesten Film „Tanz auf dem Vulkan," der soeben in den deutschen Lichtspieltheatern angelaufen ist, spielt wie erinnerlich (vergl. unseren Bildaufsatz i. d. Nr. 51 d. „7. Tages" vom 18. 12. 38) Gustaf Gründgens die Rolle des Pariser Schauspielers Debureau. Der Staatstheater-Generalintendant hat dieses Bild mit eigenhändigem Namenszug dem „7. Tag" freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Foto: Tobis

Der freie Fünfzehnte

Von Fritz Müller, Partenkirchen

Für gewöhnlich sind Charakter und Erbgut stärker als die Umwelt. Kaum sichtbar können Schule, Zuspruch und Erziehung das ererbte Rückgrat dahin und dorthin biegen.

Manchmal aber, wenn die Sterne ganz besonders zueinander stehen oder wenn ererbte Kräfte sich von links und rechts her überschneiden, kann das dünne Zünglein Umwelt doch den letzten Ausschlag geben.

Beim Menschen und, noch mehr, bei Tieren.

Das Dutzend Arbeitselefanten brauchte nicht gezähmt zu werden. Schon ihre Eltern waren unserem Herrschaftlichen des weißen Mannes auf Borneo gehorsam. Mag sein, auch deren Eltern.

Was Wunder, daß sie sich der Umwelt eingegliedert hatten. So lange sie denken konnten, hatten sie zu schleppen. Teakholz aus dem Hochwald an den Strand hinunter, wo die Schiffe lagen, dies für Pfund und Dollar übers Meer in Länder brachten, wo die Herrscherkurzen jener Menschen ragen, die sich für der Schöpfung Krone halten.

Für einen Nacken dieser Krone hielt sich der Direktor der Plantage auf der großen Südseeinsel. Mädchen waren dessen weiße Mitarbeiter. Was aber waren unter ihnen ihre Kulis, die aufs Wort gehorchten? Verlängerungen von Herrscherarmen, daß sie etwas weiter reichten — weiter nichts. Und das Dutzend Elefanten, welche wieder ihrerseits seit Vorfahrdenken solchen Kulis auf das Wort gehorchten? Verlängerungen von Verlängerungen — weiter nichts.

Dschumbi hieß der Älteste des Elefantendutzends. Murdock hieß der älteste der Kulis. In Dschumbi lebte noch ein Funken jener alten Zeiten, da sich Elefanten eigene Gesetze gaben. In Murdock lebte noch ein Funken jener Zeiten, da kein Weißer über Kulis herrschte. Sie hätten sich zusammenschließen können, dieser Kulifunken, dieser Elefantenfunken. Sie hätten miteinander einen Brand entfachen können, vor dessen Glut der weiße Mann auf Borneo hätte entfliehen müssen.

Sie sprangen nicht zusammen. Sie sprangen sich — der Weiße lorgte schon dafür — mit Brüllen an, verlöschten gegenseitig ihre fliegeborenen Seelen.

Der Plantagenleiter, in der Hand ein Kabelgramm, ließ sich den Murdock kommen: „Der Anschluß unserer ‚Möwe' drunten ist um einen Tag verschoben worden. Der Europadampfer fährt von Singapore früher ab. Ich weiß nicht, ob du das verstehen kannst!"

Murdock kreuzte, sich verneigend, vor der Brust die Arme.

Der Plantagenleiter war an diesem Tage verärgert: „Nichts kannst du verstehen! Denn sonst müßtest du, was das bedeutet."

Murdock neigte sich und kreuzte weiter seine Kulisarme.

Das bedeutet, daß der Rest der Teakholzstämme morgen schon statt übermorgen auf die ‚Möwe' zu verbringen ist!"

Die gekreuzten Arme fielen auf die Lenden: „Herr, morgen ist der Fünfzehnte."

„Dummkopf, meinst du denn, du mußt mir das erst sagen!"

Der gekrümmte Kulirücken frommte sich gerader: „Am Ersten und Fünfzehnten jeden Monats ruht die Arbeit."

Der Plantagenherrscher wurde plötzlich mißder: „Nun, dann rückt sie eben ausnahmsweise einmal am Sechzehnten."

„Am Sechzehnten hat sie nie gerufft."

„Na, bis heute und so weit zurück, als das Gedächtnis eines Kulis reicht."

„Auch unsere Väter hatten jeden Ersten und jeden Fünfzehnten frei."

„Ja, ja, eure Großväter auch und eure Urgroßväter! Es ist hohe Zeit, daß es mal anders geht!"

„Es geht nicht anders, Herr!"

„Was geht, was nicht geht, habe ich euch mitzuteilen! Und an euch ist's, zu gehorchen."

„Wir gehorchen, Herr. Jedoch die Elefanten —"

Ein dreifes Herrscherlachen, daß der Bungalow erdröhnte: „Die Elefanten? Hahaha, die Elefanten haben wohl das gleiche strenge Kalendarium in den Schädeln, he?"

„Die Elefanten sind alt. Viel älter als wir. Viel älter als unsere Väter. Die Elefanten wissen. Herr, daß es morgen keine Arbeit geben darf."

Der Herrscher schlug auf den Tisch: „Gut, so teile deinen Elefanten unterkänigst mit, es gäbe morgen Arbeit!"

„Es wird nichts helfen, Herr."

„Ich helfe euch wenn ihr nicht morgen an den Arbeit seid, ihr, die Kulis und die Elefanten!"

Murdock stand vor Dschumbi, ein Zwerg vor einem Berg im milden Licht des Abends: „Dschumbi, sei nicht böse, wenn ich dir was sagen muß, was gegen das Gesetz ist."

Uralt sah der Elefant ihn an. Er sagte nichts. Elefanten brauchen nichts zu sagen. Was sie zu sagen hätten, liegt in ihrer Seele klar und offen. Und ihre Seele liegt in ihren Augen.

Bei den Menschen ist's nicht anders. Also auch die Menschen brauchen nicht zu reden. Aber da sie dennoch reden, und sie schwächer und die Elefanten stärker. Was ohne Not geredet wird, um eben das schwächt sich die Urkraft ab. Bei Menschen und bei Tieren.

„Dschumbi", streichelte der Kuli die riffige Elefantenhaut zu kräftig, daß die Hand ihm weh tat, „Dschumbi, morgen ist der Fünfzehnte — morgen wird nicht gearbeitet."

Uralt sah der Elefant ihn an: „Wozu über eine Sache reden, die so alt ist und so unveränderlich?"

„Das heißt, Dschumbi, morgen sollte eigentlich nicht gearbeitet werden."

Der alte Elefant hob den Rüssel. Das Wort „eigentlich" hatte ihn getroffen. Das Wort „eigentlich" — die Elefanten wissen's — ist bei Menschen immer irgendwie verpfiffet. Man muß sich vor ihm hüten wie vor einem Stich der Teufelsfliege, der den Menschen schlaffkrank macht. Das Wort „eigentlich" macht die Menschen schlaffkrank.

„Dschumbi, hör mich an, wenn morgen nicht gearbeitet wird, bekommt die ‚Möwe' keinen Anschluß nach Europa. Unser Teakholz käme ein paar Wochen später an in London. Dann ist die gute Konjunktur vorüber, sagt der weiße Herr — du weißt doch, was das ist, die Konjunktur?" — Uralt sah der Elefant ihn an. Er hätte lächeln können. Er lächelte nicht. Wegen eines Schneidflügenwortes wie „Konjunktur" lächelt kein Elefant.

„Dschumbi, wenn das Teakholz nicht zur rechten Zeit in London ankommt — der weiße Herr hat's ausgerechnet — so bedeutet das: Tausend Pfund verlieren wir!"

„Wir!" gitterte das kleine Elefantenauge, wirr! Was geh'n uns Elefanten Pfunde an! Schlimm genug, daß ihr, die Kulis so herabgekommen seid, zu glauben, daß sie euch was angehen!"

„Dschumbi, Sterlingpfunde sind für einen Kuli Brot geworden. Am Jahresschluß wird unser Lohn in Pfunden ausgezahlt!"

Der Elefant neigte spöttisch seinen Riesenkopf: „Der nicht unsere — morgen ist der Fünfzehnte — morgen wird nicht gearbeitet!" Drei kleine Trompetenstöße waren diese Sätze Dschumbis. Dann trottete er davon. Zu seinen Elfen. Legte sich zu ihnen, sitzberte sie im Kreis an, wortlos so erzählend, was mit ihm verhandelt worden war — und schon schliefen sie hinüber, ihren Elefantenschlaf, zum nächsten Tag. Der Fünfzehnte brach an. Die Morgensonne schwang sich herauf, erst verstohlen über Horizont herlugend: „Der Fünfzehnte, Kinder." Die Vögel waren aufgewacht und schmetterten aus den Bäumen in das Elefanten-, in das Kulilager: „Der Fünfzehnte!" Tau perste millionenfach auf allen Gräsern: „Der Fünfzehnte!"

Murdock schloß die Augen, schloß die Ohren, schloß die Sinne. Die Unterkulis trieb er vor sich her zur Arbeit. Sie ließen sich treiben. Nicht von Murdock. Das war nur von ihnen einer. Vom Pfund Sterling ließen sie sich treiben. Das Pfund Sterling war ihr Brot, ihr Herr. Die Teakholzstämme lagen vor dem Hochwald aufgeschichtet, transportbereit. Sie warteten auf Elefantenrüssel.

Die Elefanten kamen nicht. Die Elefanten sonnten sich an der Sonne ihres alten, lieben, freien Tages.

Der Plantagenherr kam angelaufen. Er schrie die Elefanten an. Die Elefanten sahen an ihm vorbei. So sahen wir in unserer Schulzeit, Sonntags früh im Bett liegend, an den Marktagsmeker vorbei, der — aus Versehen Samstagabend aufgezogen — in unseren 7-Uhr-Tag hineinraffelte: „Aufstehen, an die Arbeit!" Wir stellten den Wecker gar nicht ab. Wir ließen sein Gedröhne wie ein Prickeln über unser Sonntagsherz hinlaufen: Raffele du nur zu — ich weiß es besser, welcher Tag heut ist.

Nicht anders taten es die Elefanten bei dem Weckruf ihres Werktagsherrn — in der Jugend sind wir mit den Elefanten nach verwandt.

Als der Herr sich heiser an die Elefanten hingeschrien hatte, brach er, den Revolver in der Hand, ins Kulilager: „Eure Sache ist's, die Elefanten anzutreiben — pronto!"

Die Kuli zerrten an den Elefantenstricken. Die Elefanten rührten sich nicht.

Die Kuli baten ihre Elefanten auf den Knien. Die Elefanten rührten sich nicht.

Die Kuli stiegen in die Elefantenställe mittels Widerhaken. Die Elefanten schüttelten, im Liegen sich nur sachte wiegend, alle Widerhaken ab.

Die Sonne war hochgestiegen. Der Schornstein auf der „Möve" rauchte. Die Krane knischten. Der Kapitän ging fluchend hin und her auf der Kommandobrücke. Die Kulis heulten. In blindem Zorn schoß der Plantagenherr die Kugeln des Revolvers in die Himmelsbläue des Fünfzehnten.

Alles war in wildem Aufruhr. Still allein am Hochwald droben lagen Teakholzstämme. Still allein am Strande drunten lag der Elefanten Heer.

Und aller Aufruhr brach, zerschellte an der Stille. Die Elefanten siegten.

Weiß Gott, der Herr der Elefanten hätte sie am liebsten totgeschossen. Aber vorher hatte er — auch er ein Sklave des Pfund Sterlings — einen Ueberschlag im Bungalow gemacht. Neue Elefanten hätten ihm an fünfzehnhundert Pfund gekostet. Tausend Pfund verlor er an den alten.

Da ließ er sie leben.

Und mit ihnen den freien Fünfzehnten.

„Unerhört!"

Anekdote von Christine Holstein

Anno 1777 verlebte der Alte Fritz seinen Geburtstag einsam in Potsdam. Er hatte seine Regierungsgeschäfte erledigt und mit einigen alten Generälen zur Tafel gesessen. Am Abend lag er in seiner gewohnten militärischen Uniform auf einem harten Sofa, mit einer hellblauen Decke zugedeckt, den Hut auf dem Kopfe. Mit seinen großen Augen blickte er schweigend nach dem Fenster, an dem einzelne Flocken vorüberwirbelten. Nur seine kleinen Windspiele waren um ihn. Dann zündete der Kammerdiener einige Lichter an, und der König sah am Kamin und las in den Philosophen.

Seine Berliner aber feierten lustig und mit großem Getriebe. Den ganzen Tag waren sie mit feuerroten Backen und Nasen auf den Beinen. Die Wache zog auf. Die Militärmusik spielte Märsche. In den Gasthäusern strömte es aus und ein. Man stärkte sich an frischen Pfannkuchen und heißem Punsch, dann ging man wieder auf die Straße, um die Illumination der Stadt zu besehen oder seine Schritte zum Berliner Theater zu lenken.

Dort wurde ein Stück aufgeführt, in dem die Gestalt des Königs zum erstenmal als „Alter Fritz" über die Bühne ging, in seiner blauen Uniform, mit dem Dreispitz auf dem Kopfe und dem Krückstock in der Rechten. Das Volk jubelte und klatschte wie toll.

Nur einer sah finsteren Angesichts in seiner Loge und rührte keine Hand. Es war der Kommandeur des Garde-Grenadier-Bataillons, Oberst von Scheel. Er murmelte ein zorniges „Unerhört!" in seinen Schnauzbart und verließ geräuschlos die Loge, denn er fand eine Beleidigung der Majestät darin, daß der große König hier so schlechtweg „der Alte Fritze" tituliert wurde.

Der gute alte Theaterdirektor Dobbelin, dem man das brüske Weggehen des Kommandeurs hinterbrachte, war bestürzt. Allein das Schlimmste kam noch. Bereits in früher Morgenstunde hielt ein geschlossener Wagen vor dem Dobbelinschen Hause, und der Direktor wurde wegen Majestätsbeleidigung abgeführt. Ungehört verhallte das laute Jammern der Seinen.

Am nächsten Tage sah der König in seinem Arbeitszimmer. Befehle waren ausgegeben, Verordnungen erlassen, nun kam die Durchsicht der Gesuche und Bittschriften an die Reihe. Es war dies eine Arbeit, der sich der König mit einem gewissen Behagen zu unterziehen pflegte, und während er seine Randbemerkungen niederschrieb, zuckte des öfteren ein Lächeln um seinen feinen, festgeschlossenen Mund. Heute befand sich unter den Bittschriften ein siebenseitiges Schreiben der Dobbelinschen Familie. Der König schüttelte langsam das Haupt. Dann fertigte er ein Papier aus und übergab es der Ordonnanz zur sofortigen Besorgung. Noch selben Abend wurde der gemäßregelte Dobbelin seiner Familie zurückgegeben.

Der Befehl des Königs, den Theaterdirektor sogleich auf freien Fuß zu setzen, schloß mit der Randverfügung: „Der Scheele muß Roßbad und Torgau nicht mitgemacht haben, sonst wüßte der, daß ich schon vor zwanzig Jahren der Alte Fritze hieß, und jünger wird man mit den Jahren nicht."

Dies nebenbei

Wir haben den Sonnabend gerne, denn er bringt uns das Wochenende. Erst recht lieben wir den Sonntag, den Tag der Ruhe und Ausspannung. Weit weniger hört man allerdings den Montag loben. Es gibt sehr viele Menschen, die sich mit ihm nicht gut befreunden können, weil es nach der Ruhe des Sonntags der Tag der Umstellung auf die Arbeit der Woche ist. Aus dieser bequemen Einstellung ist der Begriff des „blauen" Montags geworden. Und doch hat sich jetzt in einer Engländerin eine Lobrednerin des Montags gefunden, der auch seine besonderen Reize besitze: „Wir lieben", so schreibt die Engländerin, „den Morgen des ersten Tages der Woche, an dem wir das Leben mit frischer Energie und neuen Hoffnungen beginnen. Nach der Stille des Sonntags setzt das bunte Leben wieder ein. Briefe kommen, die Geschäfte sind offen und wir haben sechs ganze Tage vor uns, um zu arbeiten und uns zu vergnügen. Wenn auch manches Sprichwort den Montag zu einem Unglückstage erklärt, so stehen dem doch uralte Bräuche entgegen. Für die alten Römer war der Montag ein „guter Tag", an dem wichtige Entschließungen gefaßt und bedeutsame Unternehmungen begonnen wurden; er stand nämlich unter dem Einfluß des Jupiters. Noch heute behauptet der Volksglaube, daß die glücklichen Stunden am Montag zwischen 10 und 12 Uhr morgens liegen. Hochzeiten am Montag sollen besonders glückliche Ehen zur Folge haben. Der Montag ist auch der beste Tag, um Vergnügungen nachzugehen. Die Theater und Kinos sind am wenigsten besucht; man bekommt daher die besten Plätze. Die Damen sollten auch mehr, als sie es bis jetzt tun, die Montage für ihre Einkäufe wählen, denn die Läden sind dann nur halbvoll; die Angestellten sind nach der Ruhe des Sonntags aufmerksamer und höflicher, können uns auch mehr Zeit widmen, da sie weniger beschäftigt sind. Wer den Zauber des Montags richtig versteht, der wird an ihm die Freuden des Sonntags noch einmal durchkosten und wird besonders gut gelaunt und arbeitsfreudig sein. Wem also bisher der Montag quer gelegen hat, mag sich dieses Kapitel als Morgenlesung auswählen, um eines Besseren belehrt zu werden . . .

*

Der Schnee, der uns in den letzten Wochen in ungewohnter Weise überfallen hat, hat viel Unheil angerichtet. Aber was ist das alles gegen den Schmerz einer unglücklichen Braut, die vergeblich auf ihren Bräutigam wartet! Denn nicht nur die Königskinder können, wie es in dem schönen Volkslied heißt, „zueinander nicht kommen", häufig geschieht so etwas auch ganz gewöhnlichen Erdenbürgern, und die Rolle des Meeres, das zwischen den Liebenden war, hatte in diesen Tagen der Schnee übernommen. Ein Brautpaar wollte sich in Würschwitz (Provinz Sachsen), wo die Braut wohnte, trauen lassen. Sie war auch pünktlich auf dem Standesamt, aber auf wen man vergeblich warten mußte, war der Bräutigam. Tränen schweren Herzleides flossen, bis plötzlich das Telefon bimmelte und der Bräutigam von Meuselwitz aus versicherte, daß er mit dem besten Willen nicht erscheinen könne, da die Schneeverwehungen den Weg nach Würschwitz unpassierbar gemacht hätten. Zwar besaß der junge Bräutigam nicht weniger Mut als einstmals der Königssohn, der durch das Meer schwamm; auch er hätte versucht, zu seiner Braut zu kommen, aber kein Kraftwagenfahrer wollte das Wagnis mit ihm unternehmen. Nun mußte zwar die Trauung verschoben werden, aber Gottseidank liegt der Schnee nicht ewig; wahrscheinlich sind die Beiden inzwischen nun doch schon ein glückliches Paar geworden . . .

*

Wenn man in den Mittagsstunden durch die Straßen von Budapest geht, hat man ein eigenartiges Erlebnis. Plötzlich zerschneidet ein Kanonenschuß die Luft, aber die Budapester sind darüber nicht im mindesten erstaunt oder erschreckt. Sie ziehen nur die Uhren aus ihren Taschen und stellen sie auf Punkt zwölf. Denn dieser Kanonenschuß zur Mittagsstunde ist hier alte Tradition, er wird auf dem Balkon der „Ferenc-Toldy-Oberrealschule" aus einem Miniaturmörser von dem Schuldiener dieser Anstalt abgefeuert. Diese seltsame Einrichtung hat vor etwa 300 Jahren mit einem umfangreichen Testament ein Budapester Kaufmann geschaffen, der offenbar seine Mitbürger zu größerer Pünktlichkeit erziehen wollte. Der Schuldiener bekommt aus der testamentarischen Stiftung für seinen Dienst ein kleines Entgelt, von dem er allerdings auch die Munition bestreiten muß.

*

Hunde sind gelehrige Tiere, aber was der Schiffshund „Bruce" des Kapitäns J. L. Petit, den jedermann im Londoner Hafen kannte, zu leisten zeigte, klingt unglaublich. Der Hund war der „Kabinenboy" des Kapitäns. Er holte auf Kommando Zigaretten und Feuerzeug aus der Kabine auf die Kommandobrücke, brachte dem Steward im Maul die schriftlichen Anweisungen des Kapitäns und zeigte sich auch sonst als unentbehrlicher „Laufjunge". Am verständigsten aber zeigte sich der Hund, wenn er mit seinem Herrn in London das Schiff verließ und der Kapitän ihm zuriet, er (der Hund) möge ihn in „Sailers Tea-Shop", einer kleinen Teestube am Commercial-Road erwarten. Gehorsam setzte sich Bruce dann in Trab und begab sich auf dem kürzesten Wege in die Teestube, wo er seinem Herrn einen Tisch reservierte dadurch, daß er auf einen Stuhl sprang und geduldig wartete, bis Kapitän Petit erschien. Der Hund, seiner Rasse nach ein etwas zu groß geratener Dackel, ist jetzt zusammen mit seinem Kapitän in den Ruhestand getreten. Jo-Jo

„Reingefallen, Monsieur Balzac!"

Etwas über den großen Franzosen

Von dem Franzosen Balzac weiß man, daß er über ein ideenreiches Gehirn und über eine unermüdliche Arbeitskraft verfügte, daß er aber trotz seiner literarischen Fruchtbarkeit stets in Schulden steckte. Er wußte eben mit dem Gelde nicht haushzuhalten. Und so kann es nicht wundernehmen, daß er sogar bei seinem Bäcker tüchtig in der Kreide stand. Der Dichter — wie alle seine Landsleute ein großes Leckermaul — aß für sein Leben gern Törtchen, die dieser Meister auf eine besonders raffinierte Art zu backen wußte. Dem kunstreichen Konditor schmeichelte natürlich der starke Verbrauch seines berühmten Kunden über die Maßen. Schmerzlich aber war die Rechnung, die länger und länger wurde . . .

Eines Tages verlor nun der Bäcker die Geduld, stürmte das Heim des Herrn Balzac und verlangte in erregten Worten Zahlung. Der Ueberfallene setzte sich zur Wehr. Aber man einigte sich dann doch, als der Konditor einen Vorschlag zur Güte machte: Balzac solle ein Reklameschild entwerfen, das die Güte der Torte preisen würde. Nach kurzem Sinnen meinte der Dichter: „Schreiben Sie doch: Diese Torten ißt der große Balzac!"

Der Meister war begeistert. Aber als er sich nach einigen Tagen wieder bei seinem berühmten Kunden einfand, schnaubte er vor Zorn: „Das war ein schlimmer Rat. Monsieur, den Sie mir da neulich gegeben haben."

„Bereite ich wirklich nicht. Werden Sie denn die Törtchen nicht los?"

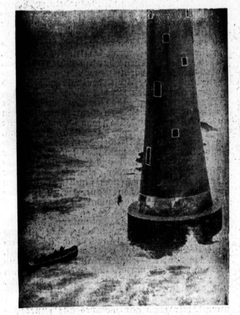
„Leider werde ich sie los. Und mein Geld dazu . . . Das begreifen Sie noch weniger? Ich will es Ihnen erklären. Alle, wenn die Leute das Schild lesen, stürmen sie geradezu in meinen Laden, essen meine Törtchen auf und lobsen sie. Aber wenn ich mein Geld verlange, bekomme ich jedesmal eine höchst unverschämte Antwort . . ."

„Eine unverschämte Antwort? Aber wieso denn?"

„Auch das will ich Ihnen nicht verheimlichen. Monsieur! Die Leute lachen mich zunächst gehörig aus, und dann sagen sie, wenn dies die Törtchen wären, die der große Balzac so gern verspeist, so wäre es doch ganz selbstverständlich, daß man sie nicht zu bezahlen brauche. Denn es sei doch im ganzen Lande bekannt, daß der große Balzac niemals seine Schulden bezahle. Sehen Sie, Monsieur, deshalb ist dieses Reklameschild, das von Ihnen stammt, ein Reinfall."

Kranker Leuchtturmwärter geborgen

Der Leuchtturmwärter des englischen Leuchtturmes von Eddystone erkrankte in Ausübung seines schweren Dienstes. Zehn Tage lang versuchte ein Kutter, den Schwerverletzten trotz schwerer See zu übernehmen und an Land zu bringen, was erst gelang, nachdem man die Wogen mit Oel beruhigt hatte. — Unser Bild zeigt den Augenblick, in dem der Kranke auf einer Bojenleine übernommen wird.



Der Kranz der Stadt Ibiza

Wie bereits gemeldet, sandte die nationalspanische Stadt Ibiza zu Weihnachten einen Kranz für die Gefallenen der „Deutschland", die seinerzeit bei einem heimtückischen bolschewistischen Angriff durch eine Fliegerbombe getötet wurden. Der Kranz wurde jetzt durch den Kommandanten des Schiffes, Kapitän zur See Wenecker, am Denkmal der „Deutschland" niedergelegt. (Weltb., Zander-Multipl.-K.)

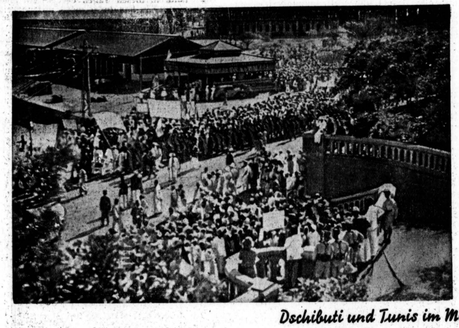
Ausbildungslehrgang in der Blindflugschule Brandis

Ein Blick in eine Schulungsmaschine während einer Blindflugübung. Der Funker reicht dem Flugzeugführer eine Meldung in den Führerraum. (Zander-Multipl.-K.)

Deutsch-Franz. Skilager bei Salzburg eröffnet

Ein lustiges Liedchen, gemeinsam gesungen, trägt zum näheren Kennenlernen im deutsch-französischen Austauschlager bei. In der Mitte: Der Gauleiter von Salzburg, Dr. Rainer, mit einer Französin (rechts) und einer Pontauerin (links), die ihre heimatliche Tracht angelegt hat.

(Presse-Hoffmann, Zander-Multipl.-K. 2)



Dschibuti und Tunis im Mittelpunkt des Weltinteresses

Bild links: Die Vorgänge in Französisch-Somaliland und die sich daraus ergebende Spannung zwischen Italien und Frankreich stehen gegenwärtig im Vordergrund der Weltpolitik. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.) — — Bild rechts: Eine Luftaufnahme von dem Europäerviertel der Stadt Tunis, die der französische Ministerpräsident zur Zeit besucht. (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Einmal im Jahr

besucht der oberste Gerichtshof von Uruguay die Strafanstalten des Landes und hört sich die Geschichte jedes Gefangenen an. Der Gerichtshof kann in einzelnen Fällen sofortige Freilassung verfügen. Besonders bei Affekthandlungen wird von diesem Recht Gebrauch gemacht. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)

Hochalpenmanöver der amerikanischen Luftwaffe

Amerikanische Tiefdecker-Bomber neuesten Typs bei einem Manöverflug über dem hochalpinen Gebiet der Sierra Nevada. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Wolf und Frau

Mein Mann raucht gern!

Lungenrauchen und ähnliche Dinge — chemisch gesehen

Sind die Deutschen wirklich so starke Raucher, wie man es zuweilen von Ausländern hört? Eine medizinische Zeitschrift Italiens hat kürzlich über den Tabakverbrauch in aller Welt einige Feststellungen gemacht, die Aufmerksamkeit verdienen. Danach verwandeln sich jährlich nicht weniger als zwei Milliarden Kilo in blauen Dunst. Dabei entfallen auf einen Deutschen im Durchschnitt 372 Zigaretten, also nicht mehr als eine einzige pro Tag, auf den Amerikaner aber das Dreifache! Es ergibt sich daraus, daß der Deutsche wieder einmal besser ist als sein Ruf. Wobei jedoch zu berücksichtigen wäre, daß der Verbrauch stetig zunimmt. Er ist in den drei Jahrzehnten, die seit 1907 verstrichen sind, auf mehr als das Fünffache gestiegen. Wie Dr. Brandt-Leverkusen in der „Chemiker-Zeitung" verrät, ist der Genuß von Kaffee und Alkohol gesunken, beliebter aber von Jahr zu Jahr wird die Zigarre und wird die Zigarette. Und wenn nun der Chemiker von den Erkenntnissen berichtet, die bei den Untersuchungen über das Rauchen gewonnen wurden, so dürfte es bei den Freunden wie bei den Gegnern des duftenden Krautes offene Ohren finden.

Vor allem interessiert natürlich das Schicksal des Nikotins, sein Werden und Vergehen, sein Weg und sein Wirken auf den Organismus des Rauchers. Seinen Namen verdankt das vielumkämpfte Gift dem französischen Gesandten am portugiesischen Hofe, dem Monsieur Nicot, der im sechzehnten Jahrhundert lebte und den ersten Tabakkamen nach Paris geschickt haben soll. In Deutschland wurde das Kraut, das Kolumbus einst bei der Entdeckung Amerikas kennenlernte, eigentlich erst im Jahre 1892 volkstümlich, als die Aerzte das Rauchen gegen die Cholera empfahlen. Schon lange vorher bestand eine gewisse Beliebtheit des Tabaks als — Volksmedizin!

Wie bei so vielen anderen Heil- und Genußmitteln handelt es sich auch beim Nikotin um ein Gift, das — im Uebermaße verzehrt — schädlich und gar tödlichgend wirken kann. Das weiß jeder Landwirt und Gärtner, der die Feinde der Obstbäume und der Rosen mit dem ätherischen Saft vertilgt. Genaue Untersuchungen über das Wesen des Nikotins sind erst in jüngster Zeit angestellt worden. Eine Reihe raffinierter Verfahren beschäftigt sich zum Beispiel mit der Ermittlung des Nikotingehalts im Tabak. Man hat sinnreiche Apparaturen aus Glas und Gummi und Eisen gebaut, die an der Zigarre saugen und dann das Ergebnis an einer Quecksilbersäule zum sichtbaren Ausdruck bringen. Am besten aber arbeitet der — Blutegel! Allerdings tritt nicht das Tier als Ganzes, sondern nur sein isolierter Muskel in Tätigkeit. Der wird nämlich durch die Gegenwart des Nikotins veranlaßt, sich zusammenzuziehen, und zwar selbst dann noch, wenn in einem Kubikzentimeter des zu beurteilenden Stoffes nicht mehr als ein tausendstel Milligramm enthalten ist. Man kann also wirklich sagen, daß der Chemiker es mit der Betreuung unserer Gesundheit recht genau nimmt.

Die Schicksale nun, die dem Nikotin während des Rauchens bereitet werden, sind — nach den Mitteilungen von Dr. Brandt — vierfacher Art. An der Stelle, wo der Tabak glüht und glimmt, herrscht eine Hitze, die in der Zigarette 100 bis 300 Grad, in der Zigarre noch 200 Grad mehr beträgt. Bei dieser Temperatur wird ein Viertel bis ein Drittel des Nikotins zerstört, in der Zigarre steigt der Anteil des zersetzten Giftes gar auf die Hälfte der Gesamtmenge. Gering dagegen ist der Rest, der im Stummel zurückbleibt und ungenossen in den Aschenbecher wandert. Außerhalb des menschlichen Körpers verzieht sich auch der Rauch, der von der glimmenden Zigarre unmittelbar in die Luft emporsteigt. Man bezeichnet ihn als den Nebenstrom. Einen anderen Weg schlägt der Hauptstrom ein, den der Raucher in den Mund saugt. Hier handelt es sich um den zehnten Teil des gesamten Nikotins, bei der Zigarette gar bis zu 30 v. H. der Gesamtmenge. Und von dem Nikotin des Hauptstromes geht nun der bei weitem größte Teil, nämlich sieben Achtel, in die Schleimhäute von Mund, Rachen und Lunge über.

Die Wirkung des Nikotins hängt davon ab, welche Menge der Organismus aufnimmt, wieviel in die Schleimhäute von Mund, Rachen und Lunge übergehen. Für diese Vorgänge ist in erster Linie das Verhalten des Rauchers selbst maßgebend. Der Mann oder Jüngling, der den Rauch durch die Lunge saugt, bietet dem Nikotin die größere Angriffsfläche. Und es ist eine Tatsache, daß solche Methoden vor allem bei den Freunden der Zigarette beliebt sind. Der Zigarrenraucher dagegen hat mit einem höheren Nikotingehalt seines Stimmengels zu rechnen.

Ist nun die Zigarre schädlicher als die Zigarette? Die so häufig gestellte Frage ist eben nicht mit einem einfachen Ja oder Nein zu beantworten. Zu einem bestimmten Teile hat der Raucher es selbst in der Hand, die Wirkung des Nikotins auf seinen Organismus zu erhöhen oder zu vermindern. Wobei nicht verheimlicht werden soll, daß schnelles Rauchen eine vermehrte Aufnahme von Nikotin im Körper zur Folge hat. Die Reizung der Schleimhäute dagegen, die sich durch ein kratzendes Gefühl im Rachen äußert, kann nicht als Gradmesser für den Nikotingehalt gelten.

Uebrigens kommt neben dem Nikotin noch eine Anzahl anderer Stoffe im Tabakrauch zur spürbaren Wirkung. Da ist zum Beispiel das Kohlenoxydgas, ein Gas, das aus der Glutzone des Tabaks in die Luft entweicht. Es vermag seinen nervenschwächenden Schaden zu stiften, solange die Atmung im rauchgeschwängerten Raume nicht allzu sehr gehindert wird. Dort aber, wo dieses Gas in größerem Umfang in den Körper eindringt, glaubt der Chemiker von einer schädigenden Wirkung sprechen zu dürfen. Man hat im Blut von Lungenrauchern Mengen von Kohlenoxydgas festgestellt, die im Laufe der Zeit, also bei fortwährender Aufnahme wahrscheinlich doch zu einem gewissen Ausmaß chronischer Vergiftung führen können.

Die Erkenntnisse, die der Chemiker bei der Untersuchung des Tabakrauchens gewonnen hat, sind zum Teil erst neueren Datums. Noch bestehen allerlei Unklarheiten. Anderes ist umstritten. Große Erfolge konnte das deutsche Tabakforschungsinstitut zu Forchheim (Baden) erzielen, das unter der Leitung von Professor König ausgezeichnete deutsche Zigarettentabake züchtet.

Ludwig Voß-Harrach

„Operation?" Nur halb so schlimm!"

Günstige Wirkungen eines neuen Einschläferungsmittels

Der Weg zum Operationstisch, die Vorbereitung, sich bewußtlos der Kunst des operierenden Arztes aussetzen zu müssen, ist wohl allen Menschen gleich unangenehm. Man pflegt eine Operation solange wie möglich aufzuschieben, auch wenn man weiß, daß nur durch sie die Heilung von einem schweren Leiden zu erhoffen ist. Diese Furcht vor dem Eingriff ist gemeinhin in der menschlichen Natur begründet. Hinzu kommen die Erfahrungen, die mancher Kranke am eigenen Leibe mit den nicht immer vermeidlichen „postoperativen Erscheinungen" machen mußte, als da sind: Uebelkeit und Schwindelgefühl nach der Chloroformierung, Erbrechen. Einsetzen der Schmerzempfindungen, um nur die bekanntesten hier zu nennen.

Die ärztliche Wissenschaft hat schon seit Jahren die Operationsbereitschaft des Kranken durch geeignete Einwirkungen vorgeschrieben können, durch Verabreichung kleinerer Morphium-Einspritzungen vor dem Eingriff, durch entsprechende Krankendiät und anderes mehr. Der französische Arzt Dr. Yves Delagenière ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat ein neues Einschläferungsmittel für seine Kranken eingeführt, das beachtenswerte Vorteile gegenüber den bisherigen aufweist.

Er verwendet dabei ein einfaches Pulver mit dem Namen Stopocloralose — gleichsam als Morphium-Ersatz. Bereits eine sehr kleine Dosis dieses Pulvers genügt, um den Kranken in einen leichten hypnotischen Zustand zu versetzen. Etwa zwei Stunden vor der Operation bekommt der Patient eine beruhigende Einspritzung unter die Haut. Er schläft nun nicht gleich ein, sondern bleibt vorerst bei Bewußtsein. Er fühlt sich sonderbar leicht und frei, verliert alle Furcht vor dem bevorstehenden Eingriff. Es ist eine Art von somnambulem Zustand, in den er langsam hinübergleitet.

Im Operationssaal beginnt dann die eigentliche Betäubung, und zwar genügt hier bereits ein Fünftel, ja, oft sogar ein Zehntel der Chloroform-Menge, um völlige Bewußtlosigkeit zu erzielen. Die Stopocloralose hat bereits wichtige Vorarbeit geleistet. Nach der Operation fehlen die unangenehmen Folgeerscheinungen vollständig. Dr. Delagenière, Mitglied der Pariser Akademie für Chirurgie, stellte — gemäß einem Bericht der französischen Zeitschrift „Je sais tout" — Untersuchungen von 200 der verschiedensten von ihm durchgeführten Operationen an 91 Männern und an 109 Frauen dieses fest: 1. Stopocloralose ermöglicht es, die Klarheit des Bewußtseins und damit alle Angste und Beklemmungserscheinungen auszuschalten. 2. Stopocloralose setzt die Dosen des Anästhetikums (Betäubungsmittels) beträchtlich herab, gewährleistet unbedingten Schlaf und völlige Unempfindlichkeit. 3. Stopocloralose verhütet alle Beschwerden, die sich nach der Operation einstellen.

Vor einer Versammlung französischer Aerzte erklärte Dr. Delagenière wörtlich: „Von jetzt ab haben die Kranken, die operiert werden, keine Angst mehr. Sie gehen ohne jede Furcht zum Operationstisch. Sie sind nicht stärker erregt, als wenn es sich um einen Dritten handelte. Nach dem Eingriff sind sie immer noch ebenso froh gestimmt."

Ob sich die Anwendung des Mittels allgemein und überall empfiehlt, wird die Zukunft erst erweisen müssen. Die bisher erzielten Erfolge sind jedenfalls so auffällig, daß sie auch in anderen Ländern nicht übersehen werden können.

Kinderbildnis Peter Paul Rubens (Deike M)

Ein Pimpf
gibt ein Beispiel

Abzeichen - kleine Dokumente der Zeit

Das Sammeln irgendwelcher Sachen ist unzähligen Menschen in der Welt zur Leidenschaft geworden. Diese Leidenschaft hat auch ihr Gutes, wirft sie doch z. B. auf die Jugend in dieser Hinsicht erzieherisch. Die Sammeltätigkeit eines Menschen kann dem feinen Beobachter sehr gute Charakteraufschlüsse geben, und mehr als ein Lehrer haben erst die Begabung manchen Schülers für ein besonderes Gebiet auf Grund von außergewöhnlichen Sammlungen entdeckt.

Gesammelt wird nahezu alles auf der Welt, und je seltener der Gegenstand ist, um so größeren Wert besitzt die Sammlung. Aber nicht immer bestimmt die Seltenheit den Wert des Gesammelten. Wir unterscheiden den allgemeinen und den liebhabermert. Dazu kann der persönliche Wert eines Gegenstandes kommen.

Die eigenartigste Sammlung, die ich bei einem Kinde gesehen habe, war die Abzeichensammlung eines Pimpfen. Schon die erste Kenntnisnahme vom Bestehen einer solchen Sammlung von Abzeichen des Dritten Reiches verriet mir den äußerst anständigen Geist unserer heutigen Jugend. Wer hätte von uns Erwachsenen an ein Sammeln dieser kleinen Plaketten, Sträußchen, Anstecknadeln usw. überhaupt gedacht? Wir kauften sie, trugen sie eine Weile, legten sie uns vielleicht auch noch zurück, — aber wo sind sie geblieben? Ich war von der Sammlung des Pimpfen so begeistert, daß ich daheim sämtliche Schubladen, Kasten und Kästchen durchzuwühlen begann. Aber was sich vorfand, war nur ein verschwindend kleiner Teil der mir plötzlich so wertvoll gewordenen kleinen Dinge.

Die Sammlung des Pimpfen umfaßt alle Abzeichen, die seit 1933 zu wohltätigen Zwecken ausgegeben wurden. Da finde ich die allererste Maiplakette, das erste Erntedankfestabzeichen, die ersten Winterhilfsabzeichen, die heute bestimmt nur noch die wenigsten kennen. Außer den Abzeichen, die über das ganze Reich gleichmäßig verbreitet wurden, entdecke ich in der Sammlung aber auch noch sämtliche Plaketten der einzelnen deutschen Gaue, die zu besonderen Anlässen — zu Gauparteitagen usw. — ausgegeben worden sind.

Betrachtet man diese Sammlung, die schön in flachen Glaskästchen untergebracht ist und außer der Tagesangabezeit auch noch kleine persönliche Bemerkungen des Sammlers enthält, etwa die von ihm selbst verkaufte Stückzahl, so hat man den Eindruck, daß all diese kleinen Abzeichen auch Dokumente unserer Zeit sind. Und sie sind es ja tatsächlich. Wenn der Pimpf später einmal diese Sammlung zur Hand nimmt, wird ihm gar manches aus seiner Jugend einfallen, was er sonst vielleicht längst vergessen hätte. Er wird sich mit Stolz der dann schon fernen Zeit erinnern, da er — ein Knabe noch — am Aufbau des Volkes mitzuarbeiten begann.

So hat diese Sammlung gewiß ihren Wert.

Max Lippold

Leichtes Essen – größere Spannkraft

Aufschlußreiche Untersuchungen im Laboratorium

Schon die alten Römer wußten bekanntlich, daß ein voller Bauch nicht gern studiert. Auf experimentellem Wege bestätigte nun Professor Dr. Donald A. Laird, der Direktor des Psychologischen Laboratoriums der Colgate Universität in Hamilton die Richtigkeit dieses Erfahrungsgrundsatzes im einzelnen und gelangte dabei zu sehr bemerkenswerten Teilergebnissen.

Versuchspersonen waren acht junge Männer, die einen Monat lang ihre Mittagsmahlzeit täglich im Laboratorium einnahmen. Für die Hälfte des Monats erhielten sie in unregelmäßigen Abständen eine ortsübliche Mahlzeit, auch konnten sie von dem auf dem Eßtisch befindlichen Brot soviel verzehren, als sie mochten. An den übrigen Tagen der anderen Monatshälfte bekamen sie nur ein leichtes Mahl mittags vorgesetzt, zum Beispiel jeder eine halbe Banane, etwas Haferbrei mit Milch, Quarkkäse und Obstsalat.

Eine Stunde nach dem Essen unterzogen sich die „Essenskandidaten" den verschiedenartigsten Prüfungen. Es sollte der etwaige Unterschied der Arbeitsleistung nach einer leichten und einer schwereren Mahlzeit ermittelt werden. Die Ergebnisse gestalteten sich zum Teil geradezu aufsehenerregend.

So fielen vor allem die Ansprachen der jungen Leute nach einem halbstündig zuvor auswendig gelernten Text nach einem leichten Mittagsmahl zu 22 v. H. und Kopfrechenarbeiten sogar zu 25 v. H. besser aus als nach der Einnahme einer schweren Mittagsmahlzeit. Nicht so günstig war das Gesamtergebnis hinsichtlich der Schnelligkeit, mit der die Arbeiten an den beiden Tagesgruppen ausgeführt wurden. Die Schnelligkeit des Kopfrechnens war nach leichten mittäglichen Mahlzeiten nur 6 v. H. besser, und die des kontrollierten Denkens mit dem Chronoskop etwas über 6 v. H. größer als nach Einnahme einer schweren Mahlzeit.

Es wurde also die Genauigkeit weit mehr als die Geschwindigkeit einer Arbeitsleistung durch die Leichtigkeit eines Mittagessens gefördert. Interessant gestaltete sich auch ein Versuch, bei dem die jeweiligen Schwankungen der Aufmerksamkeit aller Versuchspersonen beim Lauschen auf ein schwaches Geräusch genau aufgezeichnet wurden. Es hatte den Anschein, als kam das Geräusch und verschwand während alle lauschten. In Wirklichkeit war die Geräuschstärke die Versuchszeit über die gleiche und nur die Aufmerksamkeit der Lauschenden einem ständigen Wechsel ausgesetzt.

Auf Grund dieser einwandfrei durchgeführten Versuche ist Professor Laird zu der Ansicht gelangt, daß vor allem die in vielen Ländern noch heute übliche sonntägliche Vollstopferei den Menschen für den Rest des Tages „stumpfsinnig und ungesellig" macht. Auch nimmt der Forscher an, daß die Schwermahlzeit beim Zustandekommen vieler Verkehrsunfälle an Sonn- und Feiertagen nicht ganz unbeteiligt ist.

Nordisch ist kein deutschen Volke mehr als die Bestimmung eines geographischen oder geopolitischen Begriffs. Der nordische Gedanke ist die Form einer geistigen Haltung, in der sich die Nation an uralte Quellen einer großen gemeinsamen Vergangenheit aller nordeuropäischen Völker erinnert. Es ist ein großer und eigenartiger, sehr stark in sich geschlossener Kulturkreis, der die nordischen Völker mit der Arbeit anderer Rassen hervorhebt und dessen unermeßliche Bedeutung für die ganze Menschheit erst begriffen werden könnte, wenn man versuchen würde, ihn aus der Geschichte der Menschheit hinwegzudenken. Mit der nationalsozialistischen Idee hat im Deutschen Reich der nordische Gedanke gesiegt. Die deutsche Nation hat sich von den in die Irre führenden Theologien der Vergangenheit abgewendet und kraftvoll den Weg in eine neue Zukunft beschritten, der nichts anderes als die Rückkehr zu den heiligsten Quellen einer Jahrtausende alten Vergangenheit ist, die einst allen germanischen Völkern gemeinsam war."

Der einzige Trieb der germanischen Seele zur nordischen Heimat, der in diesem Bekenntnis des Reichsinnenministers Dr. Wilhelm Frick in seinen Urgründen aufgezeigt wird, lockt den deutschen Menschen in von Jahr zu Jahr wachsendem Maße in das Land des Nordlichts. Er findet dort die großartige Szenerie, in der die Helden und Heldinnen der Sagas leben, die artverwandten stillen und starken Menschen.

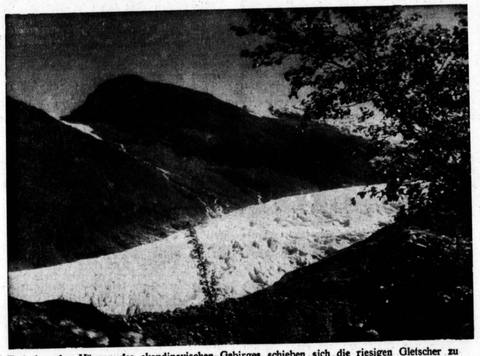
Aus diesem Alpenland im Eismeer sind einst die Wikinger ausgezogen, Ihre vom Golfstrom erwärmten, in den Buchten eingeschneiten Siedlungen lagen gesichert hinter den längs der Küste ausgestreuten Inselgruppen. Tausende kleiner und kleinster Eilande brechen die Wellenkämme des Ozeans, die ihre letzte Kraft an den felsigen Klippen der Ufer vergeuden. Die gebändigten Wasser dringen dann tief in die Fjorde ein, hinter denen das Gebirgsland der Lofotenkette sich bis zu 1200 Meter erhebt. Unvermittelt gelangt der Besucher vom Meer in die Eiszeit. Es ist ein einzigartiges Erlebnis, das den Nordlandfahrer in den Bann dieser unberührten Wildheit zieht. Und da die Musik als ausdrucksfähigste Kunstform die wechselnden Stimmungen, den jähen Umschlag von Stranen, Erschrecken zum fröhlichen Sich-Erlösen am stärksten zu schildern vermag, ist eine Filmreise in dieses Land in eine „Symphonie des Nordens" (ein Ufa-Kulturfilm der Nordischen Gesellschaft) gebettet worden. In der beredten Allgemeinsprache der Töne wird unser abschließender Weg begleitet.

Eine kurze Seefahrt führt von Hamburg weitab von Europa in ein Land, das nach schlicht nach den harten Gesetzen seiner spröden Natur lebt. Die weithin gedehnte Strandplatte trägt gute Weide- und Ackerböden, aber das Sturmklima der Höhen gefährdet das Aussprießen der Saat. Auch die Hausgärten mit ihren Sträuchern und ihrem Gartengemüse kämpfen mit den Wetterlaunen des kurzen Sommers.

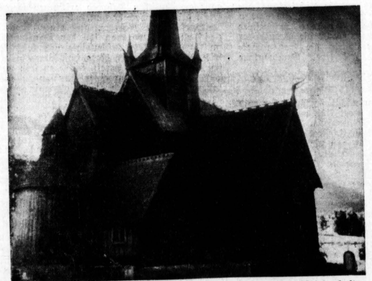
Die Siedlungen drängen zum Meer als Nahrungsquelle. Die Häuser ziehen sich oft kilometerlang neben dem Fahrwasser hin. Zuweilen hetzen sie sich in muschelförmigen Einbiegungen der Küste. Nicht selten sind Fischerwohnungen auch auf kahlen Felsen errichtet.

Wendet man sich nach dem Innern Norwegens, gerät man in ein überwältigendes Hochgebirge mit ungeheuren Eismassen und Gletschern. Bald sanfte und schroff auftauchend, bald abgerundet wie mit einer Haube bedeckt, steigen die wuchtigen Felspyramiden fast lotrecht vom Grunde auf. Kleinere und größere Wasserfälle suchen sich einen Weg über das spröde Gestein, und in den Felsentälern ausgedehnte Schneefelder. Schaut das Auge von dieser Höheneinsamkeit rückwärts zum Meer, sieht es grüne Bäume und Fischerhütten die Ufer umworben und hin und wieder,

Eine Solveig in ihrer schönen Vaage-Tracht



Zwischen den Hängen des skandinavischen Gebirges schieben sich die riesigen Gletscher zu Tal. Unser Bild zeigt den nördlichsten Großgletscher des europäischen Festlandes



Alte Holzkirchen geben Zeugnis von der Eigenart nordischer Holzbaukultur. Giebel und Tore dieser Stabkirche sind reich mit nordischen Ornamenten aus der Sage des Landes geziert

In den nördlichen Teilen Norwegens herrscht die Weiße Nacht, in der die Sonne nicht untergeht. Diese Eigenart des Landes gab dem Kameramann Gelegenheit zu dieser Mitternachtsaufnahme

Fotos Ufa-Kulturfilm

Abenteuer im tropischen Urwald

1. Fortsetzung

„Menschenskind, ein Deutscher!"

Vom Matto Grosso über Chile nach Cayenne

Erlebnisse aus fünf abenteuerlichen Jahren, geschildert von F. W. Dinger

Ein Damenrevolver ging los

Der Zug fuhr etwa 100 Kilometer durch ebenes Land. Dann ging's über zahlreiche, von heftigen Regengüssen unterspülte Viadukte ins Bergland hinauf. Nachdem ich meine Mitreisenden genügend bewundert hatte — meist waren es dicke Pflanzer mit Seitengewehr ähnlichen Messern zum Unkrautjäten, Pflanzenschneider, Zahn- und Fingernagelreinigen —, fiktelte es mich, meinen Revolver zu probieren. Harmlos stellte ich mich ans Fenster und betrachtete die vorüberziehenden Kaffee-, Mais- und Bananenplantagen. Ich entsicherte das Ding und drückte mehrmals mit geschlossenen Augen und fortgewandtem Kopf ab. Aber es funktionierte erst, als der Kontrolleur kam und uns nach den Fahrkarten fragte. Da ging das Ding plötzlich in der Hosentasche ganz ohne mein Zutun los. Spätzündung. Im übrigen nahm kein Mensch von diesem Schuß Notiz, obschon ich fürchtete, auf der Stelle verprügelt oder zum mindesten abgeführt zu werden. Ich sah dann die Umrisse unförmiger Kolbengriffe, die sich unter den Khakijacken der andern Fahrgäste abzeichneten, und erkannte, daß mein Damenrevolver gegen solche Waffen überhaupt nicht in Betracht kommen könnte. Was bedeutete schon mein Schuß? Das Summen einer Fliege. Man rent sich in Brasilien darüber nicht auf.

Bairu Guandu ist die vorletzte Station vorm Urwald. Vom gebäudelosen Halteplatz der Eisenbahn marschierte ich ins kleine Dorf, das etwa 500 Einwohner hat und an der Mündung des Rio Guandu in den Rio Doce liegt. „Venda de Manuelo Dalz" stand groß über einem dürftigen Kramladen, vor dem Pferde und Maulesel mit Reitsätteln und Gepäcktaschen angebunden waren. Im Innern hockten auf Fässen und Fässern mehrere wild aussehende Brasilier, die bei meinem Eintreten in ein höhnisches Gegröle ausbrachen, als sie mich geschniegelt und gebeint in neuer Ausrüstung erblickten. Sie waren alle derbrusk und hatten nur Hemd und Hose an. Sie tranken den unentbehrlichen Zuckerrohrschnaps, den ich später kennen lernte, den Cachaça oder Mata Bicho, der an deutsch „Töte Tiere" heißt. Als sich der Lärm gelegt hatte, fragte ich schüchtern den Besitzer nach meinem Onkel. Er wäre vor zwei Jahren an der Malaria gestorben, war die trostreiche Entgegnung von Augusto Hola. Ich kam nach einigen Umständlichkeiten näher mit ihm ins Gespräch, und er riet mir, mich an einen der seit Kriegsende lebenden ehemaligen deutschen Unterseebootskapitäne zu wenden, der ein kleines Kraftwerk am Fluß betriebe sowie eine Fabrik für Rohzucker und Schnaps.

In meinem Herzen fiel eine kleine Welt zusammen. Von all den herrlichen Plänen einer beglückenden Studienreise blieb nun nichts mehr als eine Schattatel im Turbinenhaus am Rio Doce, die mir der Kapitän nach kurzer Begegnung zu getrauen Händen überantwortete. Das Leben, von dem ich geschwärmt hatte, begann. Aber es war ein anderes Leben als das meiner Phantasie.

Das große Abenteuer begann

Am Rande der Dschungel gilt ein elektrisches Kraftwerk, mögen seine Ausmaße noch so winzig und seine Maschinen noch so veraltet sein, erheblich mehr als in Europa etwa das modernste Hochofenwalzwerk. Das einfache Turbinchen und der altersschwache Dynamo sind in den Augen der Hofbesitzer komplizierte Unerquicklichkeiten. Ich brauchte mich nicht zu wundern, daß die beiden Andianer vom Stamme der benachbarten Aymorés, Vater und Sohn, die mit Affen, Papageien und Wasserschen im Kanu über den Rio Doce kamen und in der zweiten Nacht bei mir Besuch machten, mit ihren Händen neugierig über die polierten Stangen und Geländer fuhren, bis der Vater plötzlich an einem kupfernen Schalthebel hängen blieb. Es war immerhin ein groteskes Bild, als der Sohn, der den Vater retten wollte, in die Knie sank und genau so festhing. Die Leitung hatte in diesem Teilstück keine Zwischenschalter, und ich mußte daher das Rad, das den Wasserlauf zur Turbine regulierte, rasend schnell zurückdrehen, bis das Licht verlöschte und zwei Andianer in Nacht und Schrecken wie Weltverlorene in der Dunkelheit verschwanden.

Hätte ich damals keine hoffnungsvolleren Absichten gehabt, ich wäre zweifellos ein zufriedener Elektromaschinist geworden. Aber das Schicksal hatte etwas Bedeutsameres mit mir vor. Das Schicksal nahte sich mir in zweierlei Gestalt, in Gestalt Juans, eines brasilischen Kraftfahrers, und in Gestalt eines Lieferwagens, der lange vor der Erfindung des Automobils gebaut worden sein mußte. Juan und ich hatten Streit bekommen, weil er mich in aller Herrgottsfrühe, wenn ich mich vom Nachtdienst im Kraftwerk ermüdet, kaum niedergelegt hatte, zu wecken pflegte, indem er seinen Wagen mit ersaufsamem Getöse in Gang setzte. Dieser Wagen schlief in derselben Baracke, die auch mir zum Schlafen diente. Der Chef entließ Juan und gab mir das Amt des Chauffeurs, ohne zu fragen, ob ich fahren könnte. Aber man kann alles, wenn man muß. Ich übte auf dem Platz vor der Baracke zwei Stunden Autofahren, wobei eine Lehmwand einfiel und die Handbremse des Wagens ihr Leben ließ. Dann ging es.

Peinliche Sache

Ich hatte bereits viermal die Fahrt zwischen den Zuckerrohrfeldern und der Fabrik gemacht, ohne einen Unfall zu erleiden. Während der fünften Tour geschah der zwanzigtäufige Überfall des Rachedurstigen Juan. Ich hatte damit gerechnet. Doch der Bursche aber gleich mit einer Schießerei beginnen würde, darauf war ich nicht gefaßt. Ich warf mich auf den Boden des Fahrzeugs und stemmte mich gegen die Fußbremse. Dann ließ ich mich auf der andern Seite herausfallen und rollte in den Mais. Als ich aufblickte, fand ein blonder Junge lachend vor mir und radebrechte etwas auf Portugiesisch. Ich sagte nur, dem davoneilenden Juan nachschauend: „Dieser verdammte Hund!" Da lachte der Blonde noch lauter: „Menschenskind, ein Deutscher! Ich heiße Wöbcke, Alfred Wöbcke aus Hamburg."

Mit diesem Freund, der seit zwei Jahren verschollen ist, den ich aber bestimmt noch einmal wiedersehen werde, habe ich die aufregendste Zeit meines Lebens verbracht. Fred und ich wurden die Unzertrennlichen. Er war von Hause weggegangen, weil es keine Arbeit und keine Lebensleie für ihn gab. Eine wagemutige Schiffsfahrt lag hinter ihm. Nun trampte er durch Brasilien und hoffte auf das große Glück. Als er mir das in hastigen Worten erzählte, sahen wir Juan mit andern Arbeitern und dem Dorfpolizisten herankommen. Der Beamte schrie mich an und verlangte die Herausgabe meiner Waffe. Ich hätte auf Juan geschossen und müßte mit zum Potesta, dem Chef von Baicu Guandu. Fred folgte in einiger Entfernung unserer Gruppe. Auf dem Büro wurde ich vernommen und nach der angeblichen Waffe durchsucht. Mein Damenrevolver lag zu dieser Zeit friedlich in der Baracke in einem Verstecke. Meine Beteuerung, Juan hätte auf mich geschossen und nicht umgekehrt, war vergebens. Man sperrte mich ins Colobozo des Dorfes, ein einräumiges Häuschen, das als Gefängnis diente. Dort mußte ich solange bleiben, bis man mir bis ich die Wahrheit gesagt und das Versteck der Waffe angegeben hätte. Vor dem vergitterten Fenster spielten ein paar Kinder Seilchenspringen. Ich machte ihnen, so gut es ging, klar, daß ich ihm an Lehmwand einfiel und die Handbremse des Wagens ihr Leben ließ. Dann ging es.

Das verfluchte Gold von Itabira

Auf diesem langen und beschwerlichen Weg erreichten wir nach Wochen das Goldsuchernest Itabira, das genau so entlegen wie teuer ist. Es wird wenig Luxusbäder auf der Welt geben, in denen Perlen wie in Itabira üblich sind. Eine Flasche Bier kostete zehn Milreis! Ein Milreis im Kaufwert von etwa einer Mark — und ein Pfund Bohnen kostete 15 Milreis! Wo man Gold findet, da sinkt das Geld im Wert. Wer 200 Milreis täglich mit Goldsuchen verdient, braucht mehr als die Hälfte davon fürs nackte Leben. Reich werden die Händler und arm werden die Goldsucher.

Wir tauschten unsre Jacken gegen eine Batea ein. Das ist eine Schüssel zum Goldwaschen, ein trichterförmig zulaufendes Ding, in dessen Innerem aus Metallauben ein Kupfernagel, der das Gold anziehen soll, eingeschlagen wird. Für ein paar Schnäpse von dem mit Reparaturen verdienten Geld kaufte man uns die Handhabung der Batea bei. Wir zogen am Morgen das Ufer des Baches hinauf, wo in Abständen von zwanzig bis drei Metern Holzkreuze von Mord und Totschlag um des Goldes willen kündeten. Wir zählten bis zur Stelle, wo wir unser Glück suchen wollten, über 70 solcher Kreuze. Angesichts dieser grausigen Umgebung begann Fred zu wüsten, zu schimpfen, zu waschen und zu brüllen, während ich auf der Böschung Ausschau nach den andern Goldsuchern hielt. Wir mußten uns öfter und öfter abwechseln. Die Sonne brannte, unsere Rücken schmerzten vom ungewohnten Bücken. Nach langer Zeit hatten wir auf dem Boden unserer Batea ein paar winzige, abgeplattete, gelbe Körnchen Gold! Wir einigen wie aufschlagen mit unserer Tagesbeute ins Dorf und erhielten sieben Milreis, die genau für ein Kaffee Pfund Reis reichten. Am nächsten Tag bekamen wir mehr. Es war auch ein neuer Abwieger in der Venda. Sein Vorgänger hatte zu sparsam gewogen. Er bekam deshalb seinen Platz unter einem neuen Holzkreuz weiter oben am Bach des Goldflusses.

Wir blieben nicht lange in Itabira. Die Sache wurde gefährlicher mit jedem Tag. So gingen wir denn ohne Abschied mit einer Ausbeute von 40 Gramm Gold über die von hohem Buschwerk durchwachsene Wasserscheide, den sogenannten Sertao, in nordwestlicher Richtung weiter auer durch den Staat Minas Geraes nach Diamantina.

(Fortf. folgt.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Der Florentiner Theaterkritiker Jarro, der um die Jahrhundertwende einen großen Einfluß in Italien hatte, war wegen seiner scharfen Zunge gefürchtet. Er traf einmal in einer Schenke mit dem Marchese Torrigiani zusammen, der ein großer Jäger vor dem Herrn war, und da noch andere Jagdfreunde dazukamen, hörte man bald das übliche Jägerlatein. Man sprach von den Lockvogelrufen, deren Kunde unter den Anhängern des edlen Weidwerks entschieden abnehme, und jeder in der Gesellschaft, der wegen seines Jägerlateins berühmt war, erklärte: „Ich habe einen Bekannten, der den Ruf des Distelfinken so täuschend nachmachen kann, daß jeder, wenn er ihn ertönen läßt, die Vögel in dichten Scharen heranschwirren." „Das ist noch gar nichts", fiel Jarro ein, „ich hatte einen Freund, wenn der das Krähen des Hahnes am Abend nachmachte, dann ging sofort die Sonne auf."

*

Es gibt viele solide Kaufleute und Handwerker, die durchaus tüchtig ihre Angelegenheiten verwalten und auch dem besten Freund nicht ohne Sicherheit ein Darlehen geben. Merkwürdigerweise sind es aber gerade diese Menschen, die dann sehr leicht auf irgendeinen Gaunertrick hereinfallen, bei dem wenigser tüchtige Leute, deren Vertrauensseligkeit weltens nicht so feinverschlossen ist, keinesfalls anbeißen würden. Ein typischer Fall ereignete sich in Paris. Da wurde allen Ernstes unter Vorsitz eines gewissen Paul Bernoit eine Gesellschaft gegründet, deren Aufgabe es war, Paris mit Elektrizität zu versorgen, und deren Quelle — — Kartoffeln sein sollten. Jedes Kind weiß natürlich, daß, wenn man eine Katze streichelt, Reibungselektrizität entsteht. Aber keinem Kinde würde es, falls man es ihm nicht vorher weismachen hat, einfallen, nun zu glauben, daß man durch vieles Streicheln von einer großen Anzahl Katzen eine einzige Glühbirne, geschweige denn die Straßenlaternen von ganz Paris, zum Leuchten bringen könnte. Trotzdem enthüllte dann ein Gerichtsprozeß, daß viele angesehene Handwerksmeister, Beamte und Kaufleute ihr sauer erworbenes und bis dahin felsenfestes Geld dafür geopfert hatten, damit Monsieur Bernoit Paris und die Welt mit Katzenelektrizität versorge. Er verlorate natürlich nur sich mit den Mitteln zu einem genußreichen Dasein. Das kam aber erst heraus, nachdem monatelang würdige und ernste Männer zugesehen hatten, wie katzenscheue Katzen ihre elektrische Energie vermittels Drähten und Isolatoren auf einen kleinen Motor übertrugen, der dann einen Fächer in Bewegung setzte. Erst als man entdeckte, daß dieser kleine Motor vermittels eines ganz gewöhnlichen Kabels an die Lichtleitung angeschlossen worden war und daß die Katzen durch das Streicheln höchstens in bessere Laune versetzt wurden, platzte die Geduld der Geldgeber und gleichzeitig die Katzen-Elektrizitätsgesellschaft. Weitere Kommentare erübrigen sich.

*

In Paris wurden nächtliche Bummler und Heimkehrende gegen zwei Uhr morgens plötzlich mit großen Schneebällen bombardiert. Als sie sich dieser Angriffe ärgerlich verbitten wollten, bemerkten sie, daß die Geschosse von dem Dach eines kleinen Hauses herabkamen. Dort oben stand ein Mann im Nachthemd, der unablässig Schneeballen auf die Straße herabschleuderte. Der Hauswart wurde und seinem Schlaf geweckt. Er lief sofort die Feuerwehr herbei, die unter den größten Schwierigkeiten den Mann von seiner lustigen Höhe herabholte. Auf dem Polizeibüro wo der Schneeballer wegen groben Unfugs verhört werden sollte, stellte sich heraus, daß es sich um einen Schlafwandler handelte, der durch den hellen Mondschein aufs Dach gelockt worden war.

*

Es ist nicht raisam, auf dem Fahrrad zur Trauung zu fahren, schon deswegen nicht, weil ein Radfahrer in Frack und Zylinder einen etwas seltsamen Eindruck macht. Percy Clark hatte sich aber auf dem Weg zur Kirche auf keinen Fall eines Fahrrades bedienen dürfen, denn er hatte seine letzte Junggesellen-Nacht dazu benutzt, im Kreise seiner Freunde dem Alkohol kräftig zuzusprechen. Und so wurde er, als er ausnahmsweise früh, eingeschlagen wird. Für ein paar Schnäpse von todmüdselig auf dem Rade durch die Straßen Londons gondelte, zu einem Verkehrshindernis hinter dem eine ganze Meute von Polizisten hertobte. Percy hatte mit seinen Freunden die feuchtfröhliche Wette abgeschlossen, daß er zur feierlichen kirchlichen Trauung nicht in einer Hochzeitskutsche, sondern auf einem ganz gewöhnlichen Fahrrad erscheinen werde. Statt dessen landete er nun, während die Hochzeitsgesellschaft wartete, auf einer Polizeistation, wo man ihn der Trunkenheit im Straßenverkehr beschuldigte und feststellte. Als die Polizei jedoch hörte, daß Percy heiraten wolle, war man bereit, milde zu sein und Percy gegen Stellung einer Kaution zu entlassen. Damit war den Hochzeitsleuten nicht versäumt. Damit zeigte sich der Bräutigam ganz und gar nicht einverstanden. „Ehe ich gehen muß, heirate ich lieber nicht!" rief er. Vielleicht ist es mein Glück, daß Sie mich hier nicht fortlassen." Den Polizei-Sergeanten überkam Mitleid mit der Braut. Er schickte einen Beamten in die nächste Straßen kamen. Dort oben stand ein Mann im Nachthemd, der unablässig Schneebällen auf die Straße herabschleuderte. Der Hauswart wurde und seinem Schlaf geweckt. Er lief sofort die Feuerwehr herbei, die unter den größten Schwierigkeiten den Mann von seiner lustigen Höhe herabholte. Auf dem Polizeibüro wo der Schneeballer wegen groben Unfugs verhört werden sollte, stellte sich heraus, daß es sich um einen Schlafwandler handelte, der durch den hellen Mondschein aufs Dach gelockt worden war.

*

Es ist nicht raisam, auf dem Fahrrad zur Trauung zu fahren, schon deswegen nicht, weil ein Radfahrer in Frack und Zylinder einen etwas seltsamen Eindruck macht. Percy Clark hatte sich aber auf dem Weg zur Kirche auf keinen Fall eines Fahrrades bedienen dürfen, denn er hatte seine letzte Junggesellen-Nacht dazu benutzt, im Kreise seiner Freunde dem Alkohol kräftig zuzusprechen. Und so wurde er, als er ausnahmsweise früh, eingeschlagen wird. Für ein paar Schnäpse von todmüdselig auf dem Rade durch die Straßen Londons gondelte, zu einem Verkehrshindernis hinter dem eine ganze Meute von Polizisten hertobte. Percy hatte mit seinen Freunden die feuchtfröhliche Wette abgeschlossen, daß er zur feierlichen kirchlichen Trauung nicht in einer Hochzeitskutsche, sondern auf einem ganz gewöhnlichen Fahrrad erscheinen werde. Statt dessen landete er nun, während die Hochzeitsgesellschaft wartete, auf einer Polizeistation, wo man ihn der Trunkenheit im Straßenverkehr beschuldigte und feststellte. Als die Polizei jedoch hörte, daß Percy heiraten wolle, war man bereit, milde zu sein und Percy gegen Stellung einer Kaution zu entlassen. Damit war den Hochzeitsleuten nicht versäumt. Damit zeigte sich der Bräutigam ganz und gar nicht einverstanden. „Ehe ich gehen muß, heirate ich lieber nicht!" rief er. Vielleicht ist es mein Glück, daß Sie mich hier nicht fortlassen." Den Polizei-Sergeanten überkam Mitleid mit der Braut. Er schickte einen Beamten in die nächste Straßen

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

Roman von Christel Broehl-Delhaes

Copyright by: Karl Köhler & Co., Literarischer Verlag

11. Fortsetzung

Klingers Taxe hielt nun ebenfalls, und sein Insasse pufte plötzlich den Fahrer in einer Weise herunter, daß diesem die Spucke wegblieb.

„Sie Duffel! Sie dämlicher Kerl! Wollte ich nicht zum Flughafen? Fliegt nicht in zehn Minuten mein Flugzeug los? Und Sie kriegen hier eine Panne! Sind wahrscheinlich auch obendrein ganz verkehrt gefahren!" Seine Stimme klang laut die Straße entlang.

Die Dame, die soeben ausgestiegen war, wandte den Kopf nur kurz nach dem Schimpfenden, zog die Schultern hoch und hatte es in ihrem Innern aus Mitleidigen ganz verkehrt gefahren!" Seine Stimme klang laut die Straße entlang.

Die Dame, die soeben ausgestiegen war, wandte den Kopf nur kurz nach dem Schimpfenden, zog die Schultern hoch und hatte es in ihrem Innern aus Mitleidigen ganz verkehrt gefahren!" Seine Stimme klang laut die Straße entlang.

Die Dame, die soeben ausgestiegen war, wandte den Kopf nur kurz nach dem Schimpfenden, zog die Schultern hoch und hatte es in ihrem Innern aus Mitleidigen ganz verkehrt gefahren!" Seine Stimme klang laut die Straße entlang.

Die Dame, die soeben ausgestiegen war, wandte den Kopf nur kurz nach dem Schimpfenden, zog die Schultern hoch und hatte es in ihrem Innern aus Mitleidigen ganz verkehrt

Eine leise Musik spielte über die Massen schön und schmeichelnd. Man sah wie auf Daunenkissen unter strahlendem, blauem Himmel, bedienende Kellner glitten fast vollmer geräuschlos zwischen den einzelnen Tischen her. Vor Else Strette stand eine Tasse Schokolade und ein Teller mit einem riesigen Stück Sahnekuchen. Schrader trank schon wieder eine neue Tasse Mokka. Auf einer kleinen Fläche zwischen den Tischen drehten sich mit sanften Bewegungen die Tanzenden.

„Siehst du, Elschen", sagte Schrader mit einer fernen, verträumten Stimme, „das hätte immer so sein können. Dann wohnten du noch im „Attelieh" und hättest inzwischen tüchtig Kunden bekommen. Wir sähen uns jeden Tag, und ich hätte dir geholfen. Und dann hätten wir uns eines Tages — verlobt. Und der ganze andere Spuk wäre nicht gewesen — mit dem Atelier, mit dem Peterling, mit dem Mäzen, mit der Falschmünzerei, mit der Polizei — ach, wir wären nicht in sie verwickelt worden. Denn das postt nun mal nicht für uns einfache Leute: mit der Polizei zu tun zu haben! Da kriegen wir eine Gänsehaut und verlieren mancmal die Nerven. Und das alles hätte nicht zu sein brauchen, wenn du nicht so selbstherrlich Pläne gefaßt hättest, ohne deinen neuen Freund zu fragen! Auf einen Mann muß man sich stützen, kleine Else! Ach, ihr Frauen, ihr dummen, ihr armen!" Er nahm ihr zartes, überschmales Gesichtchen in beide Hände. Alle Zärtlichkeit, deren er fähig war, strahlte sie nun aus seinen Augen an.

„Das Attelieh", wiederholte sie sehnsüchtig. „Daß man da oben so allerlich gemein ist — bei aller Entbehrung — bei aller grauen Sorge! Wohnt denn Peterling noch da? Und was ist denn mit seinem Mäzen?"

„Peterling wohnt noch in seinem geliebten Atelier. Aber der Mäzen ist fort. Seit jenem Abend, als auch du so jäh abreistest und nichts hinterließest, weder für Frau Schnüllgen noch für mich . . ."

„Frau Schnüllgen —" Else fing das Wort auf und sann ihm nach, „wenn sie auch rauh war; ein Stück Mutter hatte sie doch in sich! So, und Peterlings Mäzen verschwand? Wieso denn das?"

„Man bringt ihn in Verbindung mit dem Falschgeld!"

„Ach nein!"

„Und mit ihm eine Frau, die man mit ihm gesehen hat, und die uns durch die Art ihrer Lebensführung auffiel."

„Uns?" horchte Else auf.

„Ja, denn — ihretwegen bin ich hier. Und mit mir einer der tüchtigsten Kriminalisten Düsseldorfs."

„Du? Was hast du denn damit zu tun?"

„Nicht mehr als du auch. An jenem Abend bin ich darin verwickelt worden. Die verdächtige Dame ist— Marie Tisano, deine reisemütige Schauspielerin!"

Erblassend meinte Else: „Du machst einen Scherz, Toni?"

„Nein, Else, leider nicht. Der Verdacht besteht tatsächlich. Und jetzt, zu dieser Stunde, ist mein Begleiter, Kriminalkommissar Klinger, hinter der seit so langer Zeit gesuchten Dame hergefahren. Hoffentlich kommt nun endlich einmal Licht in diese unerquickliche Angelegenheit."

Die Musik spielte noch leise. Ein Tango schwebte fast lautlos über die Tanzfläche. Else sah auf die Paare, die sich drehten und wendeten, die in leichte Kniebeugen gingen und sich stolzer als zuvor erhoben.

„Das ist ja schrecklich", raunte sie, Tränen in den Augen. Ihre Lippen zitterten. „Darum die viele Heimlichkeit! Darum durfte ich sie nie auf der Bühne sehen. Und die Kleider, die ich nähte — ich habe mitgeholfen, unwissentlich mitgeholfen an den schwarzen Machenschaften! Sie steckte eine Faust in die Zähne. Schreie saßen ihr in der Kehle, und sie durfte sie nicht hinauslassen.

Elses Ausbruch erschütterte und erschreckte Schrader auf Stelle. Er hatte ein Entsetzen erwartet, nicht aber diese Verzweiflung.

„Kind, beruhige dich doch! Bitte, beherrsche dich! Die Menschen müssen ja aufmerksam werden. Du hast doch nichts davon gewußt! Du konntest doch gar nichts dazu tun. Du hast deine Pflicht getan. Nichts weiter!"

Sie sah ihn erschüttert an und streckte die Hände nach ihm aus.

„Nimm mich hier fort, Toni! Bitte, nimm mich fort!"

Er führte sie nach draußen.

„Fräulein Strette fühlt sich nicht wohl!"

„Bitte, wenn Sie die Dame auf ihr Zimmer führen wollen?!"

Der Fahrstuhl brachte sie schnell durch zwei Stockwerke. Else hing an Schraders Arm, leichenblaß, den Kopf gesenkt; hin und wieder durchlief ein Zittern ihre Gestalt.

„Kleinchen", flüsterte er und bettete sie auf den Divan ihres nüchternen und kühlen Hotelzimmers, „du mußt dich beruhigen."

„Ich finde es so furchtbar — keine Stunde länger kann ich hierbleiben! Sollen wir abreisen, Toni? Noch Düsseldorf? Zu Mutter Schnüllgen! Zu — — zu — —"

Sie warf sich an seine Brust und verbarg ihr Gesicht in seinem Rock.

Er streichelte ihr übers Haar.

„Wir werden reisen, Liebling, ja, gewiß, aber heute noch nicht. Ich muß mich jetzt der Verfügung halten. Ich habe es Klinger versprochen. Morgen früh wird sich vieles entschieden haben. Und du bist mein vernünftiger Liebling und gehst jetzt zu Bett und rührst dich nicht! Niemand öffnet du deine verschlossene Tür! Niemand. Hörst du?! Und wenn jemand gewaltsam hinein will, dann rufst du mich an! Ich werde auch hier im Hotel wohnen! Du kannst mich jederzeit erreichen! Denn du sollst jetzt keine Angst mehr haben und dich um nichts sorgen müssen! Ich bin jetzt da! Ich, Else, verzeih das nicht!"

Sie reichte ihm ihren Mund, der von Tränen und Tränen war. Zum ersten Male geschah es, und er küßte ihn scheu und fast ehrfürchtig.

„Vertrauen, kleine Else! Hab Vertrauen! Du bist nicht mehr allein."

Er verließ das Zimmer und stieg erst die Treppe hinab, als er Else den Schlüssel umdrehen und außerdem noch den Riegel vorlegen hörte.

„Schlaf gut, kleines Mädchen!" sagte er vor sich hin. „Gut, daß ich dich nun behüten kann! Gute Nacht!"

— — — — — — — —

Klinger war durch den Vorgarten gegangen, dessen Tür Frau Tisano wohl zu schließen vergessen hatte, und drückte auf den Knopf der Glocke an dem schweigsamen Hause. Der Ton schien durch eine riesige Halle zu lausen und im Uferlosen zu verklingen. Niemand öffnete ihm.

Klinger schellte noch einige Male erfolglos, dann wandte er sich heftig und winkte den Kollegen heran, der in der Nähe hinund herging, als sei er zu einem Stelldichein gekommen.

„Es rührt sich nichts", sagte Klinger, „und doch ist die Frau hineingegangen. Wir müssen versuchen, auf eine andere Weise in das Haus zu gelangen."

Der Berliner Beamte stierte.

„Wir können ohne triftigen Grund in ein fremdes Haus nicht einfach eindringen."

Klinger zog ärgerlich die Augenbrauen hoch.

„Genügt es denn nicht, daß der am stärksten Verdächtige mit jener Dame häufig zusammen gesehen wurde, die dieses Haus betreten hat? Diese Stadt scheint überdies der Ausgangspunkt der Fälscherei zu sein. Denken Sie, wenn wir nur eine Spur fänden, eine ganz leise Spur. — Ich habe die merkwürdigste Ahnung!"

„Nun gut", sagte der Kollege. „Man könnte das Haus einmal vom Garten her in Augenschein nehmen."

Gemeinsam betraten sie nun den gepflegten und sehr schönen Garten und gingen um das Haus herum. Sie fanden noch eine seitliche Tür, wohl für die Dienerschaft; außerdem führten breite Fliegeltüren zum Garten, die aber wohl, wie man nach den verhängten Fenstern vermuten konnte, geschlossen waren. Die Beamten zögerten, bis an diese Fliegeltüren heranzugehen, da sich möglicherweise in dem dahinterliegenden Zimmer Menschen aufhalten konnten, die auf sie aufmerksam werden.

Zu seiner Verwunderung geschah jedoch nichts. Der alte Mann mußte wohl stocktaub sein, wenn er dieses Kieskniricken nicht vernommen hatte! Er ging, als habe sich nichts gerührt, ruhig und gemessenen Schrittes der Tiefe des weitläufigen Gartens zu.

„Die Gelegenheit ist günstig", drängte Klinger. „Wir wollen uns doch das geheimnisvolle Haus einmal von drinnen ansehen."

Er tat ein paar leise Sprünge und hatte flink den Dienereingang erreicht. Ohne sich umzuwenden, wußte er, daß der Kollege ihm gefolgt war.

Während draußen noch ein schwaches Licht des Spätnachmittags glänzte, herrschte in diesem Hause schon tiefe Dämmerung. Mit Mühe nur war die Treppe zum Hausinnern, waren die verschiedenen Gegenstände zu erkennen, die sie zu beiden Seiten einrahmten.

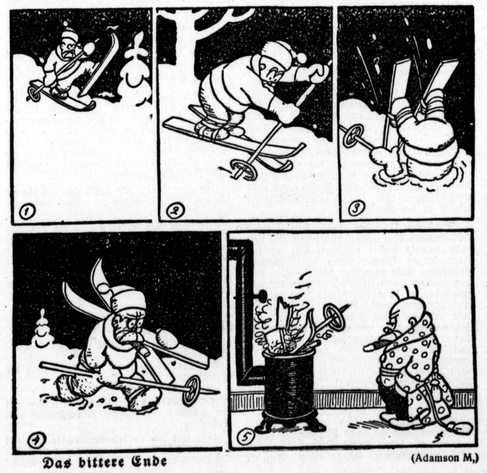
Außer dem alten Manne schien kein Mensch in den unteren Räumen des Hauses zu wohnen, keine Köchin, kein Dienstmädchen — nichts. Unansgefochten erreichten sie jene Halle, durch die kurz zuvor der Schall der Hausglocke einsam und verloren ins Unendliche gelaufen war.

Auch hier herrschte eine fast bedrückende Stille. Kein Laut war zu vernehmen, die beiden Männer lauschten die Türen ab. Nicht das leiseste Geräusch wäre ihren Sinnen verborgen geblieben. Hinter diesen Türen schienen geradezu unbewohnte Räume zu liegen.

Das Haus war viel kleiner, als es von außen den Anschein hatte. Klinger winkte seinen Kollegen und wies schweigend auf eine Treppe. Keine Silbe wurde zwischen ihnen gesprochen, aber sie verstanden sich durch ihre Mienen.

Unbehelligt kam Klinger bis ins obere Stockwerk, und hier stockte sein Fuß. Er vernahm plötzlich eine Stimme, zwar sehr entfernt, etwa wie durch drei andere Zimmer hindurch, aber es war eine weibliche Stimme. War es die Stimme der Frau, die vorhin dieses Haus betreten hatte? Er wußte es nicht, aber er ging dieser Stimme nach.

Der Laut führte ihn durch einen Vorraum, der nur mit einem breiten, dichten und fließenden Vorhang vom Treppenhaus abgetrennt war. Er lauschte vorsichtig. Zwischen dem Zimmer, in dem sich die Sprechen befand, und dem Vorraum mußte sich noch ein weiteres Zimmer befinden. Auch dieses mußte überwältigt werden, ehe der Sinn aufmerksam werden und nach ihnen suchen lassen.



Das bittere Ende

(Adamson M.)

Der Rauhreif

verziert die Zweige der Bäume und Sträucher mit köstlich glitzerndem Kristall

(Hackner, Zander-M.)

der gesprochenen Worte zu verstehen war. Und nun hieß es scharf überlegen! War das Zwischenzimmer mit jenem anderen verbunden, oder konnte man es betreten, ohne Gefahr zu laufen, vorzeitig gesehen zu werden?

Klingers Hand umschloß den Türgriff. Er schaute sich ruhig um. Der Kollege war dicht hinter ihm. Sie sahen sich beide mit tiefem Ernst in die Augen, dann beugte sich Klinger, um durch das Schlüsselloch etwas zu erspähen; es war nicht möglich. Wieder tauschten sie beide und wogen die Entfernung und die Lautstärke der Stimme ab, die ununterbrochen sprach, fast klang es leiernd wie eine endlose Grammophonplatte oder wie ein Tastaphon oder ein Lautsprecher, und dennoch nicht wie all dieses.

Klinger hog den Türgriff nach unten. Es ging lautlos, es ging so lautlos, daß er selbst vor diesem unfaßlich guten Gelingen erstarrte. Er trat in den leeren Raum.

Dort drüben war wieder ein Vorhang angebracht; die Bewohner dieses Hauses schienen diese Türverkleidung besonders zu lieben. Nun vernahm Klinger die Stimme grell und scharf, sich steigernd und immer noch steigernd, obwohl eine Erhöhung gar nicht mehr möglich zu sein schien.

„Ich habe dir nun alles gesagt", hate die Stimme, „du mußt es einsehen! Ich will nicht mehr so weitermachen. Auch Fred nicht. Keinesfalls! Du weißt, von Zeit zu Zeit packt es ihn immer wieder, sein altes Leiden, das er sich beim Sturz aus der Zirkuskuppel zugezogen hat. Seinetwegen sind wir seinerzeit in deine Hand gefallen!"

Obwohl die weibliche Stimme nicht absetzte und einer anderen Stimme Raum geben wollte, sprach plötzlich ein Mann.

Das war aber so unermartet, daß Klinger und sein Kollege sich fast erschrocken anfahen, obwohl sie doch damit rechnen mußten, daß die sprechende Frau sich nicht mit einer Wand unterhalten würde.

„Führe doch keine Szenen auf!" sagte der Mann, und es war so, als beschäftige er sich gleichzeitig mit anderen Dingen und lasse die Redeflut seiner Besucherin nur geduldig über sich ergehen. „Das alles hast du mir schon tausendmal erzählt; es zieht nicht mehr —".

Darauf folgte eine kleine Weile Schweigen, und dieses Schweigen lag so drohend und furchtbar in der Luft, daß die beiden Beamten unwillkürlich ihre Waffe fester nahmen. Dann aber fiel die Frauenstimme wieder in den Raum.

„Tausendmal! Das kann sein! Aber kein einziges Mal mehr nach heute! Du hast mich damals damit gefoddert, daß ich für Fred sorgen könnte, wenn ich Falschgeld vertriebe. Wir brauchten Geld! Wir waren verloren, und Fred schwebte in Lebensgefahr! Ich habe leider dein Angebot damals angenommen! Für die Zeit, in der wir nicht auftreten konnten, Fred und ich! Nachher hattest du uns ganz in Händen und ließest mich nicht mehr los. Du hast Fred mit hineingezogen! Du hast uns unser ganzes glückliches bürgerliches Leben genommen. Jetzt kann ich wieder ein Engagement haben. Ich will auftreten! Ich will wieder ein anständiger Mensch werden! Ich will, hörst du! Ich will!"

Eiskalt und klar kam die Stimme des Mannes: „Du bist wohl wahnsinnig? Damit wir alle sofort gefaßt werden. Du wirst verfolgt. Man wird dich erkennen! Auf der Bühne ganz besonders. Willst du gar als — Verwandlungskünstlerin auftreten?"

„Ja, das will ich!"

Ein Lachen zerriß die Luft, die mit Verzweiflung ganz angefüllt war.

„Du Närrin! Du großes Kind! Ihr werdet nie frei kommen! Nie!" Seine Stimme überschlug sich. Die höttische Ruhe hatte ihn verlassen. „Ich habe es immer und immer schon auf dich abgesehen, Marie! Damals schon, als du noch die Luftnummer mit Fred machtest. Du hattest mehr Talent, als du ahntest! In dir steckte Außerordentliches. Du hast es bewiesen und meine Erwartungen nicht betrogen. Du hattest eine Gabe, immer anders auszusehen, die mich und die anderen in Erstaunen setzte. Damals machte ich die ersten Versuche mit dem Falschgeld. Schäbige Gießformen hatte ich damals. Ein Stück Leichtmetall, in das ich Fünfmarkstücke eingedrückt hatte. Mit einer gewöhnlichen Lötlampe habe ich das schöne, neue Geld erhitzt. Lötzinn mit einer kleinen Metall-Legierung. Fabelhaft! Kein Mensch hat je etwas gemerkt. Aber später kamen die Scheine. Großartig! Fred muß noch einige Zeichnungen davon besitzen. Er soll sie vernichten, damit sie niemand in die Hände fallen. Er sollte daran lernen, aber er hat es nie gelernt!" Aus seinem Ton sprach unsägliche Verachtung. „Stümper. Er war es ja auch, durch den wir entdeckt wurden — eigentlich ist er mir bei meinen Berechnungen im Wege."

„So bringe ihn doch um!" reizte sie ihn mit heißerer Stimme. „Bring ihn doch um, du Satan!"

Als spränge er sie an, so schrie er: „Wenn du weiter so tätrisch bist, dann tue ich es. Gerade so, wie ich damals —"

„Wie du damals?" fing sie den Satz auf, leise, fast besonnen, beruhigt wie ein Kind.

Ihre plötzlich besänftigte Sprache schien ihn aber noch wilder zu reizen.

„Ja", sagte er, „wie ich damals das Seil — — —"

„Das Seil?" wiederholte sie klanglos.

Klinger hatte eine Hand in die Portiere gekrallt. Es bedurfte nur eines kleinen Rucks, und er stand vor den Beteiligten dieser Szene. Aber er wollte alles zu Ende hören. Es war mehr, als er erwartet hatte, es waren furchtbare, grauenhafte Dinge, die da — wie die Sprecher meinten — ungehört hinausgeschrien wurden.

„Ja, das Seil! Er sollte sich das Genick brechen, hörst du, damit du endlich frei wurdest — frei für mich!"

In diesem Augenblick wurde der Vorhang zur Seite gerissen, und die beiden Männer, die dahinter gestanden hatten, traten mit entsicherten Revolvern in das Zimmer. — Blaß, mit weit geöffneten Augen starrte Marie Tiano ihnen entgegen, und der Mann hinter dem Schreibtisch war jäh aufgesprungen.

„Was soll das bedeuten?" brüllte er mit überschlagender Stimme.

„Das werden Sie sofort erfahren", sagte Klinger kurz, „Kriminalpolizei!"

„Hände hoch!"

Zwei kreisrunde Revolverläufe waren auf ihn gerichtet. Da folgte er mechanisch dem Befehl.

„So, und nun, verehrter Kollege, nehmen Sie ihm das Ding da aus der Hosentasche ab, damit er keinen Unfug anrichten kann."

Dann wandte sich Klinger der Frau zu.

„Wir haben den wesentlichsten Teil Ihrer Unterhaltung vom Nebenzimmer aus gehört, Frau Tiano, und sind in großen Umrissen unterrichtet. Wer ist nun dieser Mann hier und wer ist Fred?"

„Fred, mein Mann", sagte sie, noch gänzlich bestürzt von dem Eindruck des plötzlichen Szenenwechsels, „ist der Artist Thoran."

„Der berühmte internationale Künstler auf dem Hochseil?" fragte Klinger liebenswürdig.

„Ja, derselbe. Und dieser hier, dieser . . . dieser Teufel, der uns ins Verderben gestürzt hat", ihre Stimme war voller Verachtung, „ist zur Schande für unseren Beruf auch ein Artist mit Namen Towens."

„Gut", nickte Klinger, „wir werden das Weitere sehen. Wenn sich alles so bestätigt, wie wir es vorhin gehört haben, wird es für Sie und Ihren Mann, glaube ich, nicht allzu schlimm werden. Allerdings — Sie haben ebenfalls bei der Vertreibung des Falschgeldes mitgewirkt!"

„Wir wollen ja gern unsere Strafe auf uns nehmen", dränate Marie Tiano, „um unsere Schuld zu sühnen, in die wir durch den da hineingeraten sind. Aber warum hat Fred mich auch von meiner künstlerischen Arbeit fernegehalten aus seiner überempfindlichen Liebe heraus?! Es wäre dann vielleicht alles anders gekommen!" Sie seufzte. „Diese Männer manchmal — es ist kaum zu fassen!"

Klinger konnte ein Lächeln nur mit Mühe unterdrücken.

„Wir fahren also jetzt zur Polizei. Das Haus bleibt weiterhin unter Aufsicht. Nicht wahr, Sie veranlassen das, Herr Kollege!"

Siebzehntes Kapitel

Else Strette hatte trotz ihrer Aufregung glänzend geschlafen. Nun schrak sie heftig zusammen, als plötzlich jemand an die Tür klopfte. Was hatte Toni gesagt? Niemand einlassen! Gar niemand!

„Wer ist denn da?" piepte sie mit ihrer ängstlichen Stimme.

„Das Stubenmädchen! Ein Einschreibebrief ist gekommen, und das Fräulein möchte den Empfang bestätigen."

Ein Einschreibebrief für sie? Von wem konnte er nur sein? Doch nicht von Toni? Niemand wußte doch sonst ihre Anschrift.

„Nu machen Se schon ein bißchen dalli", erklang eine zornige männliche Stimme (also, der Postbote), „ich hab doch meine Zeit nicht aestohlen!"

Else entschloß sich einen Spalt zu öffnen. Der Brief war richtig für sie aufgegeben. Ihre zitternde Hand schrieb die Bescheinigung des Eingangs, dann öffnete sie leise und hang den Umschlag. In schönen und wohlgesetzten Worten sprach ihr Marie Tiano ihre Kündigung aus, da sie ins Ausland reise und Else nicht weiter mitnehmen könne. Dem Schreiben eingefaltet waren zwei Hundertmarkscheine.

Das Geld fiel aus Elses Händen zu Boden. Falschgeld?! Sie schauderte. Also da war es, was sie schon immer befürchtet hatte: der Auftraggeber! Aber es war ja kein Gespenst, und wenn es warm wurde, wollte ich mit dir paddeln und schwimmen und wandern. Und du solltest nie mehr Sorge haben, und nicht mehr allein sein. Und dann war alles beinah gar nicht mahr geworden — — —" Er aog sie näher an sich und streichelte ihren Arm. „Und dann habe ich tatsächlich Angst gehabt, du gehörtest einem anderm und hättest mich belogen. Damals, morgens, als du mir gestandest, du gehörtest zu keiner Menschenseele, damals hatte ich dich schon lieb, Elschen. Und du, Else?"

„Ich, und ich erst — — —" In den vier kleinen Worten lag ein ganzes, großes Geständnis.

Sie sangen still dahin. Die Bäume waren breit und ganz voll Laub und standen wie schirmende Dächer über ihnen. Ein und wieder blieben die Liebenden stehen und sahen sich an. Es war schon heller Tag, und sie mogten es nicht, sich zu küssen. Aber ihre Blicke waren süßer, als heißeste Küsse es hätten sein können.

„Und was wird — morgen sein?" fragte Else, sich ganz in seinen Schutz und seine Leitung begebend.

„Morgen reisen wir ab!" erwiderte er. „Zu meiner Mutter! Sie erwartet dich schon, Elschen. Bei ihr wirst du gut aufgehoben sein, bis wir — beiraten!"

Und nun vergaß sie es doch, daß es eine Straße gab und den hellen Tag und Menschen und alles das, was Beherrschung von einem Menschen in einem Kulturstaat verlangt. Denn sie grub ihr Gesicht in seinen Rock und raunte:

„Ja, du, wir wollen endlich nach Hause!"

Ende!

Herdfeger besser denn je

Copyright 1936 by A. H. Payne-Verlag, Leipzig

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

1.

Die Ohrfeige auf dem Markusplatz

Der erste warme Tag des Vorfrühlings blaute über der Adria, und auf dem Markusplatz von Venedig war reger Verkehr. Mit nickenden Köpfchen stolzierten die schon fettgefütterten Tauben zwischen den Füßen eines internationalen Reisepublikums, zwischen deutschen Hochzeitspaaren und englischen Sportgirls, vor den Füßen einer amerikanischen Reisegesellschaft und eines Trupps auf Fahrt befindlicher baltischer Hochschüler.

Alles schien die Harmonie zu atmen, mit der ein lichtblauer Himmel in der sanft wogenden Adria verschmolz.

Und um so unliebsamer fiel die erregte Szene auf, die plötzlich den Frieden des weiten Platzes störte.

Eine Mädchenstimme wurde laut, eine erregte Mädchenstimme, die hell und kriegerisch aufklang: „Ich sage es Ihnen zum letzten Male, mein Herr, daß ich mir Ihre Belästigungen ganz entschieden verbitte!"

Sekundenlang schien es, als wolle eine drohende Wolke aus dem lichten Himmel sich herniedersenken über all die reisefrohen Bummler und Genießer, die den Markusplatz bevölkerten. Ein erschrockenes Schweigen trat ein, eine beinahe bekommende Stille. Köpfe fuhren herum, Hälse reckten sich, neugierige Augen suchten und blickten sensationslüstern.

Und alle sahen:

Zwei Mädchen standen da Arm in Arm, zwei junge, schlanke, blonde Gestalten von deutsch-amerikanischem Typ, und beide hatten die Röte einer augenscheinlich ärgerlichen Erregung auf den entschlossenen Gesichtern.

Fünf Schritte seitwärts aber lungerte, nachlässig lächelnd, ein Herrchen von etwas allzu betonter Eleganz, das gerade Miene machte, angesichts des von ihm erregten, unliebsamen Aufsehens sich unauffällig zu drücken.

Doch das gelang ihm nicht mehr ganz.

Denn plötzlich tauchte ein zweiter Herr auf dem Plane auf. Ein Mann, an dem auf der Stelle aller Augen hingen, ein hochgewachsener, dunkeläugiger junger Mensch von dem Typ, wie er den Frauen auf den ersten Blick zu gefallen pflegt, elegant, gewandt, lächelnd, liegessicher.

Er lächelte auch, als er jetzt mit drei langen Schritten auf den verdutzten Abgewiesenen zutrat, und gleich darauf schallte etwas durch die erwartungsvolle Stille, was wie der Knall einer aufspringen Ohrfeige sich ausnahm.

In der Umgebung des kleinen Zweikampfs entstand eine gelinde Panik. Eine dicke Dame, die auch bei ihrem unterdrückten Schreckensruf eine waschechtes Sächsisch nicht verleugnen konnte, machte mit den Armen rudernd hastige Abwehrversuche. Auch ein ängstlich Seite an Seite geschmiegtes Liebespaar schien es für geraten zu halten, eilig Platz zu machen.

Man stob auseinander und trat sich ein wenig auf den Füßen herum.

Aber es war kein Ernst dabei zu irgendwelcher Erregung.

Der Gepriegelte zeigte keinerlei Neigung, sich ernstlich zur Wehr zu setzen. Er griff rasch nach seinem Hut, der ihm bei der Attacke entfallen war, strich ihn aufs Haar — und war drei Sekunden später in der Menge verschwunden.

Jetzt löste sich die beklommene Stille und angespannte Erwartung in jähe Heiterkeit auf.

Der junge Angreifer war sofort der Held des Markusplatzes. Man lachte ihn an, allerlei Zurufe schwirrten, und kokette Frauenaugen suchten die dunklen des mutigen, jungen Mannes.

Verlegen und in peinlicher Unschlüssigkeit aber standen die zwei Amerikanerinnen, derentwegen die stürmische Szene entbrannt war. Sie wußten augenscheinlich nicht, was sie in in dieser aufgergewöhnlichen Situation beginnen sollten. Sie in keinem Buch über den guten Ton und seinen Anstand vorgesehen und verzeichnet sein mochte.

Und was der schlanken, schneidigen, hochgewachsenen Marina Parsons aus Philadelphia gewiß noch keines Mannes wegen so widerfahren war, geschah jetzt:

Sie ward verlegen und errötete. Sie errötete heiß und tief, so sehr, daß sich die brennende Flut ihres Blutes bis in den weißen Halsausschnitt hinein ergoß.

Nur ihre Freundin, die weniger hübsche, aber nicht minder reiche Edna King, gleichfalls aus Philadelphia, hatte soviel Geistesgegenwart, ihrem mutigen Verteidiger ein wenig und ziemlich von oben herab mit dem Kopfe zuzunicken. Dann fühlte sie sich schon fortgetrieben. „Komm, Edna!"

Die aus allem Gleichgewicht ihrer Seele geworfene Marina fing zu laufen an. Und Edna King lief mit.

So rasch rannten die zwei jungen Dinger, daß eine jähe Welle von Lachen hinter ihnen drein brauste.

Ja, man lachte laut und herzlich auf dem frühlingsfrohen Markusplatz, man lachte über die Verlegenheit der zwei Flüchtlinge, über den verschwundenen Geohrfeigten, und man betrach und bewitzelte den pikanten Vorfall in allen Spracken des Gemisches eines bunt durcheinandergewürfelten Reisepublikums.

Einsam, lächelnd, gelassen um sich blickend stand immer noch der junge, dunkeläugige Kavalier als Herr der Situation auf dem Platze: er trug einen hellen Reiseüberzieher vorn offen über den breiten Schultern und schaute über die Köpfe der tuschelnden, lachenden, wißelnden Menschen hinweg den zwei flüchtenden, jungen Girls eine kurze Weile nach.

Dann wandte er sich, lächelnd, achselzuckend — und war bald darauf verschwunden.

In stiller Majestät lag wieder der Markusplatz, die Tauben trazierten mit nickenden Köpfchen, und reisefrohe Menschen vertraten sich gegenseitig den Weg. —

In ihrem Hotelzimmer aber, dessen Fenster auf eine von echt italienischer Betriebsamkeit erfüllte Straße hinausschauten, weinte Marina Parsons zornige Tränen, deren Ursache sie nicht einmal genau anzugeben wußte.

„Daß mir so etwas passieren muß!" zischte sie aus böse zusammengekniffenen Lippen. „Wie wieder reise ich ohne Begleitung! Ma hat recht gehabt, ich hätte den Mister Wilmot mitnehmen sollen!"

„Bäh!" lachte Edna von der Chaiselongue her, auf die sie sich sanken. „Den langweiligen Herrn Privatsekretär, dieses Stelldichein! Nein, herzliche dich, er paßt besser zu deiner Mama!"

Man war auf einer Europareise begriffen. Marina Parsons, einzige Tochter von Mistreß Edith Parsons aus Philadelphia, und Edna King, die Tochter des millionenreichen Mister Reginald King, der in der gleichen Stadt eine Reihe von Unternehmungen kontrollierte.

Ueber das große Wasser war man nach Paris gefahren, wo man zwei Monate des Winters aufs angenehmste verbrachte: man hatte sich seit Februar die Sonne der Riviera auf die jungen Wangen brennen lassen, bis man eines Taaes von Genua aus losgefahren war, nach Neapel, nach Sizilien, nach Korfu, nach Mazula, nach Triest und zuletzt nach Venedig.

Und just hier mußte sich der alberne Vorfall ereignen. Seit einer geschlagenen Stunde hatte man seinen Fuß von den Fersen gefolgt, der sich nicht obweisen lassen wollte, bis sich Marina endlich auf dem Markusplatz aufgeregt und ihn aebührend „angepiffen" hatte.

Ueber die weitere Entwicklung dieses Zwischenfalls aber war niemand verblüffter gewesen, als Marina selbst. Und sie konnte sich auch jetzt noch immer nicht beruhigen.

Am Fenster stehend klammerte sie die gebräunten Finger um das Fensterkreuz und preßte die Lippen auf den Handrücken.

„Hast du — ihn eigentlich genauer betrachtet, Edna?" kam nach einer Weile ihre Frage.

„Wen?" wunderte sich diese, die sich noch immer auf der Chaiselonaue räkelte.

„Nun, diesen — Herrn soeben!"

„Den ersten oder den zweiten? Den Gohrfeigten oder den — anderen?"

„Dummes Ding!" ärgerte sich Marina. „Natürlich den, der uns zu Hilfe kam!"

„Ja!" gähnte Edna. „Keine schlechte Erscheinung, wie?"

„Er sah gut aus!" nickte Marina versonnen. „Schade."

„Was schade? Daß wir — davongelaufen sind?"

„Nein!" Auch Edna lachte. „Du vielleicht! Ich wäre geblieben. Und er wäre sicherlich zu uns hergekommen. Wir waren, genau besehen, recht undankbar!"

„Findest du?" sagte Marina nach einer Pause des Nachdenkens. „Na, du hast eigentlich recht! Daß man auch so den Kopf verlieren kann!"

„Zumal es doch sonst nicht deine Art ist!" stichelte Edna von ihrer Chaiselongue her. „Wenn ich denke, wie du mit unseren Verehrern in Philadelphia umzuspringen pflegst . . ."

Ja, Marina war eine waschechte Amerikanerin in ihrer Art, die Herren der Schöpfung zu tyrannisieren und zu mißachten: sie war unnahbar in ihrer blonden Schönheit und im Schimmer der Millionen, die der Vater ihr hinterlassen, und man merkte es der Tochter durchaus nicht mehr an, daß ihre Mutter, Mistreß Edith Parsons, geborene Rahn, noch vor zweieinhalb Jahrzehnten mit blonden Hängezöpfen in Deutschland zur Schule gegangen war und schwärmerische Gedichte in einem wunderwoll farbigen Poesiealbum gesammelt hatte.

Das war vorbei und vergessen. Mistreß Edith Parsons, heute die noch nicht ganz vierzig Jahre alte Witwe eines amerikanischen Millionärs, hatte mit dem Mädchen von damals so wenig noch gemein, wie ihre Tochter Marina mit deutschem Wesen, und nur ein Restchen Heimweh war der Mutter geblieben. Nein, herzliche dich, der paßt besser zu deiner Mama!

Marina schmollte. „Daß diese Albernheiten! Aber ein famoser Junge war er doch!"

„Unbestritten!" Edna stand auf. „Ewig schade drum! Doch nun von etwas anderm. Wie gedenken Euer Gnaden den weiteren Verlauf unserer Reise zu gestalten? Ist es nicht so, daß deine getreue Ma seit drei Wochen in Deutschland weilt, ihre süßliche Erinnerungskur zu machen, und daß sie ihre einzige Tochter in möglichster Nähe zu ihrer Seite erwartet?"

„Genau so ist es!" Marina zog ein Mäulchen. „Aber Mama ist sanft von mir zum Warten erzogen. Und bis sie die paar noch lebenden Tanten in Bonn, Heidelberg und Würzburg besucht, bis sie sich in Kissingen etwas erholt und zuletzt in Berlin eine Weile belustigt hat, haben wir zwei noch ein nettes Endchen Zeit für uns übrig, nicht wahr?"

Edna nickte. Sie war etwas nachdenklich. „Gewiß, Marina! Aber . . ."

„Aber . . .?" Marina fuhr auf dem Absatz herum. Ihre Augen blitzten. „Schweig still, Edna! Schweig auf der Stelle! Ich weiß, wovon du wieder anfangen willst! Ich mag nichts davon hören! Keine Silbe, du!"

Jetzt lachte Edna von neuem. „Du bist drollig, Marina! Als ob du mit deinem sonnigen Eifer etwas ungeschehen machen könntest! Es ist nun einmal so, daß . . ."

„Schweig!" Marina stampfte mit dem kleine Fuße auf. In ihren Augen loderte Zorn.

Aber Edna lachte nur weiter.

Die Sache war die, daß Mistreß Parsons, Marinas Mutter, schon in einem nach Korfu gerichteten Briefe seltsame Andeutungen gemacht hatte von einer „frohen Ueberraschung", welche den Damen Parsons, Mutter und Tochter, gelegentlich ihres diesjährigen gemeinsamen Aufenthalts in Germany bevorstünde.

Und in Triest hatte Marina ein in seiner kategorischen Kürze nicht zu übertreffendes Telegramm ihrer Mama vorgefunden des folgenden Inhalts:

„Wohlbehalten gelandet stop hocherfreut alte Heimat wiederzusehen stop treffe in Berlin Mister Austen Strachen stop erwarte dich in Bälde dort stop Mister Strachen wird um deine Hand anhalten stop viele Küsse Ma."

Mister Austen Strachen!

Ja, so lag die Geschichte. Dieser höchst achtenswerte junge Mann, der in Newyork in der väterlichen Firma sein „hinreichendes Auskommen" hatte, — der Vater vertwuerte zehn Millionen Dollars Vermögen — war schon seit einem Jahre einer der eifrigsten und aussichtslosesten Bewerber um Marinas Gunst. Diesmal hatte er es besonders schlau angewekt. Er hatte sich mit Mutter Parsons verschworen, sich um dieselbe Zeit nach Europa zu begeben, um die auch die Damen Parsons die alte Welt aufsuchten. Aus der klugen Berechnung heraus, daß er dort, weit vom Alltag — und der alltäglichen Konkurrenz um die Hand Marinas, wohl besser Gelegenheit finden werde, der Angebeteten seine Huldigungen zu erweisen.

Er hatte sich das recht nett ausgedacht. Und Mutter Parsons war seine heimliche Verbündete.

Sie hatte hinsichtlich der Partien ihres Töchterchens einen wesentlich weiteren und objektiveren Blick, als Marina selbst.

Und so war man jetzt gewissermaßen hart an der Schwelle entscheidungsvoller Ereignisse.

Die zwei Mädchen in dem Hotelzimmer zu Venedig waren schweigsam geworden. Sie hingen ihren Gedanken nach. Sie dachten an Mama Parsons, an den reichen, gebiegenen ehrenwerten, aber ach so langweiligen Mister Strachen. Und sie dachten an den Helden des kleinen Sensationsstückchens auf dem Markusplatz, an den schönen, dunkeläugigen, schwarzhaarigen Kavalier, an ihren mutigen Ritter, der nur den einen Fehler hatte, nach Nam' und Art so gänzlich unbekannt zu sein . . .

Sie saßen und schwiegen, die zwei jungen Erbinnen, sie hingen, jede auf ihre Art, ihren Träumen nach und merkten nichts davon, daß draußen vor den Fenstern langsam die Nacht herabsank über die Dächer Venedigs, über Stadt und Meer, während fern im Westen noch lange ein blutroter Streifen am Himmel verzitterte.

Sie sahen nichts davon, daß um diese Abendstunde jener junge Mensch, dem ihre Gedanken galten, raschen Schrittes ein Postamt betrat: sie bemerkten nicht, wie sein Gesicht hart wurde, als er einen Brief aufritz, den man ihm ausshändigte, und sie wußten nichts davon, wie kraus und im Zickzack die Meae dessen gingen, den sie als lächelnden, aller Sorgen ledigen Kavalier heimlich beschwärmten.

„Lieber Coloman", stand in dem Briefe zu lesen, den der junge Schwarzhaarige mit ungestümer Hand erbrochen — es wird Zeit, daß Du nach Berlin zurückkehrst. Geld kann Dir keines mehr schicken. Indem habe ich noch neuer Arbeit nachgedacht. Darüber mündlich. Ich erwarte Dich in den nächsten Tagen. Demeter"

Es war nicht mehr das leichte, gelassene Lächeln, das er auf dem Markusplatz zur Schau getragen, das jetzt um den jungen Mannes Lippen lag: es war ein hartes, wilder, ein häßliches Lächeln, und es veränderte die Züge des hübschen Jungen auf seltsame Weise.

„Neue Arbeit!" murmelte er vor sich hin, und die Sprache, in der er diese Worte sprach, wäre von der schönen Marina sicherlich nicht verstanden worden, denn es war serbisch, und wenn Marina auch deutsch und englisch beinahe gleich gut sprach, serbische Kenntnisse sich anzueignen, hatte sie bis heute nicht die geringste Veranlassung gehabt.

„Neue Arbeit!"

Coloman sah aus, als fletsche er die Zähne. Er wußte um diese Arbeiten des alten Freundes Demeter Stojkow in Berlin: er konnte den alten Fuchs, Solange er jede Meile belustigt hat, haben wir zwei noch ein nettes Endchen Zeit für uns übrig, nicht wahr?"

Aber was half's?

Wenn Demeter schrieb, kein Geld mehr schicken zu können, so biß keine Maus einen Faden an dieser Taatache ab. Dafür kannte Coloman den Landsmann Demeter Stojkow.

Also gab es nur eines:

Gehorchen! Zurückfahren nach Berlin!

Und so geschah es, daß am Abend des gleichen Taaes noch, an dem er den zudringlichen Verehrer der ihm sämtlich unbekannten, amerikanischen Dollartrinkgelder auf so drastische Weise in seine Schranken zurückgewiesen, Coloman Petsch, der Kavalier, den Nachtschnellzug bestieg, der ihn über den Brenner nach Innsbruck und nach Deutschland brachte.

(Fortsetzung folgt)

Die ihrer Liebe ein Denkmal schufen...

Steinmal und Park als Liebeszeichen — Das Denkmal der Liebe in der Kunst

Das Grabmal der Cecilia Metella bei Rom

Jede wachsame und große Liebe hat das Bestreben, sich über die Vergänglichkeit des Irdischen hinaus zu bewähren und in irgendeiner Form diesem Gefühl Ausdruck zu geben. Es gibt nun in der Geschichte der Menschheit eine Reihe von Fällen, in denen ein tiefes Gefühl durch ein besonders auffälliges Dokument des Andenkens und der Erkenntlichkeit zu uns spricht. Eine solche nicht alltägliche Liebe

Verschwiegene Parks — beredte Zeugen

Es braucht nicht immer ein Bauwerk oder ein Mausoleum zu sein, in dem sich die Liebe verewigt. Aus der Neuzeit kennen wir andere Beispiele dankbarer Verehrung, die sich schon zu Lebzeiten der Gefeierten in überwältigender Weise äußerte. Ein solches Zeugnis schwärmerischer Huldigung für eine Frau ist Sophiawka, der berühmte Park von Tulschin, einer Ortschaft in der Ukraine, den der Graf Felix Potocki zu Ehren seiner von ihm abgöttisch geliebten Gattin Sophie anlegte, indem er mit einem Kostenaufwand von zwanzig Millionen Rubeln eine nüchterne Landschaft in ein paradiesisches Gefilde verwandelte. Die ehemalige arme Griechin, die in ihrem Leben zweimal verkauft wurde, das erste Mal von ihrer Mutter, das andere Mal von ihrem eigenen Mann, dem Grafen Witt, der sie für zwei Millionen Gulden Potocki überließ, war eine der schönsten Frauen zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Ihr zweiter Gatte trug sie auf Händen und las ihr jeden Wunsch an den Augen ab. Seine unermeßlichen Besitztümer gaben ihm die Möglichkeit, sie aufs kreuzfidelste mit den erlesensten Kostbarkeiten zu beschenken. Aber die herrlichste Gabe war dieser sich über viele Hektar erstreckende Park, der nach dem Wunsch seines Schöpfers an Pracht und Geschmack alles übertreffen sollte, was man in alten und neuen Zeiten in dieser Art Meisterhaftes geschaffen hatte. Sophiawka ist verschwunden, aber ein anderes Prunkparadies — Muskau — ist noch jetzt mit allen seinen Reizen zu sehen. Diese Anlage darf man in gewissem Sinne auch zu den Denkmälern der Liebe oder, sagen wir besser, ästhetischer Freundschaft zählen; denn ihr Schöpfer, der Fürst Hermann Pückler, hat dieses wunderbare Parkbild zusammen mit seiner schönen, geschiedenen, doch unzertrennlich mit ihm vereint gebliebenen Frau geschaffen, und der Lucien-See, der ihren Namen trägt, kündet deutlich jene Verbundenheit.

Oft aber ist ein stilles Plätzchen eine eindrucksvollere Erinnerungsstätte als noch so schöne Parkanlagen oder prunkvolle Schlösser, wie sie manche Mächtige ihrer verschwiegenen Liebe erbauten. Freilich müssen solche bescheidene Winkel durch den Nimbus einer großen Persönlichkeit geweiht sein. Wen ergreift nicht ein ehrfürchtiger Schauer, wenn er beim Betreten von Goethes Häuschen im Ilmpark an jene schönste Stelle des Gartens gelangt, wo über einen runden Steintisch in die künstliche Felsumrahmung eine Tafel eingefügt ist, und er die eingravierten Verse liest:

„Hier im Stillen gedichtete der Liebende seiner Geliebten; heiter sprach er zu mir: ‚Werde mein Zeuge, du Stein!'"

Mit Feder und Pinsel

Man könnte weit ausgreifen und viele Beispiele nennen, wollte man die Denkmäler der Liebe aufzählen, die uns die Dichtung aufbewahrt. Nur ein bedeutungsvolles Werk sei erwähnt, weil es der Weltliteratur angehört: Dantes „Göttliche Komödie". Wir wissen, daß Dante zeitlebens an einer Liebe krankte, an der Neigung zu Beatrice, der Tochter des Folco Portinari, einer durch ihre Anmut begnadeten Menschenblume. Als er, selbst noch ein Knabe, die um ein Jahr jüngere Beatrice zum ersten Male sah, da war er bis in seine tiefste Seele ergriffen. Neun Jahre mußte er bis zur nächsten Begegnung mit ihr warten, aber unvergeßlich war die Erinnerung an sie in der Seele des Kindes haften geblieben und erfüllte das Herz des Jünglings und des Mannes mit ihrer herrlichen Musik. In der „Vita nuova" schrieben Dante seine Liebe zu Beatrice; doch das Preisgedicht auf jene Liebe ist die „Divina commedia".

Hoffnungslose Leidenschaft und unerfüllte Sehnsucht sind die häufig wiederkehrenden tragischen Momente, aber auch schöpferische Kräfte der Künstlerliebe. Unter ihren Fittichen den Stachel reifte oft die Früchte der Kunst. Richard Wagners Neigung zu Mathilde Wesendonk verdanken wir eine der herrlichsten Musikschöpfungen, „Tristan und Isolde", die man als das ewige Denkmal der Liebe im Reich der Töne bezeichnen darf.

Und tauchten nicht — um auch die Malerei zu nennen — aus manchem Gemälde die Züge einer Frau, an die sich das Herz eines Künstlers verlor? Verrät nicht das rätselhafte Lächeln einer Mona Lisa besser unsterblichtätige Geheimnisse der Seele, als sie je Worte auszudrücken vermögen? In allen Zeiten und Zonen der bildenden Kunst setzt es solche Bildnisse, von der Liebe verklärt. Ob wir Leonardos Mona Lisa, Raphaels Fornarina, Rubens Dame im Pelz, Rembrandts Saskia, Feuerbachs Nana, Rossettis Beatrice betrachten, immer entdecken wir das gleiche Wunder, das Wunder der Liebe.

Dr. Valerian Tornius

Die schicksalsvolle Leidenschaft zu Charlotte von Stein wird durch diese schlichten, der Natur anvertrauten Worte lebendig, jene Leidenschaft, welche die Stimmung für die „Iphigenie" und den „Tasso" schuf und der wir einige der schönsten Liebesgedichte Goethes verdanken.

Eines der schönsten Denkmale der Liebe
Der Tadsch Mahal, die größte Sehenswürdigkeit Indiens, ist das Grabmal, das ein indischer Fürst seiner früh verstorbenen Lieblingsgattin errichtet hat

Fotos: Wissensch. Nachrichten-Zentrale

Frau Agnes
In diesem Bilde hat Albrecht Dürer seine von ihm innig geliebte Frau Agnes unsterblich gemacht

Rembrandt: Saskia
Von der Hand Rembrandts existiert eine ganze Reihe von Bildern, die in alle Zeiten von seiner Liebe zu Saskia Zeugnis ablegen

mag es gewesen sein, die jenes imposante Grabmal der Cecilia Metella draußen vor den Toren Roms erbauen ließ, die letzte Ruhestätte einer Frau, in der man die Gattin des reichen Licinius Crassus vermutet, der mit Cäsar und Pompejus das erste Triumvirat bildete. Freilich, die ehemalige prunkvolle Marmorverkleidung fehlt; das hat Zerstörungswut späterer Jahrhunderte besorgt, das haben auch im 18. Jahrhundert die Gaetani verschuldet, die das Mausoleum in eine Festung verwandelten, um es als Stützpunkt im Kampfe gegen die Colonna zu benutzen. Aber noch heute verweilt der Rompilger staunend vor dem gewaltigen Rundbau, der einst die sterbliche Hülle einer schönen Römerin barg.

Die stattliche Schöpfung der Antike weckte die Erinnerung an ein anderes, ebenfalls einer Frau gewidmetes Grabmal, das siebzehn Jahrhunderte später entstand, aber in seiner orientalischen Pracht unverletzt blieb und jetzt zu den Sehenswürdigkeiten Indiens gehört. Es ist der Tadsch Mahal, der Märchentraum aus Marmor, um dessentwillen man nach Agra fährt. Der große Sogul — Schah Dschehan, der sich vor allen mohammedanischen Fürsten — wohl infolge seiner Wunderbauten — in der Bevölkerung Hindostans des ehrfurchtsvollsten Gedankens erfreut, hat ihm Mumtas Bgum, seiner Lieblingsgattin, um die er dreißig Jahre trauerte, zum Mausoleum bestimmt. Man erzählt, daß zwanzigtausend Sklaven über zwanzig Jahre an diesem architektonischen Meisterwerk gearbeitet haben. Edelstes Material und edelste Form strahlen uns aus ihm entgegen. Nie kam die Liebe großartiger in einem Bauwerk zum Ausdruck.

Haus, Hof und Garten

Klauenpflege beim Rindvieh

Die Pflege der Rinderklauen wird noch in weiten Gegenden Deutschlands stark vernachlässigt. Man glaubt, auf diese Arbeit verzichten zu können. Die Folgen sind, besonders bei dauernder Stallhaltung, starke Verbildungen der Klauen, wie Pantoffelklauen, Schnabelklauen, Scherenklauen usw., die mit der Zeit zu schweren gesundheitlichen Schäden führen. Die hinteren Klauenteile werden stärker als im normalen Zustande belastet, die Tiere sind unsicher im Gang, stützen leicht hin, es entstehen Sehnen- und Gelenkerkrankungen. Nicht selten sieht man Rinder, die sich überhaupt nicht mehr erheben können und ihr Futter im Liegen oder in kniender Stellung aufnehmen. Daß dadurch das Allgemeinbefinden der Tiere beeinträchtigt wird, dürfte ohne weiteres einleuchten. Die verminderte Futteraufnahme macht sich im Rückgang der Milchleistung und der Gewichtszunahme bemerkbar.

Besonders schwerwiegend sind die Nachteile einer mangelhaften Klauenpflege in züchterischer Hinsicht. Schlecht gepflegte Klauen erschweren dem Bullen den Deckakt, die Kühe werden zu stark belastet und brechen zusammen. Es heißt dann, der Bulle ist zu schwerfällig, er muß zum Schlachten verkauft werden. Schon manches gute Tier ist auf diese Weise der Zucht verloren gegangen. Bei richtiger Pflege der Klauen — zweckmäßige Ernährung vorausgesetzt — können dagegen Bullen lange Jahre deckfähig bleiben. Auch bei Kühen mit verbildeten Klauen wird das Befruchtungsergebnis manchmal sein.

Sehr unangenehm wirkt sich die Vernachlässigung der Klauen bei der Maul- und Klauenseuche aus. In sehr vielen Fällen ist beobachtet worden, daß dann viel schwerere Schäden an den Klauen entstehen, als wenn diese regelmäßig gut gepflegt worden sind. Man nimmt auch an, daß sich der Ansteckungsstoff im Klauenhorn lebensfähig erhält.

Schon allein aus diesem Grunde sollte die Klauenpflege im Interesse der Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche überall starke Beachtung finden.

Vielfach besteht die Ansicht, daß die Pflege der Klauen infolge der Störrigkeit sehr unhandlich und zeitraubend sei. Das ist aber nicht der Fall bei dem Allgäuer Verfahren des Klauenbeschneidens, das ohne Zwang von einem Manne durchgeführt werden kann. In Süddeutschland, in der Schweiz und in anderen Gebieten wird das Verfahren bereits seit Jahrzehnten mit Erfolg angewendet.

Das Klauenschneiden nach Allgäuer Art besteht darin, daß das überschüssige Horn von Wand und Tragrand mit Hammer und Stemmeisen entfernt wird. Die Klauensohle wird mit einem Klauenhobel beschnitten. Als Unterlage des Standplatzes beim Beschneiden ist am besten Holz geeignet. Zum Beschneiden der Sohle wird der Fuß auf einen Holzklotz aufgestemmt. Das Verfahren erfordert zwar allerlei Uebung, ist aber doch von jedem Schmied oder einer sonstigen Person zu erlernen. Auf Wunsch weisen die Landesbauernschaften gern geeignete Klauenpfleger nach.

Das Klauenbeschneiden wird bei dauernder Stallhaltung zweimal jährlich, im Frühjahr und Herbst, durchgeführt. Bei Weidegang nutzen sich die Klauen von selbst ab, es genügt dann ein einmaliges Schneiden vor dem Austrieb der Tiere.

Die Vorteile einer sachgemäßen Klauenbehandlung sind so groß, daß sich die geringen Kosten reichlich bezahlt machen.

Diplomlandwirt Dr. W. Engelbart

Unser praktischer Wink

Feldfutterpflanzenernte mit dem Mähbinder?

Futterpflanzen, die zur Heugewinnung bestimmt sind, werden im allgemeinen gemäht und aufgereutert. Ueber ein neues Ernteverfahren mit dem Mähbinder berichtet Landwirt W. Menck, Gut Neuburg, in Nr. 50 der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse". Es handelt sich um die Verwendung des Mähbinders zur Ernte von Luzerne und Klee. Die Arbeit klappte tadellos, das Mähen erfolgte auch an dichten und feuchten Stellen glatt, das grüne Futter wurde ohne Schwierigkeiten eingebunden. Die Luzernegarben wurden sofort gestellt, sie waren nach 8 Tagen trocken und konnten in tadelloser Beschaffenheit und ohne Blattverluste eingefahren werden. Auch beim Klee wurden mit diesem neuen Ernteverfahren Versuche unternommen. Trotz wenig günstigen Wetters konnte das Erntegut 14 Tage nach dem Mähen ebenfalls in tadelloser Beschaffenheit eingefahren werden. Landwirt Menck berichtet weiter über die Verlustverursachung des Heus an Folien. Er hatte zunächst Bedenken, daß die Tiere die Stallbänder mitfressen würden und dadurch Gesundheitsstörungen auftreten könnten. Irgendwelche wurden die Bänder tierischerseits beim Verfüttern des Heus herausgesucht. Dieses Verfahren erwies sich jedoch als überflüssig, da die Folien die Stallbänder selbst aus der ausgestreuten wußten und nicht mitfraßen. Ob sich dieses Verfahren bewähren wird, kann heute noch nicht gesagt werden, es empfiehlt sich jedoch immerhin, diese praktische Anregung aufzugreifen und damit im nächsten Jahre weitere Versuche anzustellen.

Mastlämmer brauchen eiweißreiches Futter

Im Alter von etwa 3 Wochen beginnen die Sauglämmer neben der Muttermilch feste Nahrung in Form von Hafer und bestem Heu aufzunehmen. Nach und nach wird der Hafer, der im allgemeinen gequetscht verabreicht wird, durch Gemische aus Schrot- und Eiweißfuttermitteln ersetzt. Die Kraftfuttergaben sollten auf die Höchstmenge von 250 Gramm je Tier beschränkt bleiben; der Eiweißanteil dieser Mischung braucht 10 Prozent nicht zu überschreiten. Als Grundfutter nehmen die Lämmer Raus- und Saftfutter in beliebigen und zunächst sehr geringen Mengen auf. Versuche haben gezeigt, daß man Lämmer mit einer Kraftfuttergabe von höchstens 200 Gramm je Tier und Tag neben Heu und Grünfutter leicht auf ein Gewicht von 40 Kilogramm bringen kann. Die täglichen Zugaben um 200 Gramm, so 1 Kilogramm Zuwachs werden (ohne Berücksichtigung der Muttermilch) rd. 300 Gramm verdauliches Eiweiß und 1400 Gramm Stärkewerte benötigt. Eine geringe Beigabe tierischen Eiweißes in Form von Fischmehl hat sich günstig auf die Entwicklung der Versuchstiere ausgewirkt. Mit 40 Kilogramm Gewicht haben die Saugmastlämmer in 4—5 Monaten die Schlachtreife erreicht, ohne erhebliche Mengen Wirtschaftsfutter verbraucht zu haben. Bei der Lämmermast ist die Milchleistung der Muttertiere wesentlich. (Prof. Dr. Golf und Dr. Schäfer in Heft 49 der „Mitteilungen für die Landwirtschaft".)

Baumschwämme unserer Obstbäume

Sehr häufig zersetzt sich das Holz älterer Obstbäume. Es wird leicht und morsch, weich und zerreiblich und schwindet endlich soweit, daß der Baum hohl wird. In diesem Zustande können kranke Bäume noch lange Zeit fortleben und oefters ernten, solange nämlich sich das Splintholz erhalten bleibt und in ihm die Säftebewegung vor sich gehen kann. Endlich stirbt der befallene Obstbaum doch vorzeitig ab oder ein starker Sturm oder Schneedruck bringt unter dem Einfluß der Zersetzung des Zellgewebes Aeste zum Abbrechen und ganze Stämme zum Umfallen.

Gewöhnlich übt diese Zersetzung des Holzes von der Tätigkeit von Schmarotzerpilzen her. Die Vermehrungsorgane (Sporen) dieser Pilze können nur keimen, wenn sie auf ungeschützte Wunden von Obstbäumen gelangen. Dort wachsen die Keimschläuche in den Holzkörper hinein, entwickeln sich zu einem Mörderfleckt, das allmählich das ganze Holz durchsetzt und sogar bis ins Wurzelwerk vordringt. Im Herbst des gleichen Jahres wachsen Samenträger dieser holzzerstörenden Pilze entweder in Form von Konsolen, Hüten oder Bierdeckeln oder lappig übereinander auf den Schäumen befallener Obstbäume und verraten durch ihr Erscheinen den weit fortgeschrittenen Befall. Schon in wenigen Tagen erreichen die Samenträger eine bedeutende Größe, werden jedoch bald wieder ab, nicht ohne vorher eine Unmenge seiner Sporen in reifen verstreut zu haben. Die meisten dieser Pilze gehören in die Klasse der Becherpilze, so auch der braungefärbte rauhhaarige Porling der Apfelbäume, der schwefelgelbe (Schwefel-) Porling der Silberfichten und der rotbraune unechte Feuerschwamm der Sauerkirschen. Im Kampf gegen diese Schmarotzer empfehlen sich ausfol. vorbeugende Maßnahmen. Jede Verwundung an Obstbäumen verschließe man mit Baumwachs oder Steinkohlenteer. Besondere Aufmerksamkeit wende man den Obstbäumen nach einem harten Winter zu, der viele Frostbeschädigungen entstehen lassen kann.

Diplomlandwirt O. Sandler, Freising

„Der 7. Tag" antwortet

Beigaben von Futterkalk (M. L. in P.). Ich bin Anfänger in der Kleintierhaltung und möchte etwas über den Wert des Futterkalks erfahren. Brauchen junge Ferkel Futterkalk?

Antwort: Die Bedeutung der Beifütterung von Futterkalk liegt darin, den Tieren jene Stoffe zu geben, die sie zur Ausbildung eines kräftigen Knochengerüstes und überhaupt zur Erhaltung des Organismus benötigen, nämlich Kalk und Phosphorsäure. Es ist nicht gut, Futterkalk nach Augenmaß zu geben, das soll man schon systematisch machen. Für Ferkel genügt eine tägliche Beigabe zum Futter von 5—10 Gramm; wenn die Tiere größer sind, kann die Beigabe auf 15—20 Gramm gesteigert werden.

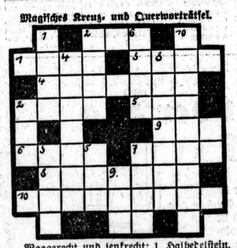
Auswinterungsschäden (B. D. in K.). An meinen Erdbeerkulturen habe ich schon oft Auswinterungsschäden erlebt. Wie kann ich wirksam Abhilfe schaffen?

Antwort: Ihre Erdbeeren scheinen in einer schneearmen aber kalten Gegend zu wachsen. Der Frost hat so ungehindert Eintritt in den Boden und beschädigt die Wurzeln. Besonders beim Auftauen des gefrorenen Landes treten diese Beschädigungen ein. Man kann auf sehr einfache Weise Abhilfe schaffen. Zwischen den Pflanzreihen trägt man entweder eine nicht zu dünne Schicht Hobelspäne auf, die man noch mit strohigem Dung abdecken kann. Es genügt auch strohiger Dünger allein, doch wird durch eine Unterlage locker liegender Hobelspäne die isolierende Luftschicht größer und damit der Frost vom Boden leichter ferngehalten.

Streupflicht bei Glatteis (K. T. in A.). Bin ich verpflichtet, bei Schnee oder Glatteis die Wege innerhalb meines eingefriedigten Grundstücks zu streuen?

Antwort: So weit die Wege dem Zugang zu Ihrem Wohnhaus dienen oder von einem unbestimmten Personenkreis ungehindert benutzt werden können, haben Sie dafür zu sorgen, daß sich die Wege stets in einem Zustand befinden, der den angebenen Verhältnissen angemessen ist. Es kann rechtlich vielleicht der eine oder andere Fall zweifelhaft sein. Besser und vor allem rücksichtsvoller ist es natürlich, die Wege in verkehrssicherem Zustand zu halten.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel.



Waagerecht und senkrecht: 1. Halbdistelart, 2a. eheliches Kosewort, 2b. Wasserlt, 3. Roman von Vulmer, 4. metallischer Grundstoff, 5. öffentliche Dienststellung, 6. portugiesischer Seefahrer, 7. Schlaginstrument, 8. europäische Hauptstadt, 9a. Wind, 9b. Nebenfluß der Donau, 10. spanische Provinz und Stadt.

Silbenrätsel.

a — a — bor — de — der — dukt — e — ei — er — eu — ge — ge — hard — he — i — ka — lan — lot — ma — mo — ne — ne — ni — nie — o — rie — ro — schi — se — te — ti

Aus den vorstehenden Silben sind zehn Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

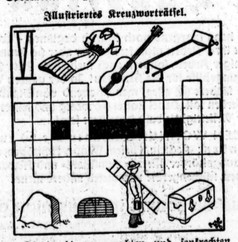
Die zu bildenden Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Ueberbrückung, 2. Badeort in Oesterreich, 3. männlicher Vorname, 4. Glücksspiel, 5. Prophet, 6. Wohlgeschmack, 7. Sundainsel, 8. weiblicher Vorname, 9. europäischer Staat, 10. Reitbahn.

Kapselrätsel.

Strebe — Kolmar — Edom — Stein — Klotz — Stigze — Schorl — Herold — Eleusis — Tischler — Stange — Storch — Leim — Manila.

In jedem der vorstehend aufgeführten vierzehn Wörter ist ein anderes versteckt enthalten, deren Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, einen Wintersportartikel nennen. Wie lauten die vierzehn Wörter, und welcher Sportartikel ist gemeint?

Illustriertes Kreuzworträtsel.



Die in die waagerechten und senkrechten Feldbereichen eingetragenden Wörter sind aus den biblischen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Denksportaufgabe.

Ein Gutsbesitzer hatte zwei Reihen mit der gleichen Anzahl von Bäumen bepflanzt. Da sie ihm aber nicht recht standen, nahm er aus der einen Reihe 25 Stück fort und setzte diese in die andere Reihe, wodurch die zweite Reihe nun doppelt soviel zählte wie die erste. — Wieviel Bäume standen in jeder Reihe, und wie setzte er sie?

Sprichworträtsel.

Einem jeden der nachfolgenden acht Sprichwörter entnehme man je ein Wort. Miteinander verbunden, ergeben diese alsdann wiederum ein Sprichwort.

1. Kluge Rede ehrt den Mann.
2. Auch wenig ist oft zuviel.
3. Glück ändert die Sitten, bessert sie aber selten.
4. Wahr und klar.
5. Manches soll man hören und vieles verschweigen.
6. Reden und Tun ist zweierlei.
7. Sich regen bringt Segen.
8. Gefahr erhöht den Genuß.

Bilderrätsel.

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8
2	3	4	1	6			
3	6	5	4	1	2		
4	5	5	4				
5	4	3	6	7	8		
6	7	8	1	8			
7	6	8	3	4	5		
8	7	4	3				

Basetrunk
Stadt in Italien
Zigarettenmarke
männl. Vornamе
Wandervolk
weibl. Vorname
böser Geist
biblisches Land

Auflösungen aus voriger Nummer:

Schachaufgabe: 1. Lf2—h4. Tb8×h4. 2. Dh5—e5, beliebig. 3. D matt. — a) L..., Kf1—e1. 2. Dh5×h3, beliebig 3. D oder L matt. Andere Spielarten leicht.

Tätigkeitsrätsel: Wildenbruch.

Aus zwei mach eins: 1. a) Kamin, b) Alle—Kamille, 2 a) Insel, b) Grat—Insekrat, 3. a) Rain, b) Gmund—Raimund, 4. a) Chlor, b) Arat—Chlorat, 5. a) Dolz, b) Aber—Holzaber, 6. a) Weiche, b) Ast—Weichast, 7. a) Ede, b) Bart—Eckart, 8. a) Iris, b) Odium—Iridium, 9. a) Herd, b) Ding—Hering. — Kirchweih.

Bilderrätsel: Große Seelen sagen: ich will, kleine: ich möchte.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Otaki, 4. Ale, 7. Bad, 8. Atom, 9. Mus, 10. Elemi, 11 Bebra, 14. Lepra, 17. Tempo, 19. Birol, 21. Fee, 23. Aran, 24. Beso, 25. Ren, 26. Aries; senkrecht: 1. Dim, 2. Raub, 3. Alfel, 4. Ate, 5. Lome, 6. Emile, 8. Alarm, 10. Erpel, 12. Beton, 13. Tapir, 15. Apfel, 16. Sire, 18. Oese, 20. Nan, 22. Eos.

Ketenrätsel: Bach-See, See-Land, Land-Bau, Bau-Grund, Grund-Buch, Buch-Druck, Druck-Luft, Luft-Weg, Weg-Berg, Berg-Sturz, Sturz-Bach.

Silbentausch: Nachod, Banner, Helga, Balzac, Plutarch, Spende, Miemen, Titus, Karat, Dame, Toni, Georg, Lohe, Ulan. — Drachensteigen.

Der neue Füllfederhalter

Heiteres Geschichtchen von H. Willumsen

Sie war achtzehn Jahre alt — das erfuhr ich erst später. Sie war das reizendste Mädchen der Welt — das wußte ich bestimmt —, und ich war nicht ganz Luft für sie — das glaubte und hoffte ich wenigstens . . .

Sie stand hinter dem Ladentisch in einer Buchhandlung, das hatte ich bald heraus, ebenso daß offenes Flirten ihr nicht lag. Dies stellte ich fest, als wir beide eines Morgens nebeneinander kalten mußten bei rotem Licht. Seitdem trafen wir uns auf unseren Rädern oft morgens, und jeden Morgen lachten wir uns an. Aber dabei blieb es auch.

Bis meine Sehnsucht und meine tintenbeschmutzten Finger mich davon überzeugten, daß ich einen neuen Füllfederhalter haben müsse, und den gab es — zum Glück! — auch in „ihrer" Buchhandlung zu kaufen. Was war also natürlicher, als daß ich mir eines Tages 25 Kronen einsteckte, mir einen schönen Schlips umband und mich bald ihr gegenüber befand! Ihre Stimme sagte zu mir:

„Was wünschen Sie, bitte?"

Ich — ihre Stimme!

„Oh — einen Füllfederhalter."

„Eine bestimmte Marke?"

„Nar—le? — Nein. Könnten Sie mir einige Füllfederhalter zeigen?""

„Gern. Hatt ich Sie hier herüber bemühen?" Wir standen dicht beieinander, und wenn sie mir nicht eine Reihe Füllfederhalter vorgelegt hätte, würden zehn Pferde mich dazu gebracht haben, mich an den Zweck meines Besuches zu erinnern.

„Hier ist einer", sagte sie, „der auszeichnet ist, ich werde ihn füllen, dann probieren Sie vielleicht, ob er paßt?" — „Danke."

Ich nahm den Halter in die Hand, und sie setzte ein Blatt Papier vor mich hin — ich sollte etwas schreiben — was sollte ich schreiben? Es wurde ein großes Fragezeichen: ? ?

„Ich weiß nicht", sagte ich, „ich finde ihn ein wenig hart, nicht wahr?"

Sie sah auf das Papier, nahm den Halter, lächelte und schrieb: ? ! ? ! ?!

Dann sah sie mich an, so von der Seite, und meinte: „Vielleicht schreiben Sie mit einem anderen ein wenig deutlicher? — Hier ist einer — wenn Sie versuchen wollen — ?"

Ich nahm und schrieb: Du und ich? Du und ich?

„Ist der besser?" fragte sie.

„Ja — was meinen Sie?"

Ich zitterte vor Spannung.

Sie nahm den Halter, und dann stand da: Vielleicht — möglicherweise — kann sein —

„Falls Sie einen hätten, der etwas handlicher wäre, dieser scheint mir etwas schwer", sagte ich.

„Dann nehmen Sie diesen."

Ich schrieb wieder: Heute abend?

Meine Augen suchten die ihren, als ich ihr den Halter reichte.

„Mir scheint, als flösse die Tinte etwas — oder ist das nur Einbildung?"

„Sicherlich, denn alle unsere Füllfederhalter sind beste Qualität. Ich werde versuchen . . ."

Morgen abend! schrieb sie und errötete ein wenig. Das kleidete sie reizend.

„Aber wir könnten ja noch einen anderen von derselben Marke versuchen. Bitte sehr!"

„Danke, ja. Der ist handlich."

„Unser Schlager. Ich glaube, Sie werden zufrieden sein — wollen Sie nicht noch einmal probieren?"

An der Ecke der Industrie-Vereinigung um 8 Uhr. Ich liebe Sie!

„Schön schreibe ich ja nicht", sagte ich bescheiden und reichte ihr das Papier.

„Die Hauptsache ist, daß die Schrift leserlich bleibt."

„Das meine ich auch."

„Und was Sie da schreiben, ist unmißverständlich."

„Sehr freundlich, mein Fräulein. Also, ich nehme diesen." — „Danke . . ."

„Leben Sie wohl!"

Du großer Himmel — morgen abend um 8 Uhr. Sie und ich . . .

„Verzeihung, mein Herr . . ."

Es war der Buchhändler, der mich auf der Straße anbielt.

Ich hatte vergessen, die 21 Kronen zu bezahlen, die der Halter kostete.

„Was soll ich nun machen, liebe Dame: Schuhe putzen oder pediküren?"
(Every bodys Weekly.)

*

Lehrer: „Was ist der Unterschied zwischen Elektrizität und Blitz?"

Fritz: „Für den Blitz braucht man nichts zu zahlen!"

Der Arzt: „Ich habe bei Ihnen einen Herzfehler festgestellt. Wie alt sind Sie denn?"

„32 Jahre."

„So, so, da leiden Sie also auch noch an Gedächtnisschwund."

(Marc Auretio)

*

Entschuldigung

„Minna, das ist doch ekelhaft. Da finde ich schon wieder ein Haar in der Suppe."

„Verbitten Sie sich doch, gnädige Frau! Dies war ein falsches!"

Peinliche Antwort

„Warum hast du denn den Knoten in deinem Taschentuch?"

„Ah, vielen Dank, lieber Freund, daß du mich darauf aufmerksam machst! Der sollte mich daran erinnern, daß ich nicht vergesse, dich daran zu erinnern, daß du mir noch zehn Mark schuldig bist!" (Ulkenposten)

Sie weiß sich zu helfen

„Ich möchte den Mantel nur dir zuliebe kaufen, damit du eine hübsche Frau hast."

„Sehr schön und gut. Aber du kaufst mir diesmal einen großen Gefallen, wenn du den Mantel mir zuliebe nicht kaufst."

„Gut, dann kaufe ich ihn mir zuliebe."

Der unbrauchbare Hund

Gast: „Herr Wirt, beißt Ihr Hund?"

Wirt: „Aber keine Idee!"

Gast: „Schade! Sonst könnte er mal versuchen, das Fleisch zu beißen, was mir eben der Kellner gebracht hat."

Nicht so schlimm

Sie: „Halt mal, mir ist ein Stückchen Kohle ins Auge geflogen!"

Er: „Laß doch — wir haben ja noch zehn Zentner im Keller!"

Theorie und Praxis

Max: „Mutter, was ist Theorie und Praxis?"

Mutter: „Wenn der Vater abends um sieben sagt: Ich gehe auf ein Viertelstündchen zum ‚Löwen', das ist Theorie. Und wenn er dann morgens um vier Uhr heimkommt, das ist Praxis."

Pulver

„Meine neue Wohnung befindet sich in unmittelbarer Nähe eines Pulverlagers."

„Um des Himmels willen! Können Sie denn da ruhig schlafen?"

„Sehr ruhig sogar! Es ist nämlich ein Backpulverlager."

Das Rindvieh

„Mensch, wie sehen Sie nur aus. Der Sie rasiert hat, muß ja ein großes Rindvieh sein!"

„Ich rasiere mich doch selbst!"

Zuviel verlangt

Vater: „Karl, du hast dich ja schon wieder mit Max gezankt; erst fängt Max mit dir Prügelei an, und da ich's dann verboten habe, fängst du wieder mit ihm an."

Karl: „Ja, aber Papa, wer soll denn dann anfangen?"

Heiliger Bürokratius

„Herr Bürovorsteher, unsere Registratur wird immer umfangreicher. Bald findet man überhaupt nicht mehr durch. Könnten wir nicht die Briefe, die älter als zwanzig Jahre sind, jetzt vernichten?"

„Ja, aber vergessen sie nicht, mir von allen eine Abschrift machen zu lassen!"

Schwer von Begriff

„Was ist dein Vater?"

„Krank!"

„Unsinn. Ich will wissen, was er tut!"

„Er hustet!"

„Sei doch nicht so dumm! Was tut er denn, wenn er gesund ist?"

„Dann hustet er nicht!"

„Bist du blöd oder tust du nur so? Ich will wissen, was dein Vater macht, wenn er nicht krank ist und nicht hustet!"

„Dann ist er gesund!"

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Fritzchen staunt

„Nun sei schön artig, Fritzchen, und geh gleich ins Bett! Denke mal, ich gehe immer mit den Hühnern schlafen!"

„Wirklich?" staunt Fritzchen. „Ich verstehe nur nicht, wie du auf die Stange kommst."

(Schweizer Illustrierte.)

Kindliche Meinung

Auf einem Gutshofe ist eine Brieftaube zugeflogen, die einen Ring am Fuß trägt.

„Ach, Vati", bittet das kleine Töchterchen des Besitzers, „die mußt du wieder fliegen lassen, die ist doch verheiratet!"

„Wer kann mir erklären, woher der Tau kommt?"

Die ganze Klasse schweigt. Endlich meldet sich der kleine Fritz:

„Die Erde dreht sich so schnell, daß sie schwitzt."

*

Auf einem Spaziergang mit der vierjährigen Elli traf Mama eine bekannte Dame, die einen Kinderwagen mit ihren häuptlings und füßlings nebeneinanderliegenden Zwillingen vor sich herschob.

Mama glaubte es der Bekannten schuldig zu sein, daß auch Elli ihre Babys bewunderte, und sagte daher: „Komm, Elli, guck mal, wie süß!"

Aber Elli rief verächtlich: „Ach, unseres zu Hause ist ja viel hübscher — wenn es auch nur an einer Seite 'n Kopp hat . . ."

*

„Wenn du befürchtest, daß dein Bräutigam dich nur des Geldes wegen nimmt, dann stelle ihn doch auf die Probe und sage ihm, du hättest dein ganzes Geld verloren!"

„Und was dann, wenn er darauf hereinfällt?" (Berlingske Tidende)

Verleumdung

Den linken Arm in der Binde, betritt ein Stammgast sein Lokal. Lautes Hallo. „Ist es wahr", schreit die Tischrunde im Chor, „daß dich dein Hauswirt die Treppe hinuntergeworfen hat?"

„Das ist eine Verleumdung", erwidert der also Gefragte ruhig, „er hat mich nur eine Stufe hinuntergeworfen, die Treppe bin ich dann selbst heruntergepurzelt."

(Ober 8 Blatt)

Wenn zwei dasselbe tun

Die ältere Schwester, zu der jüngeren: „Ich habe deutlich gehört, wie du dich im Nebenzimmer küssen ließest. Pfui!"

„Gib nur nicht an. Du machst es doch auch nicht anders."

„Das ist ganz etwas anderes! Mich küßt mein Bräutigam!"

„Na also, bei mir ist es auch dein Bräutigam!" (Colliers Weekly)

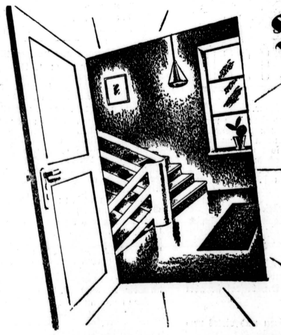
Ueberzeugen Sie sich, bitte, daß ich nichts, rein gar nichts in meinen Aermeln verberge. (Punch)

Wer den Anzeigenteil unserer Zeitung regelmäßig liest, der findet darin immer vorteilhafte Anregungen.

Holzschuhe liefert preiswert und gut an Dauerabnehmer **Wilmes, Boke**

Strebl. Handwerker, 32 J., mit Haus u. Eigent., wünscht Bekanntschaft ein nettes Mädels zw. Heirat auch Witwe mit Kind angenehm. Zuschr. mögl. Bild unter Nr. 11324 „Der 7. Tag", Paderborn.

Wieviel Stunden hat der Tag einer Hausfrau?



Manche Hausfrau kann morgens noch so früh beginnen – aber sie wird trotzdem mit ihrer Arbeit nicht fertig. Wer aber Ata kennt, der hat nicht nur weniger Arbeit, sondern auch mehr freie Zeit! Ata ist eine ideale Reinigungshilfe für die Hausfrau! In der ganzen Wohnung reinigt und säubert Ata alles, was schonend von Staub und Schmutz befreit werden soll. Dabei kostet Ata wenig und leistet viel. Auch Sie werden von Ata außerordentlicher Vielseitigkeit bald begeistert sein!

IN DER GANZEN WOHNUNG können Sie Ata zum Beispiel für folgende Sachen verwenden: Kacheln, Fliesen, Wände, Fußböden, Badewannen, Korb- und Stahlmöbel, Zentralheizungskörper, Metall-, Kunstharz- und Alabastergegenstände, Glas-, Kristall- und Porzellansachen, Küchengeräte und vieles andere mehr!

Die beste Hausfrau kommt im Haus nicht ohne Ata's Hilfe aus!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt [illegible] H. Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 4. Vj. 38: 43 181. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 3 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 15. Januar 1939

Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

. . . aber, wenn der

Tauwind

weht!

Schön ist es, wenn über Hügeln und Tälern, über Dächern und Türmen das weiße Tuch des Winters gebreitet liegt. Eine Wunderwelt ist das, die Erde hat ein ganz neues, reineres Gesicht. Und tausend glitzernde Schönheiten erfreuen das Auge: der funkelnde Schnee in der Sonne, die Eiszapfen unter den Dächern, die Schneemänner, die die Kinder in den Gärten bauen und die bizarren und wunderlichen Formen, die der Winter selbst auf den Lattenzäunen und Dachfirsten und an tausend anderen Stellen gebildet hat. Es ist herrlich, das anzusehen. Aber wir in den gemäßigten Zonen sehen es nur mit Bangen; denn jede Nacht kann der Tauwind kommen, der Todfeind des Schnees und all seiner Pracht. Die Buben können die Schlitten wieder in den Keller stellen und der Ski-Ausflug für den nächsten Sonntag fällt buchstäblich ins Wasser. Dafür kommen dann die Gummischuhe und die Stiefel zu Ehren.

Wenn abends aus dem Lautsprecher die Wettervorhersage kommt: „Hyeanische Luftmassen machen ihren Einfluß auf dem Festland mehr und mehr geltend . . .", dann erzwifl alle, die sich am Schnee gefreut haben, eine leise Melancholie. Man sitzt in der Stube und versucht sich den Tauwind vorzustellen. Ja, der eisige Ost, der uns in Ohren und Nasen beißt, kann nur ein kecker Gesell sein, ein harter Bursche. Aber der Tauwind . . .? Das könnte ein ältliches Fräulein sein, mit einem Riesenregenschirm, stark erkältet, feilscht gelaunt und neidisch, unwirsch und verkehrt. Es kann sein, daß der Tauwind einem so im Traum erscheint, höhnisch lacht und nervös mit den Fingern auf der Tischplatte trommelt . . . Man wacht dann aus dem Schlaf auf: Wahrhaftig, ein trommelndes Geräusch. Das ist schon das Schmelzwasser von den Dächern, das auf die Fensterbank tropft. Nun ade, du schöner Wintersport . . .

Hoppla, mein Fräulein!

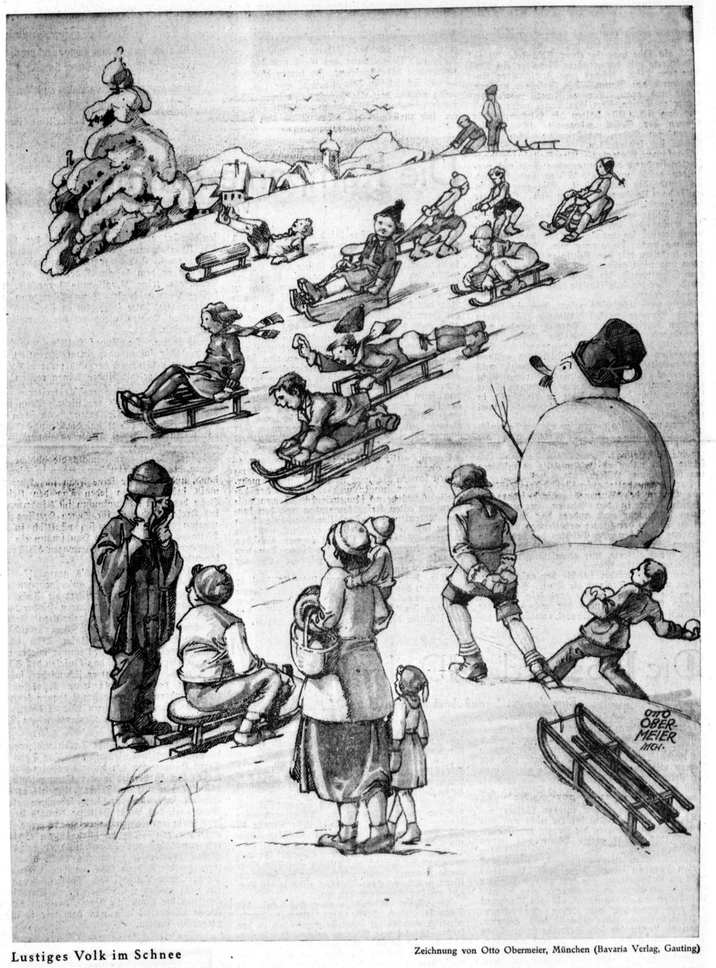
Trotzdem muß man ja ins Büro, in die Fabrik, ins Geschäft. Glücklich, wer im Besitz von wasserdichten Stiefeln oder Schuhen ist. Der geht seiner trockenen Füße gewiß hochaufgerichtet durch den dichten Dreck. Lächelnd sieht er seine weniger glücklichen Weggenossen durch den wäßrigen Schnee turnen, — gleiten, — schwanken. „Hoppla, mein Fräulein!" ruft er einer jungen Dame zu, die gerade in eine tiefe Wasserpfütze geraten ist. Da eilt man natürlich zu Hilfe. Aber klatsch! — da hat das tückische Eis auch ihm einen Streich gespielt. „Das ist die ausgleichende Gerechtigkeit", meint das kleine Fräulein und lächelt nun ihrerseits, während „er" sich mühsam wieder auf die Beine stellt.

Ja, wir sind, wenn der Tauwind weht, eben alle miteinander aufs Glatte geraten. Mit den Riesenschritten und der forschen Gangart ist es nichts. Jeder geht, als hätte er es kürzlich erst gelernt. Nur die Kinder haben herausgefunden, was zu tun ist: sie haben sich einfach die Schlittschuhe untergeschnallt und benutzen die vereisten Wege zu ihren Schlittschuhkünsten. Solange das noch möglich ist; denn der Tauwind kann schnelle und gründliche Arbeit machen und hat wenig Sinn für Jungenfreuden . . .

Und dennoch . . .

Tauwetterlage sind böse Tage. Sie bringen, vor allem wenn es zwischendurch immer wieder friert, Gefahr und Schaden, gegen die oft alle menschliche Vorsicht machtlos ist. Wer das mit Humor und Glück überlebt, hat es am leichtesten. Und dennoch geben gerade diese Tage soviel Gelegenheit zu schöner Kameradschaftlichkeit und Hilfeleistung. Die Volksgemeinschaft muß vielemal unbeachtet und ohne große Worte exerziert werden. Das stiftet Nutzen und hebt die Stimmung. Tausendmal werden sich in Städten und Dörfern Szenen wiederholen wie diese:

Da ist eine alte Frau. Sie ist durch die Glätte unsicher auf den Füßen, und nur mit größter Mühe und Anstrengung macht sie Schritt um Schritt. Das sehen zwei junge Leute, die hinter ihr gehen. Sie springen zu und greifen der Frau unter die Arme. So geht es leichter und sicherer und die Frau kommt unbeschadet ans Ziel. Oder es ist jemand gestürzt und hat sich verletzt. Ein Autofahrer, der gerade vorbeikommt, hält an und bringt den Gestürzten zum nächsten Arzt. Und der Autofahrer erzählt: „Ja, ich habe heute selbst schon großes Glück im Unglück gehabt. War mit meinem Wagen auf völlig vereister Straße abgerutscht und hätte in diesem Augenblick wohl kaum Hilfe leisten können, wenn mir nicht dort die Anwohner mit Säcken und kräftigem Zupacken geholfen hätten." Oder: es hat einer in seinem Keller Wasserschaden. Da springt der Nachbar hilfsbereit hinzu. Wer weiß, wie bald der die Hilfe dessen braucht, der nun in Not ist. So kommt die helfende Hand echter Kameradschaftlichkeit nicht zur Ruhe. Und das Band tätiger Volksgemeinschaft knüpft sich in aller Stille fester, ohne daß das Wort auch nur erwähnt wird. Das aber ist großer Gewinn und wiegt manchen Schaden auf, der nicht verhindert werden konnte. Und macht Mienen wieder froh, mag der Tauwind blasen und der Regen rauschen. Und mag darob alle Pracht des Winters vergehen. — Lk.



Lustiges Volk im Schnee

Zeichnung von Otto Obermeier, München (Bavaria Verlag, Gauting)

Sturmnacht / Von Werner Oellers

Der Wind war eisig, die See war aufgebracht. Wir hielten den Mantelkragen hoch und stopften die Hände in die Taschen. Wir nahmen die Hände wieder heraus wir mußten uns festhalten. Die Küste von Neuhaven fiel langsam zurück. Ein Licht nach dem andern verschwand. Die wenigen Decklampen kämpften vergebens gegen die Finsternis. Ihre Kraft war gebrochen auf wenige Schritt. Ueber uns fühlten wir die Wolkenberge vom Winde gejagt. Jetzt trieb ein feiner Sprühregen wie Nadelstechen auf die Haut. Da gingen wir hinab in den Salon. Je mehr wir aus dem Schußbereich der Küste kamen um so unruhiger wurde das Schiff. „Schlingern" sagen die Seeleute. Der Steward machte ein bedenkliches Gesicht. Sein Blick tastete wie forschend über die Fahrgäste im Salon. Viele Frauen waren darunter.

Manchmal war es, als mache das Schiff einen Sprung. Wie von Geisterhand gerührt, fielen die ersten Koffer zu Boden. Dann wieder schwebten wir leicht dahin, mit einem Gefühl, als säße man in einer Schaukel. Plötzlich stürzte mit donnerndem Gepolter ein Kasten vom Tisch. Bücher und Zeitschriften flogen durch den Raum. Die Gesichter wurden aschig und grau. Einige Frauen versuchten tapfer zu lächeln. Aber ihre Augen waren groß und ängstlich. Alle hatten die Hände um die Lehnen der Sessel gekrampft. (Die Sessel waren im Boden verschraubt.) Man hatte Mühe, sich festzuhalten.

Da kamen Matrosen. Wie Seiltänzer jonglierten sie durch den taumelnden Saal und verteilten rechts und links Tüten und Gefäße. Es wurde die höchste Zeit. Wie eine Seuche griff das Unabwendbare um sich. Es hatte schon lange in der Luft gelegen.

Die Stöße wurden so stark, daß man fürchter mußte, die Decke würde über uns zusammenstürzen. Es wurde ausholl eng in uns und um uns. Da gingen wir. Wie Betrunkene torkelten wir von Säule zu Säule. Hatte man uns nicht gesagt, daß in der Mitte, nahe dem Schwerpunkt, die Schiffe am ruhigsten liegen? Aber die Schiffsmitte war schon verstopft von Männern.

Hatte man uns nicht gesagt, daß ein Weinbrand Wunder wirke? Winzige Fläschlein wurden bereitgehalten. Daraus tranken wir Weinbrand wie das Kind die Milch. Aber die Luft hier unten war unerträglich. Wir schwankten die Reling des Mittschiffs entlang und arbeiteten uns die Treppe hinauf, aufs Hinterdeck. In dem hoffnungslos trüben Licht seiner Lampen blieb alles verschwommen. Ohne Grenzen ging das Heck über in die Nacht, in die formlose Unermeßlichkeit zwischen Himmel und Wasser.

Kisten und Fässer waren im Weg, gefährliche Hindernisse. Wir stolperten, aber die Hände ließen nicht von der Reling. Da spürten die Füße etwas Weiches, ein Tauende. Ich bückte mich, nahm es und wickelte es mühsam um Reling und Hüften.

Der Regen hatte aufgehört. Im Stöhnen und Heulen des Sturmes erstickte jedes Geräusch. Nur in den Pausen, in denen er spielerisch rollten sie heran wie die Sturmwellen der Krieger bei nächtlichem Angriff. Unerschöpflich, ohne Anfang und ohne Ende, tauchter sie auf und fielen über uns her. Sie hoben das Schiff in die Höhe und stießen es krachend hinabstürzen: Sie packten es mittschiffs und suchten es zu brechen; sie stürmten gegen den Bug und stürmten gegen das Heck. Sie rannten hier an und rannten da an und schäumten auf vor ohnmächtiger Wut. Das Schiff stöhnte und ächzte es keuchte vor Anstrengung, aber es hielt. In gleichmäßigem Rhythmus arbeitete die Maschine. Im Licht der Kommandobrücke stand schwarz wie ein Schatten, mit gespreizten Beinen, der Kapitän und hielt den Blick den an Dunkelheit und große Weiten gewöhnten geradeaus gerichtet. Im Maschinenraum lehten nur mit einer Hose bekleidet, die Maschinisten und schwitzten den Heizer gegen den Aufruhr der Natur die Kraft ihres Willens und ihrer Maschine. Gegen die Tobsucht der Elemente standen die Ruhe und Ueberlegung, der Geist und die Besonnenheit des Menschen. So kamen wir vorwärts. Schritt für Schritt.

Da machte der alte Griechengott seine Ohnmacht einsehen. Müde und erschöpft fing er an, sich zurückzuziehen. Der Wind ließ nach, die Wellen wurden weniger hoch und weniger zahlreich, immer mehr, wenn auch langsam, glättete sich die See. Wir näherten uns der Küste. Ein Licht blinkte auf: das freundliche Auge des Leuchtturms von Dieppe.

In den innern Schiffsräumen war eine große Verwüstung, ein beispielloses Durcheinander. Noch immer waren die Gesichter weiß und fast, fast erbarmungswürdig. Aber ein Lächeln der Befreiung und — des Stolzes belebte sie.

Das Feuer

Im Ofen singt und zirpt die Flamme,
Sie trinkt das Mark aus dem Fichtenstamm

Sterbendes Waldholz, du klagende Amme.
Gieriges Kindlein, du saugende Flamme.

Wild schlägst du nun empor und groß,
Zerstörst nun deiner Mutter Schoß.

Doch wie sie sinkt, versinkst auch du.
Beide schlummern in Aschenruh.

Franz Karl Ginzkey

Die Kompanie-Amme

Von Alfred Baresel

Das ist das Schöne bei den Soldaten, daß eine Kompanie nicht nur eine Exerziergemeinschaft ist, sondern auch eine Familie. Der Haushaltungsvorstand sozusagen ist der Herr Hauptmann, der Vater der Kompanie. Man darf ihm nicht mit jedem Quark kommen, denn er hat andere Sorgen im Kopf: für die kleineren Nöte des Soldaten ist die Kompanie-Mutter da, der Herr Oberfeldwebel. Und dann gibt es ja auch noch die „alten Männer". Sie sind bereits erfahren in allen Dienstobliegenheiten und nehmen den Neuling, den jungen Rekruten, wie älteren Brüder gern treuherzigend an ihre schon breiter werdende Brust. Im Kriege waren die alten Männer die am meisten geliebten Kameraden der jungen Kriegsfreiwilligen. Mancher von ihnen knurrte bereits mit langem Vollbart, der ihm im Schützengraben gewachsen war, als uns Milchgesichtern, die wir frisch aus der Heimat zur Truppe gekommen waren. Aber was er knurrte, war gut. War Kriegsweisheit und Hilfsbereitschaft.

Eugen Hettling, als er jetzt zum Regimentstag angereist kam, nach zwanzig Jahren, trug seinen langen Vollbart natürlich nicht mehr. Aber es war immer noch etwas von der damaligen Würde an ihm, während er nun zwischen den alten Kriegskameraden und den jungen Rekruten der Traditionskompanie beim Biere saß. Eugen Hettling erzählte, und wir anderen hörten zu. Er hat immer noch den rauhen, knurrenden, aber herzlichen Ton von damals. Eugen Hettling darf das. Er war uns allen ein Bruder.

„Tja, Kinder, das waren Zeiten!" sagt er ein über das andere Mal. Er erzählt von Sturmangriffen, und wie er dem jungen, vorwitzigen Emil mit hartem Genickgriff den Kopf hinter die schützende Böschung gedrückt — sonst wäre er heute nicht mehr, der Emil. Die Unerfahrenen stecken die Nase immer zu weit heraus. Und Eugen Hettling erzählt weiter, wie er dem langen Aldermann in jener Nacht, als keine Verpflegung herankam, sein halbes Brot geschenkt. Denn Aldermann, der nimmersatte, hatte seine Ration natürlich auf den ersten Anhieb, gleich bei der Verteilung, aufgetrieben.

Wir lachen. Ja, Eugen Hettling war schon einer. Wir suchen nach einem Ehrentitel für diesen alten Vollbart, der uns mehr als Bruder war. Aber wir finden keinen rechten.

Und Eugen Hettling erzählt weiter. Jetzt von den Mädchen und der Liebe. Denn auch die gibt es bei den Soldaten, wenn schon ein altes Sprichwort besagt, daß die Braut des Soldaten sein Gewehr sei. Aber es gibt natürlich auch andere, in der Garnison zumal. Eugen Hettlings Braut war damals die blitzhübsche Johanna, die beim Herrn Hauptmann in Diensten stand, und die heute seine Frau ist. Aber damals fuhr Johanna jeden Tag den kleinen Sohn des Herrn Hauptmann im Kinderwagen ins Freie. Und weil ihr Eugen Hettling sehr gut war, stellte er sich pünktlich in der Mittagspause beim Herrn Hauptmann ein und trug der Johanna den Kinderwagen die Treppe hinunter.

„Zeht her! So hab' ich's gemacht!" Der alte Soldat ist vom Tisch aufgesprungen und macht den Kameraden begreiflich die Sache vor. Er balanciert einen unsichtbaren Kinderwagen durch die Luft, mit ausgestreckten Armen. „Stehend freihändig! Mit dem lebendigen Kleinen Bergel darin!" Unser Tisch schreit vor Lachen. Eugen muß es immer wieder vormachen. Er ahmt dabei das Quieken des Säuglings nach. Endlich setzt er sich wieder, spannt noch ein paarmal stolz seine Muskeln, die einen Kinderwagen ausgestreckt tragen konnten, mit dem lebendigen Kleinen Bergel darin . . . Das können die jungen Kameraden am Tisch noch nicht, wie?

Nun aber reißt bei einer Traditionskompanie die gute Tradition niemals ab. Der Sohn des Herrn Hauptmann, der damals noch im Kinderwagen lag, ist bereits wieder Kompanieoffizier und sitzt hier mit am Tische. Und als er nun lächelnd sagt, daß er das lebendige kleine Bergel sei, das Vater Hettling damals stehend freihändig im Kinderwagen die Treppe hinuntergetragen — — da wird Eugen Hettling erst ganz blaß vor Schreck, und er reißt die Backen militärisch zusammen, dann aber kullern ihm die Tränen über die Backen, wo früher der lange Vollbart war. Schließlich gibt es ein ganz großes Hallo am Tische. Und Vater Hettling, die Kompanie-Amme, hat nun endlich seinen Ehrentitel weg, nach dem wir so lange vergeblich suchten.

Eigene Briefmarken der Araber
Die Araber in Palästina haben jetzt eine eigene Briefmarke herausgebracht, die in arabischer und englischer Sprache die Aufschrift trägt: „Palästina für die Araber"
(Atlantic, Zander-Multiplex-K.)

Die Rosen des Walzerkönigs

Eine Johann Strauß-Anekdote von Oskar G. Foerster

Ganz Petersburg pfiff und summte im Sommer 1865 Melodien im Dreivierteltakt. Der Wiener Johann Strauß, der mit seiner Kapelle ein gutes Dutzend lieblicher Walzer von der Donau mitgebracht hatte, eroberte die Herzen der Petersburger im Fluge. In allen Salons, selbst im Zarenschloß, tanzten die Offiziere, Diplomaten, Beamten und ihre Damen nach Straußschen Klängen den Wiener Walzer.

Aber der Walzerkönig bezirzte nicht nur mit seinen schönen Melodien die Herzen der Frauen Petersburgs. War dieser Mann mit seinen schwärmerischen, glühenden Blicken nicht ein Zauberer, dessen liebenswürdiges, bestrickendes Wesen jeden in seinen Bann zog? Es fehlte nicht an Anbeterinnen, die dem großen Musiker alles zu gewähren bereit waren, seine schwarzen Locken waren begehrter als ein Diamant aus dem Kronschatz des Zaren. Das Haupt des Walzerkönigs wäre sämtlich kahl geworden, wenn die Locken die sein Sekretär Lebrock den Damen überreichte, wirklich darauf gewachsen wären. Aber dem großen Neukundländer, der Strauß bestleitete machte es nicht viel aus, wenn seinem dichten Fell einige Dutzend „Straußscher Locken" entnommen wurden.

In diesem Sommer geschah es, daß Strauß eines Abends den Besuch eines Obersten erhielt. Der Walzerkönig empfing ihn nach einem Konzert in seiner Garderobe. Ein paar Freunde waren bei Strauß.

Zorn und Daß stand auf dem bleichen Gesicht des Offiziers.

„Herr Strauß!" begann er, „ich habe in Erfahrung gebracht daß meine Frau Ihnen täglich Rosen schickt. Bestreiten Sie das?"

Strauß lächelte.

„Durchaus möglich, Herr Oberst!" sagte er ruhig.

„Danke, das genügt mir!" rief der Offizier. Er war blaß vor Wut. „Es ist für mich der Beweis, daß mich meine Frau mit Ihnen betrügt. Ich fordere Sie hiermit vor Zeugen zum Duell auf Pistolen!"

Einige Freunde des Musikers sprangen entsetzt auf und bedrängten auf den Oberst einzusprechen. Aber Strauß winkte ab.

„Ich nehme Ihre Forderung an, Herr Oberst!" erwiderte er. Doch möchte ich Sie bitten, mich vorher einmal in meine Wohnung zu begleiten."

Der Eifersüchtige schloß sich Johann Strauß und den anderen Herren an. Schweigend wanderten sie durch die nächtliche stille Straße in das Hotel, in dem der große Musiker Wohnung genommen hatte.

„Bitte folgen Sie mir, Herr Oberst!" Strauß verbeugte sich höflich und öffnete eine Tür. Drei große Zimmer lagen mit geöffneten Zwischentüren nebeneinander. Lebrock kündete die Herren an den Frontzimmern an.

Die Gäste blieben verwundert auf der Schwelle stehen. Alle drei Zimmer waren gänzlich unmöbliert, aber sie waren bis in den letzten Winkel mit Blumen geschmückt. Rosensträuße, leuchtende Blumengewinde, Topfgewächse und Kränze bedeckten den Estrich, nur ein schmaler Gang führte mitten durch die duftende Blütenpracht.

„Dies sind meine täglichen Blumenspenden Herr Oberst!" sagte der Walzerkönig. „Sie stammen fast nur von Damen. Wieviel Damen ließen uns heute Blumen und Rosen schicken, Lebrock?"

„Dreihundertvierzehn, Meister!" — Strauß wies lächelnd auf die Blumen.

„Bitte, Herr Oberst, suchen Sie sich die Rosen Ihrer Gattin heraus!"

Ueber das Gesicht des Russen flog ein heiterer Schimmer. Dann lachte er erlösend, und die anderen stimmten fröhlich in das Gelächter ein.

„Herr Strauß!" rief der Oberst. „Ich gestehe, ich war ein Esel. Angesichts dieser drei Räume nehme ich meine Forderung zurück und bitte Sie, mir meine Verdächtigung zu verzeihen. Dreihundertvierzehn Frauen, nein, es ist wirklich unmöglich, eine solche Beschuldigung aufrechtzuerhalten . . ."

Dies nebenbei

Die Rundfrage eines amerikanischen Magazins zeitigte ein höchst interessantes Ergebnis. Das Blatt ließ sich von all seinen Lesern die Frage beantworten, welche die Beschäftigung sei, bei der sie sich am besten erholten. Entsprechend der Zahl der Einsendungen wurde dann eine recht eigenartige Rangliste der besten Erholungs- und Ausspannungsmethoden aufgestellt. Bei weitem an erster Stelle steht — die Zeitung und Zeitschrift. Ein enormer Prozentsatz der Leser erklärte, daß für sie das Lesen ihrer Zeitung die beste Erholung von des Tages Arbeit darstelle. Als nächstes folgt Radiohören, dann Kinobesuch. Erst an vierter Stelle kommen Geselligkeit und Vergnügungen, in kurzem Abstand Unterhaltungslektüre und — wie erstaunlich für das Sportland Amerika — Sport, vor allem das Schwimmen. Die gleiche Zahl von Lesern erklärte sich für Briefschreiben. Erstaunlich hoch ist die Zahl der Amerikaner, die frei und offen zugeben, daß für sie die beste Erholung sei, sich langhinzulegen, kräftig zu gähnen, nichts zu tun und an nichts zu denken. So sieht es siebenundzwanzigster Stelle Vor-sich-hin-dösen. Aus der langen Reihe der verschiedenen Erholungsarten ist noch Nr 72 interessant, an welcher Stelle diejenigen Amerikaner stehen, die für „Versemachen" als beste Erholung plädieren. Die amerikanischen Verleger werden Gott danken, daß diese Rubrik nicht an erster Stelle steht. Es ist wohl anzunehmen, daß diese Art von Versen nur für den Privatgebrauch bestimmt sind.

*

In den Pariser Zentralmarkthallen kam es dieser Tage zu einer grotesken Auseinandersetzung, die recht derbe Formen annahm. Madame Jacqueline Widener war bei der alljährlich stattfindenden Konkurrenz zur „Königin der Marktfrauen" gewählt worden. Aber ein Teil der Richter war mit diesem Urteil nicht einverstanden. Man erkor eine „Gegenkönigin" in der Person der blonden Eugenie Ponty, und damit war der Konfliktsstoff gegeben. Die beiden Rivalinnen stürzten während des Marktbetriebes aufeinander los und begannen sich zu beschimpfen. Als Eugenie die Königin Jacqueline durch einen wohlgezielten Wurf mit einem Kohlkopf zu Boden warf, eröffnete diese ihrerseits ein erbittertes Bombardement mit Kartoffeln auf ihre Gegnerin. Aus dem Zweikampf entwickelte sich nun eine wahre Schlacht. Die Parteigänger der beiden „Königinnen" bewarfen sich mit Tomaten, Krautköpfen, Käseschachteln, faulen Aepfeln, Orangen und Bananen, so daß die anfänglich belustigt zusehenden Marktkunden schließlich einsetzt die Flucht ergriffen, um nicht in das Trommelfeuer der Marktfrauen zu geraten. Erst das Ueberallkommando der Polizei konnte dem Krieg ein Ende machen. Wer von den Pariser Marktfrauen nun die rechtmäßige „Königin" ist, bleibt bis auf weiteres ungeklärt.

*

Die Witzblätter tun immer so, als wären nur die Professoren vergeßlich; daß das nicht zutrifft, können die Fundbüros aller Städte beweisen. Was nun aber der Bericht des Londoner Fundbüros vom Jahre 1938 zu berichten hat, stellt wohl den Gipfel aller Vergeßlichkeit dar. Danach sind im Jahre 1938 neben vielen anderen merkwürdigen Dingen nicht weniger als — 98 Gebisse von ehrlichen Findern abgegeben worden. Sie wurden in der Hauptsache in Stadtbahnzügen und Autobussen verloren, teilweise aber auch in Wartezimmern und Waschräumen. Das bemerkenswerte an diesem seltsamen Kapitel menschlicher Vergeßlichkeit aber ist die Tatsache, daß nicht ein einziges dieser Gebisse von ihren rechtmäßigen Besitzern abgeholt wurde. Vermutlich schämten sich die Leute ihrer Vergeßlichkeit und verzichteten lieber auf das Gebiß, ehe sie es in einem öffentlichen Fundbüro reklamierten. Das Fundbüro kündigt an, daß es die 98 Gebisse vernichten werde, da sie sich nicht für eine Versteigerung eignelen.

*

Wenn die Kinder nicht in die Schule kommen, dann muß die Schule eben zu den Kindern kommen. Das gibt es freilich in ganz Frankreich nur einmal, und zwar in Paris. Die „Schule Foraine" besteht aus einem buntbemalten Zirkuswagen, der ständig seinen Standplatz wechselt. Er folgt der Heerschar von Artisten, Schaustellern und Menageriebesitzern, die in der Seine-Stadt von einem Rummelplatz zum anderen ziehen. Da es nicht angeht, daß die Kinder dieser wandernden Künstler einmal diese und einmal jene Schule besuchen, hat man die „Schule des fahrenden Volkes" geschaffen, die im Auftrage der Stadt Paris dafür sorgt, daß die Kinder der Wanderartisten das ABC und das Einmaleins lernen. Die Kleine, die am Abend auf dem Drahtseil tanzt, sitzt am Vormittag mit ernster Miene neben dem zehnjährigen Miniaturclown in dem Zirkuswagen, der weder Tierkäfig noch Flittergewänder beherbergt, sondern Schulbänke, einen Katheder und eine schwarze Wandtafel. Nur äußerlich ist diese Schule auf Rädern dem Milieu angepaßt, in dem ihre Zöglinge leben. Und gar mancher kleine Held der Manege zittert vor einer schwierigen Multiplikation mehr, als vor einer wilden Löwen-Truppe, die er des Abends vor einem entzückten Publikum zu meistern hat.

Jo.-Jo.

Der Führer beglückwünscht Reichsführer Himmler

Der Führer und Reichskanzler hat Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei, Heinrich Himmler, aus Anlaß der zehnjährigen Wiederkehr des Tages seiner Berufung zum Reichsführer SS auf dem Berghof persönlich seine herzlichen Glückwünsche ausgesprochen.
(Presse-Hoffmann, Zander-M.)

Die „Condor"-Fliegee wieder daheim

Auf dem Berliner Flughafen Tempelhof traf die Besatzung des „Condor" wieder ein. Rechts: Flugkapitän Henke, dahinter Hauptmann Moreau. (Hoffm., Zand.-M.)

Der Festakt im Sportpalast

8000 Arbeiter, die beim Bau der Reichskanzlei oder auch in den im Reich liegenden Werkstätten und Steinbrüchen beschäftigt waren, hatte der Führer eingeladen. Hier begrüßt Adolf Hitler die Vertreter der am Bau beteiligten Handwerker. (Hoffm. Z.-M.-K.)

Mussolini beim Wintersport

Der Duce, der ein begeisterter Sportanhänger ist, beim Skilaufen in der Nähe von Villa dele Caminate. (Weltb.- Z.-M.-K.)

Ein arabischer Krieger im Wüstensand?

Nein, ein Hirschberger Jäger im Schnee des Riesengebirges, der zur Tarnung gegen Sicht von oben einen weißen Mantel trägt. (Weltbild, Zand.-Mult.-K.)

Beisetzung der Opfer von Bathurst

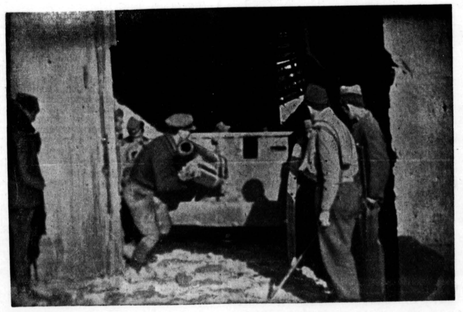
Auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg wurden nach einer Feierstunde in der großen Halle des Krematoriums die zwölf Opfer des Flugunglücks in Bathurst in einem gemeinsamen Grabe beigesetzt. Unter den Opfern waren die bekannten Flugkapitäne Blankenburg und Untucht. Die Soldaten der Luftwaffe geleiten die mit der Reichskriegsflagge und der Flagge des Reiches bedeckten Särge zum Ehrengrab auf dem Friedhof. (Hoffm., Z.-M.-K.)

Die deutschen Eislaufmeisterschaften wurden ausgetragen

im Berliner Sportpalast. Links: Die Wiener Geschwister Pausin. Mitte: Das Paar Koch-Noack, beim Sommertraining. Rechts: Maxie Herber-Ernst Baier, die ihren Titel erfolgreich verteidigen konnten. (Schirner 2, Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Tschammer-Pokal-Endspiel im Olympiastadion

Das Führungstor für Frankfurt. Frankfurts Mittelstürmer, Dossedzahl, köpft über die Wiener Verteidigung hinweg zum Führungstor für die Südwestdeutschen ein. (Weltbild, Z.-Mult.-K.)



Nationaler Vormarsch in Katalonien

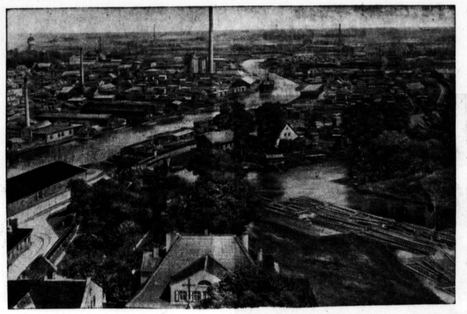
Der siegreiche Vormarsch der Truppen General Francos an der Kampffront in Katalonien hält weiterhin an. Hier wird eine tschechische Skoda-Kanone aus einem Versteck hervorgezogen, die die Bolschewisten zurücklassen mußten, als sie die Flucht ergriffen. (Atlantic, Zand.-M.-K.)

Das glücklichste Ehepaar der Welt

Mit dem fahrplanmäßigen Zug aus Warschau passierten am Sonnabend früh der englische Ingenieur Brian Grover und seine Frau Elena Pietrowna, deren aben teuerliche Befreiung aus Sowjet-Rußland durch ihren Mann in den Mittelpunkt des Weltinteresses gerückt ist, die Reichshauptstadt. Zander-Multiplex-K.

150 000 Deutsche leben im Memelland

Sie bewahrten in Treue ihr Deutschtum



Das Land jenseits der Memel

Die Fremdherrschaft beginnt. Litauische Truppen ziehen im Jahre 1923 in Memel ein. Im Hintergrund das Stadttheater. (Bild oben): Ein Blick auf die Stadt Memel

Das Memelland ist, so lange wir überhaupt zurückrechnen können, stets von germanischen Völkern besiedelt gewesen. Im Jahre 1200 begann unter dem Deutschen Ritterorden seine Blütezeit und sein Ausbau zur am weitesten vorgeschobenen Bastion gegen den Einfluß des Ostens. Im Jahr der Erhebung 1813 stand es getreu seiner Tradition in vorderster Front.

Ein litauischer Verkehrspolizist

Heute zählt das Memelland 150 000 Köpfe. 150 000 deutsche Menschen, völlig verschieden in Sprache und Kultur von den Litauern jenseits der Grenze.

Im Jahre 1919 beschloß man in Versailles, das Land nördlich der Memel mit seinen 2 500 qkm vom Reich abzutrennen. Die Herren, denen dieser Gedanke entstammte, konnten sich allerdings nicht entschließen, das Land, dessen Deutschtum auch für sie feststand, dem neugeschaffenen Litauen anzugliedern. Aus diesem Grunde wurde das autonome Memelland geschaffen und dem Völkerbund unterstellt. Frankreich verwaltete es in seinem Auftrag durch eine eigene Besatzungstruppe. Als am 10. Januar 1923 der Ruhrkampf begann, marschierten 6 000 „Zivilisten" — in Wirklichkeit waren es Offiziere und Soldaten — aus Litauen in das Memelland ein. Die Besatzungsarmee leistete überhaupt keinen Widerstand, und nach langem hin und her wurde die Souveränität Litauens über das Memelland anerkannt. Im „Memel-Statut" wurde festgesetzt, daß künftighin ein litauischer Gouverneur zusammen mit dem memelländischen Landtag das Land regieren solle. Dem Memeldeutschtum sollte die Gestaltung seines Lebens und freie Entwicklungsmöglichkeit zugesichert werden.

Entgegen allen Bestimmungen begann jedoch sofort die Litauisierung des Landes, und der Feldzug gegen das Memeldeutschtum. Als in Kowno die Revolution ausbrach, wurde über ganz Litauen der Kriegszustand verhängt, der am 17. Dezember 1926 auch auf das Memelland ausgedehnt wurde, und so deutsches Land, das bei den Ereignissen völlig ruhig geblieben war, mit zum Opfer litauischen Parteienhaders machte. Dieser zwölfjährige Kriegszustand, der erst vor kurzem aufgehoben wurde, dürfte in der Weltgeschichte einzig dastehen.

Es ist den Litauern jedoch nicht gelungen, das Deutschtum zu zertrümmern, auch nicht im Jahre 1934, als die Parteien aufgelöst wurden und jede politische Tätigkeit untersagt war. Die Ereignisse fanden ihren traurigen Höhepunkt in der Anklage von 150 Memeldeutschen, von denen vier zum Tode verurteilt wurden, zwei lebenslängliches Zuchthaus und die übrigen zusammen fast 500 Jahre Zuchthaus erhielten. Zu der Vollstreckung des Todesurteils ist es nicht gekommen; das Reich auf der anderen Seite der Memel, das bereits auf dem Wege zu neuer Größe war, legte energischen Protest ein.

Doppelsprachiges Verkehrsschild an der Börsenbrücke. Ein Versuch, das deutsche Volk zu litauisieren, der aber völlig fehlgeschlagen ist.

Auch alle anderen Manöver der Litauer haben das Memeldeutschtum nicht veranlassen können, von seinem einmal beschrittenen Weg abzuweichen. Heute, unter einheitlicher Führung stehend, wird es sein Bekenntnis für immer behalten.

So schön ist das Memelland. Ein Bild von der Küste des Kurischen Haffs. (Scherl-Archiv 5, Zander-Multiplex-K.)

Aus der Geschichte der Erde:

100000 Jahre spielen keine Rolle

Die Zeichen der letzten großen Vereisung, die mit ihrem eisigen Mantel von Norden kommend, das ganze Norddeutschland bis zum Fuß der Mittelgebirge bedeckte, ja in Schlesien bis an die Karpathen reichte, sieht Prof. Gothan in den von Norden her gebrachten exotischen Blöcken.

Diese Geschiebe und der Lehm, in dem sie stecken, bilden die sogenannte Grundmoräne des Riesengletschers, der an seinem Stirn noch gewaltige Wälle, mit großen und kleineren Steinen durchspickt, auftürmte, die wir nördlich und nordöstlich von Berlin als die Endmoränenzüge von Chorin und Oderberg erkennen. Unter der Grundmoräne hat man die vom Eise geschliffene und gestrammte Oberfläche festen Gesteins gefunden, und ferner haben die riesigen Massen der Schmelzwasser des Eises die großen Urstromtäler ausgefurcht, in deren einem z. B. selbst Berlin liegt. Schlecht nur passen heute die kleinen Restflüsse in die Weiten der alten Täler, in denen sie sich wie eine Maus im Löwenkäfig ausnehmen. Die Wasser haben sich nordseewärts und ostseewärts verlaufen, und wir sehen heute nur noch ihre Wirkungen und dürftigen Restströme in den Tälläufen.

Die Wanderungen des Eismantels

Nicht dauernd bedeckte dieser Eismantel das Land; es traten vorübergehende Klimaverbesserungen ein; das Eis schmolz weg, weit nach Norden zurückweichend. Sehr allmählich vollzog sich das, und ebenso allmählich — für den damals etwa schon lebenden Urmenschen ganz unmerklich — rückte das Eis bei neuerer Verschlechterung des Klimas wieder vor. Die eisfreien Perioden zwischen solchen Vereisungen sind die Zwischen-Eiszeiten (Interglaziale), die selber Jahrtausende von Jahren gedauert haben müssen. Denn mächtige Torflager haben sich währenddessen gebildet, Landoberflächen sind verwittert, mächtige Kies-, Sand- und Lehmschichten abgelagert worden.

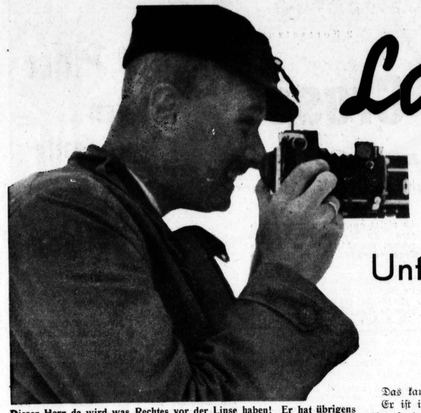
Als Dauer der gesamten Eiszeit in Norddeutschland werden zirka 1 000 000 Jahre angenommen — ein menschlich nicht mehr fabbarer Zeitraum. Seit dem letzten Rückzug des Eises sind zirka 80 000 Jahre vergangen, und nur einen kleinen Teil dieses Zeitraums, noch nicht einmal 10 000 Jahre, umfaßt die menschliche Geschichte; der Mensch selber hat zwar während des größten Teiles der Eiszeit schon gelebt, aber seine Geschichte ist nur in Form seiner Werkzeugtechnik usw. erhalten. Wenn man die Dauer der Nacheiszeit auf 80 000 Jahre ansetzt und sich fragt, wie lange die früheren Zwischeneiszeiten gedauert haben mögen, so kommt man bei diesen auf noch höhere Beträge, die sich zahlenmäßig nur schwer schätzen lassen. Die großen Zwischen-Eiszeiten mögen 50 000 und noch mehr Jahre angedauert haben.

Nach uns - wieder Eiszeit?

Man kann also recht wohl auf die Vermutung kommen, daß wir uns jetzt in einer Zwischeneiszeit befinden und einem neuen Vorstoß des Eises entgegensteuern. Man weiß nun, daß der Verlauf des Klimas während einer Zwischeneiszeit besonders deutlich in der Pflanzenwelt sich ausgedrückt hat. Im Anfang einer solchen Zwischen-Eiszeit finden wir in den Torfen und Tonen alpine und hochnordische Pflanzen, besonders die Zwergweiden, Silberwurz — eine tundrenhafte Vegetation, darauf rücken Birken und Kiefern an, später folgt die Eiche und ihre Begleiter und zuletzt die klimatisch anspruchsvolle Buche. Genau so ist auch der Verlauf seit dem Ende der Eiszeit bis heute gewesen.

Wir selber stehen mitten drin in der nacheiszeitlichen Buchenzeit. Man könnte meinen, daß das Klima sich seit der Eiszeit allmählich bis heute verbessert habe; dies ist aber unrichtig. Wir hatten bereits lange vor der Gegenwart eine lange Wärmeperiode bei uns; denn Hasel, Eiche, Buche usw., die Wassernuß u. a. kamen viel weiter nördlich vor als heute; die Kämme unserer höheren Gebirge — wie Harz, Erzgebirge, Riesengebirge — waren bis hoch hinauf mit Hochwald bedeckt, wo jetzt Zwergföhre (Knieholz) und Hochgebirgsflora wachsen. Seitdem hat sich das Klima wieder verschlechtert. Ob eine weitere Verschlechterung stattfindet oder stattfinden wird, können wir nicht sagen, da die Zeiträume, die wir überseh'n, zu kurz sind, um darüber urteilen zu können. Wir brauchen uns aber deswegen keine Kopfschmerzen zu machen. Unsere Enkel und Urenkel werden es ebensowenig wissen oder spüren wie wir selber — ob noch eine Vereisung folgen wird oder nicht.

Ewald Schild.



Dieser Herr da wird was Rechtes vor der Linse haben! Er hat übrigens ganz im Vertrauen erzählt, daß es nichts Lustigeres gäbe, als im Schnee zu fotografieren. Auf sein Gesicht hin wollen wir's ihm glauben!

Lachen im Schnee

Unter Ski-Kameraden geht es lustig zu

Schnappschüsse aus dem Winterparadies

Zwei „Zünftige"

1.

Es ist hier eine „Sie", aber es könnte ebensogut ein „Er" sein.

Sie ist Sportlerin und so „fesch" und „zünftig", daß sie schon beim Einsteigen in den Wintersportzug für eine Illustrierte fotografiert wird. Lächelnd läßt sie es geschehen, sie ist das schon gewohnt. Während der Fahrt spaziert sie durch den ganzen Zug; sie muß da ihre vielen zünftigen Bekannten begrüßen. Bewundernd folgen ihr alle Blicke der Neulinge. Ihr Rennpullover, in auffallenden Farben, ist aber auch wirklich einmalig und das Allerneueste.

Am Hang, dort „wo was los ist", begegnet man natürlich auch wieder dem einmaligen Rennpullover. Seine Trägerin wird sehr beachtet, man kennt sie ja schon vom Zug her. Als Neuling wartet man geduldig, bis sie auch hier ihre vielen Bekannten begrüßt hat. Endlich, nachdem sie noch einmal fotografiert wurde, setzt sie zu der mit Spannung erwarteten Abfahrt an. Käßig saust sie den Hang hinunter; zu besonderen Künsten hat sie offenbar noch keine Lust. Unten, bei einem leichtfertigen Schwung, kommt sie sogar zu Fall. Der Sturz sah harmlos aus, aber sie hat sich doch ein wenig das Knie verzerrt und muß nun hinken.

Jetzt muß sie — wie schade! — mit der Drahtseilbahn hinauf ins Berghotel fahren. Dort hinkt sie tagelang umher, — und sie hinkt reizend, das muß man ihr lassen. Schließlich muß sie — wie schade! — heimfahren, ohne daß sie noch einmal die „Bretterl" unter die Füße bekommen hat. Auch im Zug hinkt sie noch ein wenig. Und bewundernd folgen die Blicke der Neulinge dem einzigartigen Rennpullover.

2.

Das kann nur ein „Er" sein.

Er ist im Gebirge daheim. Wenn man zu ihm sagt: „Zemposchwung", dann fragte er: „Was moanst denn da?" Erklärt man es ihm auf'gstanzt, sonst geht er gleich wieder davon.

Daß er meisterhaft Slalom läuft, wissen alle Zünftigen. Was Besonderes aber ist's, ihm beim Milchtragen zu begegnen. In der einen Hand die Milchkanne, an der anderen seinen Hund, den er am Halsband hält und der vor Freude wie toll in den stäubenden Schnee beißt, — so saust er in verwegener Fahrt einen steilen Waldhang hinunter. Das macht ihm so leicht keiner nach. Man darf ihn dann aber nicht etwa loben, das kann er nicht leiden. Am besten fragt man nur: „Ja, Franzl, schüttst denn da nicht die Milch aus?" Darauf sagt er seelenruhig: „I paß scho auf!"

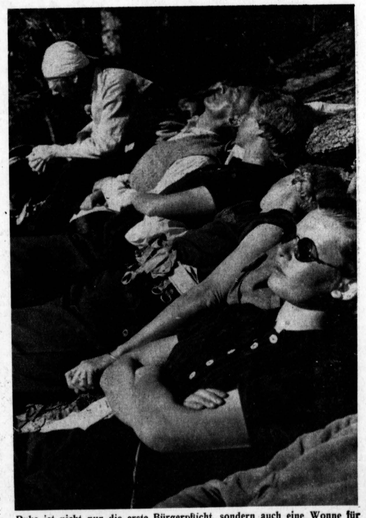
Und wenn manchmal, merkwürdigerweise, die Bahn unten im Tal nicht fahrplanmäßig abfährt, dann kommt das (zur großen Verwunderung mancher auffallenden Rennpullover) daher, weil man noch auf den langen, hageren Bauernburschen wartet, der ohne Stöcke den Hang heruntergesaust kommt; der Franzl, ein wirklich Zünftiger, der auch mitfahren möchte.

Joseph Baur.

Wenn ein Skimädchen mit Klister wachst, dann sieht das so aus. Aber die gute Laune kann darunter nicht leiden! Fotos (5) Fenske.

Sie haben recht: am besten ist der Schneeschuh auf das Bild gekommen. Das war aber auch das Einzige, was bei dieser „Abschußfahrt" noch klar erkenntlich blieb.

Nicht nur ein „fesches Skihaserl", sondern auch ein tapferer Kamerad will sie auf der Hütte sein; also macht ihr die „Hüttenwäsche" Spaß.



Ruhe ist nicht nur die erste Bürgerpflicht, sondern auch eine Wonne für alle Wintersportler. Ohne daß sie es ahnten, hat der Kameramann sie hier hübsch auf die Reihe gebracht. Aber einen „sonnigen" Traum scheint trotz aller Sonne hier niemand zu haben.

Abenteuer im tropischen Urwald

2. Fortsetzung

„Uns lockte der Matto Grosso"

Vom Matto Grosso über Chile nach Cayenne

Erlebnisse aus fünf abenteuerlichen Jahren, geschildert von F. W. Dinger

Zwei ahnungslose Lokführer

Wir erhielten in Diamantina für unser Gold 280 Milreis, fast 300 Mark, eine gewaltige Summe, mit der man eine ganze Welt zu Füßen zwingen kann, wenn man's richtig anzufangen versteht. Wir machten das damals offenbar falsch; denn wir gaben uns in Diamantina den Freuden der Zivilisation hin, bis uns eine Ochsenkarawane mitnahm nach Uberaba im Westen des Staates Minas Geraes. Dort mischte sich das Schicksal wieder einmal in unsere Angelegenheiten ein. Es führte uns zu einem fieberkranken jungen Deutschen, einem Ingenieur der Goyaz-Eisenbahn, der uns außer seinem privaten Leid, das wir sehr bedauerten, auch sein berufliches Leid klagte, das uns allerdings mit großer Genugtuung erfüllte. Es waren nämlich Arbeitskräfte, die von Sao Paulo abgeschoben sein sollten, nicht in Uberaba angekommen. Und nun wartete man sehnlichst auf Leute, die den Betrieb der Schmalspurbahn aufrechterhalten konnten. Fred, der auf einer Farm zehn Tage lang die Lokomotive einer Rollbahn bedient hatte, witterte für uns ungeahnte Möglichkeiten. Der Ingenieur zeigte ihm die Krupsche Lokomotive, um die es sich hier handelte, und fuhr mit ihm auf den schmalen Gleisen der Station hin und her. Am nächsten Morgen erschien auch der bisherige Lokführer, ein von der Tropenkrankheit befallener und unter vielen Geschwüren leidender Oesterreicher, der Fred und mir trotz seiner großen Schmerzen richtigen Unterricht erteilte. Zwei Tage später waren wir Besitzer der „Caminhos de ferro de Goyaz" und beschlossen eine kleine Lokomotive sowie drei verschiedene Personenwagen.

Als wir zum erstenmal die Tour nach Goyaz machten, hatten wir einen netten Zwischenfall. Kurz nach unserer Abfahrt ritten zu beiden Seiten des Zuges Männer und Frauen, etliche mit geöffneten Regenschirmen zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, über die Grassteppe dahin. Es war ein lustiges und — nie es schien — kindisch-harmloses Wettrennen, bis plötzlich ein paar Leute zu schießen begannen. Da dämmerte es uns: die wollten mitgenommen werden. Was blieb uns anderes übrig als anzuhalten? Kaum daß der Zug stand, wurden die Gesichter wieder mild und versöhnlich. Die Frauen stiegen ohne Fahrkarten ganz selbstverständlich ein und schenkten uns in gemächlichem Schmalspurtempo nach Norden, der Stadt Goyaz zu.

Einen halben Monat pendelten wir zwischen den beiden Stationen der Goyazbahnstrecke hin und her, bis wir dann von den mittlerweile doch wieder aufgetauchten „Fachleuten" abgelöst wurden. Die Gesellschaft erkannte bei unserer Entlassung noch besonders an, daß wir das Dampfrößlein von Krupp ohne nennenswerte Störungen abbändigt hatten.

Der weiße Fleck auf der Landkarte

Wir besaßen in Goyaz einer sehr freundlichen, hellen Stadt am Ende der Zivilisation und im Südwestzipfel des Matto Grosso wieder die Geduld, uns nach einer Beschäftigung umzutun, noch den Mut, hier schon unsere zweckfreie, aber fesselnde Expedition zu beschließen. Irgendwie lockte uns das Wort: Matto Grosso, der weiße Fleck auf der brasilianischen Landkarte. Wir waren und sind die Sinnlosigkeit eines Waagnisses im klaren, das uns nach Leopoldina und von dort ins eigentliche Gebiet des Matto Grosso führen würde; aber es ist so furchtbar schwer, rechtzeitig umzukehren. Wir schlossen mit unserer Abenteuerlust, die uns beträchtlich reizte, einen halbwegs vernünftigen Kompromiß und fuhren noch einigen Tagen der Vorbereitungen und Einkäufe in nördlicher Richtung auf, um den Rio Tocantins zu erreichen, den wir auf dem Landweg durch den Staat Goyaz hindurch folgen wollten. Wir hatten uns zwei unbeschreiblich billige Maultiere angeschafft und fühlten uns außerordentlich wohlauf beisammen, ohne die Gefahren der Dschungel besonders zu fürchten.

In San José de Tocantins warnte uns Vater Guilherme, ein hellsichtiger Geistlicher, vor allen weiteren Schritten in die unerforschte Wildnis, die nun begann. Die wenigen Ansiedler des Ortes sind vorwiegend Sträflinge, die den aus den Urwäldern kommenden Abgeschiedenheit umzubringen, aber das Gespenst des Hungers ist dort ein ständiger Gast. Das sich nach Weißen auftat war so einladend, daß wir es trotzdem zur Probe ein wenig hineinritten. Von diesem kleinen Ausflug kehrten wir erst nach genau 15 Monaten wieder zurück.

Die Reise von 15 Monaten

Als Becker an dieser Stelle seiner Erzählung angelangt war, hielt er inne und starrte nachdenklich ins Dunkel.

„Sie haben die Absicht, zu verschweigen, was sich in jenen fünfzehn Monaten ereignete, nicht wahr?"

„Diese Zeit damals ist entscheidend geworden für die nachfolgenden Jahre meines Lebens. Können Sie sich vorstellen, daß ich bis zu meiner Flucht vor den Roten ein berühmter Luftakrobat in Spanien gewesen bin?"

„Sie werden entschuldigen, wenn ich Ihrer Schilderung nicht so schnell folgen kann. Wir waren in der Wildnis bei San José de Tocantins stehengeblieben."

„Ja, aber das Turnen und Klettern habe ich doch da gelernt."

„Im Urwald?"

„Ja, bei den Garajos-Indianern. Ich fühle, daß sich in meinem Leben ein Bruch vollzog, als ich unter den Indianern lebte. Ich bekam in diesen fünfzehn Monaten ein völlig anderes Lebensgefühl, ganz neue Maßstäbe für die Werte des Daseins. Ich habe dort die letzte Bindung an die europäische Bürgerlichkeit verloren, obwohl mich das Heimweh nicht mehr losließ, verstehen Sie das?"

„Vielleicht läßt sich das begreifen, wenn man Ihre Geschichte näher kennt."

„Sie sollten einmal mit zu mir nach Hause kommen. Ich werde Ihnen dann ein großes, dickes Album zeigen. Es ist vollgeklebt mit Zeitungsausschnitten und gedruckten Bildern von meinen Vorstellungen als Luftakrobat in allen größeren Städten Spaniens."

„Warum sprechen Sie von Spanien? Waren wir nicht noch bei den Garajos-Indianern?"

„Weil diese spanische Zeit eine Fortsetzung meines Indianerlebens ist. Was ich im Urwald gelernt hatte, damit verdiente ich fast wieder Willen in Europa meinen Lebensunterhalt. Das Klettern in den Riesenbäumen der Wildnis bei Jagd und Fang, eine Tätigkeit, die sich gewissermaßen aus Hunger und Gefahr ergab, mit ihr mußte ich mich drei, vier Jahre später für ein paar Peseten vor einem Publikum dressieren, das Kopf an Kopf auf den Plätzen der spanischen Städte stand und gebannt auf meinen Körper schaute, der sich an steilen Mauern der Hochhäuser hinaufarbeitete. Diese Leute sahen einen Menschen, aber sie sahen kein Herz nicht.

Als ich Ihnen eben den ersten Teil meiner fünfjährigen Fahrt durch Südamerika erzählte, habe ich vieles ausgelassen und absichtlich verschwiegen. In Worten wird ein Erlebnis, das einmal den Atem stocken ließ, so leicht zum Renommierstück. Ich wollte mich davor hüten.

Als ich kürzlich nach Deutschland zurückkehrte und alte Gesichter wiedersah, wurde ich oft gebeten, etwas zu erzählen. Ich habe aber schnell gemerkt, daß sich die Zuhörer oft anblinzelten und lächelten. Ich will mir das Lächeln jetzt auch angewöhnen. Mit Humor erreicht man mehr als mit Bedächtigkeit und Ernst. Wenn man lustig plaudert, wird man ernst genommen. Wenn man mit würdigem Ernst berichtet, wird man belächelt."

„Und wie war es nun bei den Garajos-Indianern?"

„Langweiliger als in einer jener Sommerfrischen für drei Ehepaare, die sich dort seit dreißig Jahren schon regelmäßig Jahr für Jahr zu erholen pflegen."

„Und sonst?"

15 Indianer und 2 Weiße

Wir hatten uns ein wenig im Gebirge umhergetrieben und lagen nun an dem See, aus dem der Rio de Duro nach Norden abfließt. Im seichtklaren Wasser hielten wir in voller Bekleidung Großwäsche ab. Der eine rieb den Khakianzug am Körper des anderen sauber. Unsere in Goyaz gekauften Ausrüstungsgegenstände lagen kunterbunt durcheinander auf der Uferböschung. Als wir die Anzüge halbwegs sauber zu haben glaubten, streiften wir sie mühsam ab und breiteten sie auf heißen Schiefersteinen zum Trocknen aus. Gerade waren wir wieder im Hochsprung ins Wasser gegittert und im Begriff, uns gegenseitig sündflutähnlich zu untertauchen und im Wasser lebhaftlich aufeinander loszugehen, da starrte Fred plötzlich mit weit aufgerissenen Augen und noch weiter geöffnetem Mund zum Ufer hinüber, wo etwa 15 Indianer sehr gewissenhaft unsere Sachen in Augenschein nahmen. Die Herren betasteten unsere Maultiere, probierten unsere nassen Kleider an und gaben auch auf andere Weise zu erkennen, daß ihnen die Zusammenkunft mit uns außerordentlich angenehm war.

„Grün ist die Heide"

Fred wagte sich als erster aus dem Wasser heraus. Die Indianer grinsten ihn mit hochachtungsvoller Gleichmütigkeit an und befühlten soweit sein seltenes weißes Fleisch. Es war etwas Herablassendes in dieser Handlungsweise. Das machte mich wütend, und da ich äußerdem auch aufgeregt war, so fand ich gar nichts Besonderes dabei, daß ich meinen Revolver mit einem raschen Griff vom Boden aufhob. Aber Fred hatte zur selben Stunde eine bessere Idee gehabt als ich. Er hatte einem der Indianer die Mundharmonika wieder abgenommen, die bereits mit anderen Sachen in den Besitz der Rothaut übergegangen war. Fred traf instinktiv das Richtige. Ehe sich der Indianer bewußt wurde, daß man ihm die Beute wieder entrissen hatte, klangen bereits die ersten Töne des schönen Liedes „Grün ist die Heide" auf. Die Garajos gruppierten sich äußerst interessiert im Halbkreis um uns. Ich hatte langsam Lust, daß die Musik sehr wirkungsvoll sein würde, und deshalb sang ich den Text zur Melodie mit der größten Hingabe. Leider ist dieses Lied viel zu kurz, und so blieb uns nichts anderes übrig, als wahllos ein Lied und einen Schlager nach dem anderen zu spielen. Bei Rheinländern und Walzern kamen die Indianer in eine seltsame Stimmung. Als wir schließlich unsere Darbietung mit einem feierlichen Gesang beendeten, entstand jene Stille, mit der man nichts anzufangen weiß.

Schließlich rettete einer diese langweilige Situation, indem er den anderen einen Wink zum Aufbrechen gab. Unsere Hoffnung, von den Indianern doch noch loszukommen, war endgültig verschwunden. Unsere Habseligkeiten packten ein paar Rotten und zwei Cachassafässer auf, verstauten auch unsere Sachen und nahmen uns ganz selbstverständlich und ohne besondere Einladung mit in den Urwald.

(Forts. folgt.)

Copyright 1936 by A. H. Payne-Verlag, Leipzig

1. FORTSETZUNG

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

Der Mann mit den zwei Gesichtern

Man war stets aufs beste unterhalten auf den dezenten und intimen kleinen Festlichkeiten, die Arno Giesbert, der erfolgreiche und weithin bekannte Industrielle, seinem großen Freundeskreis zu geben pflegte.

Der gastfreie Hausherr wußte die abendlichen Zusammenkünfte in seiner Villa so allerliebst zwanglos zu gestalten, daß sich auch die Zurückhaltenden meist in der ersten Stunde schon völlig zu Hause fühlten. Dazu kam der Liebreiz einer entzückenden jungen Hausfrau, einer blonden mecklenburgischen Großstadttochter, die mit ihrer anheimelnden Natürlichkeit und Ungezwungenheit alle Herzen eroberte.

Der Kreis, der sich bei Arno Giesbert zu treffen pflegte, war ein großer. Wo eigentlich die Grenzen dieses Kreises liefen, war nicht leicht zu ermitteln. Arno Giesbert und seine schöne Frau waren durchaus nicht etwa zurückhaltend. Sie luden ein und empfingen neben Würdenträgern der Regierung und der Wissenschaft ebenso herzlich auch junge Sportgrößen und Leutchen von der Kunst; sie schienen sich geradezu einen Spaß daraus zu machen, ihre Freunde mit den seltsamsten „Affraktionen" zu überraschen und aus den Tee- und Musikabenden ein wahres Mosaik von buntestem Gemisch werden zu lassen; man konnte neben markanten Glatzköpfen der Industrie japanische Attachés, neben wichtigen Geheimratsgattinnen schlanke Backfischchen mit den seltsamsten Dokumenten der Chemie fehnige Olympiasieger des Slalomlaufs beobachten, und seltsamerweise vertrug sich das alles recht reibungslos dank der wundervollen Art, mit der die Frau des Hauses Brücken zu schlagen und Verbindungen herzustellen wußte.

Auch Doktor Artur Pohland war häufiger Gast des Industriellen Arno Giesbert. Er war sogar ein besonders naher Freund des Hauses, nur wenig jünger als der Hausherr, den er schon aus der gemeinsam verlebten Schulzeit kannte; er hatte Arno Giesbert überdies auf einer kurzen Amerikafahrt begleitet und im Revier des großlichen Besitzers der Hausfrau manchen Bock erlegt; die Tür zur Villa Giesberts stand ihm also stets offen, und er selbst betrachtete sich eigentlich kaum noch als Gast, sondern ging aus und ein, wie einer, der zur Familie gehört.

Es war an diesem Aprilabend noch nicht Mitternacht, als Doktor Pohland in einem der kleinen Salons erschien, in denen die Dame des Hauses ihre nächsten Freunde zu versammeln pflegte. Er eilte auf die junge Frau zu, die ihm ein wenig verwundert entgegensah, heute sich zum Kusse über ihre Hand und bat, sich entfernen zu dürfen.

„Aber, lieber Doktor?" — Frau Gisela schaute erstaunt in das Freundes Gesicht. „So früh? Was ist geschehen?"

Doktor Pohland lächelte. Man sah nur zu deutlich, daß er einer Antwort auszuweichen bemüht war. „Man ist nicht einen Tag wie den anderen, Frau Gisela!" flüsterte er. „Entschuldigen Sie mich. Uebrigens darf die Doktor Afemann vom Wirtschaftsministerium mit mir. Wir haben eine kleine Besprechung!"

„Dann freilich!" Frau Giesbert schien ein wenig beruhigt. Sie stand schnell und schlank vor Doktor Pohland. Sie mußte ihm sehr gefallen, denn er lächelte zu ihr, als er sich mit einer leichten Verbeugung im Kreise von den im Salon Anwesenden verabschiedete.

Im Vestibül nahmen die beiden Herren ihre leichten Mäntel vom Arm des alten Dieners, den Frau Giesbert aus dem mecklenburgischen Herrenhaus ihrer Eltern mit nach Berlin gebracht hatte.

„Gehen wir!" sprach Artur Pohland, sobald er sich auf den Stufen der Portaltreppe befand. „Es tost mir nicht, jedesmal Zutritt bei den diesem verteufelten Spielen zu vergeuden! Arno hat leider Gottes eine kleine Schwäche fürs Hasard! Manchmal behandelt er sogar, daß dies die Voraussetzung all seiner erfreulichen Erfolge sei. Ich mag nicht mit ihm darüber streiten. Ich jedenfalls muß sagen, daß es — über meine pekuniären Verhältnisse geht, jeden Monat ein paar Hunderter am grünen Tisch zu lassen. Im März waren es achthundert bare Mark. Heute auch schon zweihundert, als ich mich aufraffte und mich entschloß, wegzugehen!"

„Es sind keine kleinen Beträge!" nickte der Direktor vom Wirtschaftsministerium. Auch er hatte eine gewisse Summe verloren. „Aber man scheint ganz versessen zu sein da oben im Spielzimmer!"

Doktor Pohland öffnete die Türe seines kleinen Wagens und lud den Bekannten mit einer leichten Handbewegung zum Einsteigen ein.

„Ja, manche werden niemals klug!", sagte er dabei. „Aber ich habe meine Beobachtungen gemacht. Einer ist da oben mit von der Partie, der hat noch niemals verloren, sehr häufig aber namhafte Beträge mit sich heimgetragen. Es ist jener serbische Gelehrte Demeter Stoikow, der kleine schwarze, breitköpfige Bursche, der eben die Bank hielt, als wir uns verabschiedeten. Ich bitte mir ein, er habe uns ganz mißverständlich angeschaut, weil es ihm nun nicht mehr möglich war, uns zu rupfen!"

Doktor Afemann lachte, und das Auto fuhr an. „Wer ist der Mann eigentlich?" fragte er.

„Frauen. Sie den Herrn des Hauses!" sagte Pohland, und seine Lippen kräuselten sich. „Er wird es jedenfalls ebensowenig wissen wie Sie und ich!"

„Herr Giesbert ist sehr weitherzig mit seinen Einladungen!" bemerkte Doktor Afemann.

„Allzusehr!" Pohland ließ seinen Wagen auf den leeren, nächtlichen Straßen der Villenvororte, die man durchfuhr, in schnellstem Tempo dahinschnurren. „Wenn er nur nicht einmal ein Haar dabei findet!"

Man schwieg eine Weile. Beide Herren dachten an den Spielabend, den sie soeben verlassen, an jenen etwas merkwürdigen serbischen „Gelehrten", der so erpicht aufs Baccarat war.

„Wie ein Gelehrter sieht er eigentlich nicht aus!" sagte zuletzt der Doktor Afemann nach einer langen Pause.

„Wahrhaftig nicht!" Artur lachte. Dann sprach man von anderen Dingen.

— Nein, er war wirklich kein Gelehrtentyp, der kleine, etwas beleibte, breitschädlige Serbe Demeter Stoikow, der in der Mitternachtstunde dieses Spritztages am Spieltisch des Industriellen Arno Giesbert die Bank hielt.

Er hatte ganz im Gegenteil etwas von der Unwichtigkeit jener Menschen, die mit Bücherweisheit nie im Leben etwas zu tun gehabt haben.

Breit und massig saß er da über seinen Karten, tierhaft gesund und robust wirkend, das breite Gesicht selbstlich unter einem undurchdringlichen Schopf kohlschwarzer Haare, die Fäuste brutal auf das grüne Tuch des Tisches gestemmt haltend.

Seine Augen aber waren klein, flink und altkernig, die Augen einer schlauen Ratte.

Dies war Demeter Stoikow, von dem kein Mensch wußte, wie er Zutritt gefunden in den Kreis der Gäste Arno Giesberts.

Man zerbrach sich auch keinesweges die Köpfe darüber. Zu sehr war man in die Wechselfälle des Spieles vertieft, lag allzu sehr im Banne der Launen Fortunas.

Man hatte heiße Backen und nervöse Hände. Ab und zu klang Sekt und Gereiat ein Lochen von Champagnerkorken in gleichmäßigen Raum. Zigarettenrauch schwelte langsam in dichten, bläulich-weißen Wolken.

Arno Giesbert saß dem Herrn Stoikow gerade gegenüber und verlor fast jeden Einsatz. Aber er lachte nur Zorn.

Zu seiner Linken saß Gitta Walli, eine lange Dame vom Film. Auch sie verlor schon den zweiten Hunderter, im ganzen gerechnet. Doch sie machte sich nicht die geringsten Gedanken darüber, denn hinter ihr stand, lang und schlank in seinem glatten Frack, Bruno Adden, einer der bemittelsten Repräsentanten der Berliner Hochfinanz, und man sprach davon, daß er sich lebhaft für die junge Diva interessiere. Tatsächlich brauchte Gitta Walli noch jedem verlorenen Einsatz nur mit einem kleinen Lächeln den Kopf zu ihrem Freunde umzudrehen, um bei bei diesem verteufelten Spielen zu vergeuden! Arno hat leider Gottes eine kleine Schwäche fürs Hasard! Manchmal behandelt er sogar, daß dies die Voraussetzung all seiner erfreulichen Erfolge sei. Ich mag nicht mit ihm darüber streiten. Ich jedenfalls muß sagen, daß es — über meine pekuniären Verhältnisse geht, jeden Monat ein Verhältnissen unter harten Entbehrungen sich emporgearbeitet hatte.

Erhard Pramstallers Augen glühten von verhaltener Leidenschaft. Was er tat, tat er ganz.

Auch beim Spiel.

Mit schmalen Lippen und gerunzelten Brauen saß er vornüber geneigt und verwandte keinen Blick von dem breitköpfigen Serben gegenüber, der die Bank hielt.

Und jedesmal, wenn Stoikow wieder einen großen Gewinn einstrich, schien es, als wolle Erhard Pramstaller ein Stöhnen die Brust sprengen.

Es ward immer stiller um den Spieltisch. Die Zuschauenden wagten kaum noch zu atmen. Man blickte verstohlen von einem der echtsten Gesichter zum andern. Man schüttelte die Köpfe über die beispiellose Art, mit der Demeter Stoikow lange Serien gewann.

Ganz selten nur, wie ein Almosen gleichsam, warf er einem der Gegenspieler einen bescheidenen Gewinn hin. Mit der Gewandtheit eines geübten Croupiers.

Arno Giesbert lachte einmal auf. „Das ist ja die reinste Plünderung. Herr Professor!" sagte er zu dem Serben.

„Oh, ich bitte!" Demeter Stoikow grinste verbindlich. „Zu jeder Revanche natürlich jederzeit bereit!"

Und es wurde wieder still um den Spieltisch.

Einmal räusperte sich Bruno Adden, der Finanzmann. Er beugte sich über die nackten Schultern Gitta Wallis und sagte lächelnd:

„Ich meine, du solltest aufhören, Gitta! Du hast heute kein Glück!"

Aber die junge Schauspielerin warf trotzig den heißen Kopf zurück. „Ich muß es zwingen!" Ihre Augen glänzten wie im Fieber.

Da lachte Gesbert Giesbert:

Ein sorniger, aberiffener, halberstickter Ruf wurde laut. Ein dunkler Arm griff quer über den grünen Tisch nach Demeter Stoikows Fäusten.

„Halt! Sie!"

Es war Erhard Pramstaller, der Bildhauer, der dies gerufen.

Und obwohl kein Mensch wußte, um was es sich eigentlich handelte, bemächtigte sich aller Anwesenden eine instinktive Erregung. Man fuhr zusammen, als habe eine Bombe eingeschlagen. Man erbleichte.

Erhard Pramstaller aber stand jetzt aufrecht am Tischrand.

Er sah zu Arnold Giesbert her.

„Hier wird falsch gespielt, Herr Giesbert!" sagte er, seine Stimme nur mit einiger Mühe meisternd. „Ich wollte dem Frieden schon den ganzen Abend nicht! Aber nun sah ich mit eigenen Augen, wie dieser Herr da" — Erhard Pramstaller wies ganz schonungslos mit dem Finger über den Tisch auf den breit und gedrückt dasitzenden Serben — „wie dieser Herr da . . . ein Spiel Karten aus seiner eigenen Tasche auf den Tisch jongliert hat! Diese Karten sind gezinkt! Wollen Sie es abstreiten, Herr Demeter Stoikow?"

Der Skandal war fertig. Arno Giesbert sprang von seinem Platze auf. Alle sahen auf den serbischen Gelehrten. Eine Dame lachte hysterisch. Und Gitta Walli schrie töricht: „Das habe ich mir gleich gedacht!", wobei sie sich aufstehend an die Frackaufschläge Bruno Addens schmiegte.

Ruhig blieb im ganzen Spiel nur einer, und das war Demeter Stoikow. Der saß noch immer auf seinem Platz, die Augen blinzelnd halb geschlossen, die Ellbogen über das Geld gestemmt haltend, das er in der letzten Viertelstunde eingestrichen.

„Wollen Sie beweisen, bitte, Herr Pramstaller, was Sie soeben gesagt haben?" sagte er ganz freundlich über den Tisch hinweg zu dem Bildhauer.

Der aber lachte förmlich vor Zorn und Erbitterung. „Was ich mit eigenen Augen gesehen habe, brauche ich nicht zu beweisen! Wir sind Ihnen allesamt aufgesessen, Herr Stoikow! Wir haben, ohne es zu wissen, mit den Karten gespielt, die Sie uns aufgeschwindelt haben. Im übrigen" — und hier bogen sich die Lippen des Bildhauers in unsäglicher Verachtung — „im übrigen bin ich kein Kriminalbeamter! Ich verzichte darauf, Sie ans Messer zu liefern, mein Herr! Schon deshalb, weil ich dem Hause, dessen Gäste wir sind, einen Skandal ersparen will. Aber wenn Sie noch etwas Ehre im Leibe haben, Herr Falschspieler, dann — verduften Sie auf der Stelle, ehe . . . ich Sie am Kragen packe und die Treppen hinabwerfe!"

Erhard Pramstaller schrie jetzt. Er brüllte mit der ganzen Rücksichtslosigkeit und Hemmungslosigkeit, die ihm von seiner Jugend her noch anhaftete, aus einer Zeit, da er noch Rinderhirt in den Bergen Vorarlbergs gewesen, nicht ahnend, daß er einmal als gerngesehener, vielbewunderter Künstler der feinen Salons bevölkern würde.

Erhard Pramstaller schrie, und an seinem Halse schwollen die Adern zu bedrohlichen, blauen Strängen.

Da erhob sich Demeter Stoikow.

Er fuhr sich einmal wie ratlos mit der

Hühneraugen
Hornhaut, Schwielen, Warzen u. dergl. werden rasch u. schmerzlos entfernt mit Lebewohl-Hühneraugenstifte. Neuartig, klärend bewährter Präparat. Ärztl. Tiefenwirkung. Verlangen Sie aber Preis Mk. -.75
Lebewohl
In Apotheken, Drogerien u. Fachgeschäften erhältlich.

Die „uneinnehmbare" Panzerfeste

Zwei Jungens brachen ins Münzamt von San Franzisko ein — Amerika lacht über einen Lausbubenstreich

Einer modernen Panzerfeste gleicht das neue Münzamt, das vor einiger Zeit in San Franzisko eingeweiht wurde. Die Baubehörde „schrien stolz, es sei das erste absolut „einbruchssichere" Gebäude der Vereinigten Staaten. Haben sich doch die berühmtesten Ingenieure und Kriminalisten an dem Bau beteiligt, der so ziemlich mit allen Schutzvorrichtungen versehen wurde, die es bis heute gibt.

Die Wände der Münze, in der allwöchentlich ein Millionenvermögen gewaschen wird, bestehen aus Panzerplatten, die durch mit Maschinengewehren ausgerüstete Bastionen gegen Ueberfälle durch Gangster geschützt sind. Nicht weniger als 110 verschiedene Alarmanlagen bewahren das Münzamt vor unbefugten Eindringlingen. Die Schlüssellöcher sind durch X-Strahlen geschützt, die jeden, der sich an ihnen zu schaffen macht, entlarven. Die Türen schließen sich von selbst, wenn eine bis an die Zähne bewaffnete Schutztruppe bewacht ständig die Eingangstore.

Niemals wird diese Festung der modernsten Technik einen Einbruch erleben", schrieben die Zeitungen anläßlich der feierlichen Einweihung des Münzamtes. Und nun sind es ausgerechnet — zwei 15jährige Jungens gewesen, die einen Einbruch in dieses „uneinnehmbare Fort" verübt haben! Der Direktor der staatlichen Münze, Mr. W. J. Doggett, ist ebenso entsetzt über dieses peinliche Vorkommnis wie der ganze Verwaltungsstab, während man in ganz Amerika Tränen lacht über den gelungenen Streich der beiden Lausbuben.

Paul Francis und William Gallagher heißen die beiden 15jährigen „Helden" des nächtlichen Einbruchs in das neue Münzamt von San Franzisko. Sie erbeuteten einen ganzen Sack voll 10-Cent-Stücke, die sie am nächsten Tag bei der betreffenden Direktion der Münze wieder ablieferten. Und nun sind die beiden Lausbuben zum Tagesgespräch von San Franzisko geworden und müssen immer wieder erzählen, wie sie das Kunststück, in den „einbruchssicheren Gebäude" einen Diebstahl zu verüben, fertigbrachten. Das Abenteuer trug ihnen freilich nicht nur eine Tracht Prügel, sondern auch die Entlassung aus der Schule und eine Anzeige wegen Einbruchdiebstahls beziehungsweise Raubverlusts, ein, aber diesen unangenehmen Nebenumstand wollen wir lieber nicht erwähnen, da wir ja nicht stehlen wollten, sondern nur begierig waren, die Münze auf ihre vielgepriesene Einbruchssicherheit zu prüfen. Der Besuch mehrerer Kinovorstellungen und die Lektüre von Kriminalgeschichten hatten ein übriges, um die Abenteuerlust zu wecken. Und so machten sie sich an das tollkühne Unternehmen, dessen Gelingen allen Fachleuten ein Rätsel ist.

Während die schmalen Fenster in den beiden unteren Stockwerken mit Gitter geschützt sind, hat man in den Obergeschossen auf die Gitter verzichtet, zumal sich ein erwachsener Mensch hier kaum hindurchzwängen könnte. Den findigen Jungens aber gelang das Kunststück, durch eine offenbar über erbaunliche akrobatische Fertigkeiten verfügen und die an einer schmalen Regenrinne bis zum dritten Stockwerk emporzuklettern, gelang das leicht, sondern sie ein Fenster einzudrücken hatten. Dann krochen sie, alle Alarmvorrichtungen vermeidend, aus dem Bauch vorwärts, um nicht in den Bereich der X-Strahlen zu geraten, und traten dann mit einem Satz voll Geistesgegenwart auf den gleichen Platz den Rückzug an. Von den zahlreichen Wachposten hatte nicht ein einziger den Einbruch bemerkt, der die Konstrukteure der Panzerfeste nicht wenig in Verlegenheit gebracht hat.

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Staffjurt und Leopoldshall liegen dicht beieinander, so daß der Fremde nicht weiß, wo Staffjurt aufhört und Leopoldshall anfängt. Beide sind aber selbständige Städte, jede hat also ihre Stadtverwaltung und dementsprechend auch ihre Polizeiverwaltung. — Dies mußte vorausgeschickt werden, ehe wir von dem Autofahrer erzählen können, der kürzlich in der Dämmerstunde nach Staffjurt kam und in einem Lokal einen kleinen Imbiß nehmen wollte. Nun war aber die Batterie seines Wagens ein bißchen schwach, so daß der Autofahrer überlegte, wie er es anstellen sollte, daß er während der Zeit die Lichter zu brennen brauchte. Eine rettende Straßenlaterne war nicht vorhanden. Auf einmal hatte unser Freund eine Erleuchtung. Er lief sich vom Wirt die genauen Grenzen zwischen Staffjurt und Leopoldshall zeigen und stellte nun seinen Wagen so auf, daß der Kühler sich in Staffjurt, der Hinterteil des Wagens aber in Leopoldshall befand. Der Schlußlampe Licht

fleischigen Nacken durch das dichte Schwarzhaar. „Auch mir ist daran gelegen, diesem Hause Unliebsamkeiten zu ersparen, bittä!" sagte er und lächelte zu Arno Giesbert hin, der, bis in die Lippen bleich, wortlos gegen den Spieltisch lehnte. „Ich versichere darauf, mit einem Manne Ihres Schlages zu rechten, Herr Pramstaller!"

Ein wilder Tumult entstand. Erhard Pramstaller sprang jetzt vollends die Pferde durch.

„Was haben Sie da eben gesagt?" schrie er keuchend, und schon warf er sich vorwärts dem lächelnden Widersacher an die Brust zu fahren. Ein paar entschlossene Herren traten rasch dazwischen. Gitta Walli warf ihre gespreizten Arme, die Augen schließend, um Bruno Abdens Hals. Und Arno Giesbert raffte sich auf, ein Machtwort zu sprechen:

„Meine Herren!" rief er mit plötzlich seltsam mildem Gesicht. „Die Angelegenheit muß sich irgendwie aufklären. Ich darf Sie vielleicht bitten, Herr Pramstaller und Herr Stoikow, mir zu folgen. Wir wollen versuchen, das bedauerliche — Mißverständnis zu klären . . . und zu schlichten!"

Aber der Bildhauer lachte nur rauh auf, und Demeter Stoikow, der mit kalter Selbstverständlichkeit das vor ihm liegende Geld in seine Brusttaschen schob, erklärte arrivierd:

„Ich bedauere sehr, Herr Giesbert! Aber was soll mich veranlassen mich vor diesem Menschen zu rechtfertigen, bittä?"

Jetzt wurde es ernst. Erhard Pramstaller war nicht mehr zu halten. Er stieß zwei der Herren, die ihn den Weg versperrten, einfach beiseite. Er war im Nu dicht an dem Serben.

Aber ehe er zupacken konnte, bückte sich dieser, unterlief mit der Gewandtheit eines Wiesels den Angreifer, packte ihn an den Beinkleidern — und unter dem Schreckensschrei aller Anwesenden schlug der völlig Ueberrochte längelang auf das Parkett hin.

„Ich empfehle mich den Herrschaften!"

Das war Stoikows Stimme.

Alle waren wie in einem Banne. Alle sahen diesen kleinen, gelbsüchtigen Herrenreiter lächelnd an der Saaltüre stehen, wie er noch einmal grüßend mit der kurzfingrigen Hand winkte.

Dann war er verschwunden, lange, bevor Erhard Pramstaller, der vor Wut fast schäumte, wieder auf den Beinen war und sich zur Verfolgung aufmachte.

„Es tut mir leid, lieber Giesbert!" schrie der Bildhauer schon im Laufen. „Aber jetzt kann ich auch mit Rücksicht auf Ihr Haus keine Schonung mehr geben!" Er lief wie ein Jagdhund, der vor Grimm schlohweiße Erhard Pramstaller. Aber — er rannte umsonst. Verabens hetzte er die Treppen hinab; umsonst schob er durch das Portal auf die Straße hinaus, ohne Kopfbedeckung und ohne Mantel, verabschlo rannte er die ganze Länge des Giesbertschen Grundstücks hin dem unsichtbar gewordenen Feinde nach: Demeter Stoikow war nirgends mehr zu sehen. Strohauf, straßab war alles leer und einsam. Erhard Pramstaller glaubte an seinem Grimm ersticken zu müssen. Er brauchte eine halbe Stunde, bis er sich soweit wieder gesammelt hatte, daß er in die Giesbertsche Villa zurückkehren vermochte.

Er wollte nur seinen Mantel holen, seinen Hut aufsehen und sich von dem Hausherrn unauffällig verabschieden.

Im Vestibül der Villa aber war alles schon beim Aufbruch.

Die Kunde von dem aufregenden Vorfall war wie ein Lauffeuer durch alle Räume des gastlichen Hauses geeilt. Sie war bis in die entferntesten Salons gedrungen. Bleich und wortlos stand Frau Gisela Giesbert unter den sich verabschiedenden Gästen. Mit schmal zusammengebissenen Lippen entschuldigte Arno, der Hausherr, den „unglaublichen Vorfall". Er werde sein Möglichstes tun, die Sache restlos aufzuklären und etwa Geschädigten Ersatz zuteil werden zu lassen.

Man hörte kaum hin, was er sagte.

Alle starrten hässerfüllt auf Erhard Pramstaller, der soeben die Halle betrat.

Man sah ihn an wie ein Gespenst!

Der Künstler aber, bemüht, der peinlichen Aufmerksamkeit möglichst bald zu entrinnen, beugte sich nur noch kurz über Frau Giseles Hand und sagte, in den Mantel schlüpfend, über die Schulter hinweg zu Arno Giesbert:

„Dieser Herr Professor Stoikow hat sich heute einen Verfolger auf die Fersen geheftet, den er so rasch nicht los wird. Darauf können Sie sich verlassen, Herr Giesbert!"

Niemand wagte zu antworten. Man wußte noch immer nicht recht, woran man, eigentlich war.

Nur Bruno Adden, schon im Mantel und mit hochgeschlagenem Kragen näselte, daß für solche Fälle doch das Falschwielerdezernat vom Alexanderplatz die richtige Adresse wäre.

Dann ging man auseinander

— Aber auch die findigsten Herren vom Polizeipräsidium hätten sich wohl vorerst vergebens die Zähne an dem Problem Stoikow ausgebissen wenn man sie diesethalb angerufen hätte.

Der kleine, schwarzhaarige rattenäugige Serbe ging um diese Stunde noch Mitternacht, weit, weit von Arno Giesberts hochherrschaftlicher Villa entfernt, weit draußen schon im Osten Berlins durch stille, graue, schlafende Straßen, in denen müdes, armes Volk längst „pennen" gegangen war — er schlürfte mit seltsam hinkenden Schritten an den Häusern hin — und niemand von der glanzvollen Tafelrunde Arno Giesberts hätte in dem nächtlichen Wanderer den betrachten „Professor" Demeter Stoikow wiedererkannt.

Der Mann, der hier durch armselige Straßen seinem Heim zustrebte, war nichts als ein schlechtgekleideter, anscheinend recht müder, von langem Tagewerk mitgenommener armer Teufel, der nur einen Wunsch und ein Ziel zu haben schien, möglichst bald in seiner armseligen Bleibe unterzukriechen.

Ja, dies war nicht mehr der Professor Demeter Stoikow. Dies war vielmehr Iwan Solowiew von der Sprendlinerstraße 84, ein harmloser, armer Teufel, den Polizeibeamten seines Bezirks gut bekannt als ehemaliger russischer Kriegsgefangener, der in Deutschland hängen geblieben war und sich kärglich von ein bißchen Hausierhandel nährte; es war Iwan Solowiew, der bei der alten Witwe Gervasius seit fünf Jahren immer pünktlich seine paar Mark Miete bezahlte, jedermann bescheiden aus dem Wege ging und wie eine Kiedermaus nur sichtbar wurde, wenn es dämmerig war oder Nacht, gegen den auch der Mißsinnigste schlechterdings nichts Nachteiliges hätte vorbringen können.

Gemächlich, ein wenig hinkend, näherte sich der Händler jetzt dem Hause Sprendlingerstraße 84. Blieb stehen, schaute an der nachtgrauen Fassade empor, stutzte ein wenig, als er dort oben ein Fenster hell sah, und drückte dann zweimal kurz auf die Klingel.

Fast augenblicklich öffnete sich oben das Fenster, das eben noch erleuchtet gewesen.

Ein leiser Pfiff ertönte von oben. Und Demeter, der Hausierer, brummte etwas vor sich hin, während er aufblickt und langsam die vier Treppen hinaufstumpelte.

Die Witwe Gervasius wohnte weit behaglicher, als man im Hause wußte. Sie hatte nette, neue Möbel, Radio und Bad, sowie einen sauberen, kleinen Drahthaarfox.

Nun ja, Frau Gervasius hatte eine ganz anständige Pension. Und . . . vielleicht hatte sie auch gar noch einen guten Freund: sie war noch eine recht ansehnliche Dame.

Denn von dem bissigen Untermieter, das der alte Hausierer ihr zahlte, hätte sie bestimmt den Radioapparat und den Drahthaarfox nicht bezahlen können . . .

Nun, es gab Interessanteres im Hause Sprendlingerstraße 84, als die Witwe Gervasius und ihren Untermieter.

Man kümmerte sich nicht viel um die beiden.

Und das war denen recht so.

„Bist du endlich da?" sagte Demeter Stoikow, ins Dunkel tretend und seinen Mantel, einen abgetragenen, früheren Soldatenmantel, von den Schultern gleiten lassend. Er richtete sich dabei aus seiner gebückten Haltung, die er gemimt, wieder auf, ohne dadurch viel größer zu werden. Sondern stellte sich er geradezu klein aus gegen Coloman Petsch, den eleganten Kavalier, der in tadellosem, modisch geschnittenem Frühjahrsanzug und duftend gebürstetem Haar Demeter entgegenkam und ihm mit einem kleinen Lächeln die Rechte hinstreckte.

„Seit zwei Stunden, ja!" sagte er dabei. „Du hattest doch telegraphiert, nicht wahr?"

Man sprach serbisch miteinander, die Muttersprache. Und man betrachtete sich gegenseitig prüfend und mißtrauisch.

„Hast du was gegessen?" fragte dann Demeter beinahe besorgt.

„Ja!" Coloman war einfühig

Demeter zog aus den Brusttaschen seines abgeschabten Jacketts ein Bündel zerknitterter Banknoten und aus den Seitentaschen eine Handvoll Silbermünzen.

„Bin fleißiger als du, wie du siehst!" brummte er dabei. Dann öffnete er eine kleine, mit Tapeten überkleisterte Schublade in der Wand und schloß das Geld darin ein. „Wie war's in der Heimat? Was sagt die Mutter?"

„Sie ist siebzig Jahre alt. Was soll sie sagen?" Coloman Petsch hob lässig die Schultern. „Und was gibt es bei dir?"

Demeter lächelte plötzlich. Er ließ sich in einen Sessel fallen, der neben dem Tisch stand. Er kreuzte die kurzen Arme über dem Bauch. Er sah den jungen Gentleman vor sich mit hämischem Grinsen an.

„Arbeit gibt es bei mir, junger Dachs! Sollst zeigen, daß du dein Brot wert bist, daß du bei mir ißt! Ich habe eine Adresse für dich. Kinderleichte Sache, wenn du es richtig anpackst!"

„Hab ich schon mal was verkehrt angefangt?" maulte Coloman, sich auch in einen Sessel niederlassend. „Rücke heraus mit der Sprache!"

„Sofort!" Demeter lächelte noch immer. Es sah aus, als schäme er den eleganten Freund sozusagen auf die Gianna für die bevorstehende „Arbeit". Er beanstandete Colomans von dessen duftigem Scheitel bis zu den Spitzen seiner eleganten, gelben Schuhe. Endlich fing er zu sprechen an:

„Wir brauchen Geld, mein Liebet!" sagte er. „Wir brauchen mal wieder eine größere Stange auf einmal! Diese verdammte Lävperwirtschaft bringt uns rückwärts. Und deine großen Passionen werden von Monat zu Monat kostspieliger!"

„Bis jetzt habe ich meinen Hafer verdient! murmelte Coloman, und er war in dieser Minute nicht im entferntesten mehr der gleichgültig gelassene, vornehm ruhige Kavalier des Markusplatzes, sondern nichts als ein ungezogen sich räkelnder, widerspenstiger serbischer Dorfjunge trotz all der Eleganz, die seine schlanken Glieder umgab.

„Aber wozu die langen Einleitungen?"

„Schön!" Demeter nickte. „Kannst es auch gleich genau hören! Paß' also auf! — Ich habe da, wie gesagt, eine Adresse!"

„Eine Adresse! Gut!" Coloman Petsch lächelte.

„Die Adresse einer Dame! Einer sehr reichen Dame! Einer sehr, sehr reichen Dame!"

„Gut!" lächelte Coloman Petsch.

„Sie ist Amerikanerin. Seit knapp vierzehn Tagen im Lande. Von deutscher Herkunft. Etwa vierzig Jahre alt. Ohne Anhang. Gebe! Eine gewisse Mittrek Edith Parsons aus Philadelphia. Kotznoble Sache. Hat Chauffeur, Wagen und Privatfreträr mitgebracht über das große Wasser. Hat Millionen, die gute Dame . . ."

Es wurde eine Weile still in dem nächtlichen Zimmer.

Colomans Augen blickten versonnen. Vielleicht war er auch nur schläfrig.

Wenigstens gähnte er plötzlich.

„No schön", sagte er. „Die genaue Adresse weißt du also?"

„Mistreß Parsons wohnt im Hotel Esplanade", sagte Demeter. „Im übrigen brauche ich dir wohl hoffentlich nichts weiter zu sagen!"

„Nee!" Der junge Mann stand auf. „Du kannst mir schon lange nichts Neues mehr sagen, Demeter!"

Man lächelte sich freundschaftlich an.

Dann sagte Coloman Petsch gute Nacht und ging aus dem Zimmer.

Mistreß Parsons hat einen Unfall

Blitzschnell war alles gegangen. Niemand wußte zu sagen wie. Die große, olivgrüne, bellrot abgelegte Cadillaclimousine Edith Parsons war in mäßigem Tempo um eine Ecke gebogen. Und da hatte auch schon jener fleine, freche, staubgraue Wagen da in der Flanke gehangen dah es nur so knackte und splitterte.

Mistreß Parsons lag kalkigweiß in den Polstern ihres nächtigen Wagens.

Tommy, der fette Chauffeur — er sprach feinen Broken Deutsch — fluchte schauerlich.

Passanten, Neugierige — und der unvermeidliche Schutzmann strebten der Unfallstelle zu.

Der Menschenauflauf war „komplett".

Aus dem arg verbeulten, kleinen, grauen Zweisitzer aber stieg ein junger Mann. Erblickte lächelnd auf die zertrümmerten Lampen seines ramponierten Fahrzeugs, er trat mit einem gleichgültigen Achselzucken, peinlich gleichsam, gegen die verbogene Stoßstange, und dann wandte er sich plötzlich zu dem Fenster hin, hinter dem das noch immer bleiche Gesicht Edith Parsons zu sehen war.

Er zog den eleganten, hellen Filzhut, der lächelnde junge Herr, verbeugte sich, tat ganz so, als habe man sich soeben guter Dinge auf einer Promenade getroffen und als wären die beiden beschädigten Wagen, der fluchende Chauffeur die neugierigen Gaffer und der seinen Pleistift sückende Schutzmann überhaupt nicht für ihn vorhanden.

„Oh, ich habe vielmals um Entschuldigung zu bitten, verehrte, gnädige Frau!" sprach er in geläufigem Englisch durch die offene Scheibe in das Wageninnere, wo es von roten Polstern schimmerte und nach erlesenem Parfüm roch. „Selbstverständlich komme ich für jeden Schaden auf! Die Hauptsache ist mir, daß gnädige Frau keine Verletzung erlitten. Kann ich Ihnen mit irgend etwas behilflich sein?"

Edith Parsons schnaubte ein wenig nach Luft. Sie war die schlanffte nicht mehr mit ihren achtundreißig Jahren und sie war selbstverständlich auch mit einem nervösen Herzfehler behaftet, — aber noch mehr versetzte ihr das Erstaunen den Atem, die Verwunderung über diesen lächelnden Kavalier, der gewiselfen einer solchen Situation eine so vollendete Höflichkeit zu bewahren verstand.

„Was — ist denn überhaupt geschehen?" stammelte sie, sich in den Polstern etwas aufrichtend. Sie war ganz verwirrt.

„Oh!" Der junge Mann lächelte unentwegt. „An Ihrem Wagen kaum etwas. Ein paar Schrammen in der Lackierung. Etwas Glaschaden! Den Hauptteil bekam meine alte Karre! Ist nicht schade darum. Bitte sehr, sich darüber zu verlieren! Darf ich fragen, wie Sie sich befinden, gnädige Frau?"

Frau Edith Parsons war bezaubert.

Sie öffnete die Wagentüre und stieg aus. Sie nahm den Unfall in Augenschein. Sie hörte und sah, wie der junge vollendeten Ihnengerinnen Terpsichores sind, steigt das Selbstgefühl merklich, und wie mit der Unbefangenheit der Sinn für den Rhythmus der Musik zunimmt, kommt man bald so weit, daß man die richtigen Tanzschritte ohne peinliches Nachdenken setzen kann. Und dann plötzlich ist es automatisch macht und sogar beim Tanzen „führen" kann. Denn es ist ja besonders wichtig und nicht die leichteste Aufgabe des Tanzlehrers, auch auch der gänzlich unmusikalische Mensch Gefühl für Rhythmus bekommt. Die eingelernten Tanzschritte sind nur die Grundlage, und wer allein auf diese Kenntnis seiner tänzerischen Können stützt, wird es niemals über ein nüchternes Tripveln und Drehen hinausbringen. Der Schwung und die echte Freude am Tanz kommt so erst, wenn der Rhythmus der Musik die Bewegung belebt und leicht macht.

Sicherlich hatte die junge Mutter aber noch eine andere Wirkung der Tanzstunde für ihre Kinder im Auge. Wenn sie beim Vater so warm dafür eintrat, dann auch, weil es es für dringend nötig hielt, daß Tochter und Sohn, ehe sie selbständig ins Leben treten, ein wenig gesellschaftlich abgeschliffen wurden und erhielten, was man früher so schön „Anstandsstunde" nannte, die Kenntnis von den Regeln, nach denen sich erwachsene Menschen bedeckt Geschicklich untereinander benehmen, wobei natürlich die der Höflichkeit obenan stehen. Denn wenn man heute Wert auf die harmonische Ausbildung des ganzen jungen deutschen Menschen legt, geht man selbstredend an der Forderung des guten Tons und des gesellschaftlichen Benehmens ebenso wenig vorüber, wie an der tänzerischen Ausbildung, wie schon daßselbe ja auch die Reichsjugendführung wiederholt erklärt hat. Solches kommt ebenfalls in den Arbeitsrichtlinien der Abteilung „Glaube und Schönheit" im BdM. klar zum Ausdruck, bei denen sowohl Kurse für Gesellschaftstanz wie Gruppen für geselligs Kultur vorgesehen sind, wodurch man erreichen will, daß das Mädel sich in jeder Lebenslage sicher und angemessen zu bewegen weiß.

Deshalb keine Vorwändel Was der Tochter recht ist, muß dem Sohn billig sein! Im täglichen Leben wie auf dem Parkett, immer wird der junge Mann, der gelernt hat, sich gewandt und sicher zu benehmen, eine freundlichere Erscheinung sein als der „Stiefel", der stets erst angekurbelt werden muß, ehe er aus sich herausgeht. Und deshalb sollte die Mutter unerbittlich sein, wenn Paul sich vor der Tanzstunde drücken will. Tanzlehrer und Lehrerinnen, die heute durch ihre Eingliederung in die Reichstheaterkammer, Gruppe Gesellschaftstanz-Lehrer die Gewähr bieten, daß ihr Unterricht in jeder Richtung gut und zweckmäßig ist, gibt es genügend. Also kurz und gut: Er kommt in die Tanzstunde je eher, je besser!

T. B.

Ein Irrtum, den Hausfrauen mitunter begehen!

Ein Keller ist kein Wohnraum – denkt man vielleicht –, und deshalb braucht er auch nicht vor Sauberkeit zu blitzen. Aber das ist ein Irrtum! Gerade im dunklen Keller nistet sich leicht Ungeziefer ein – und das ist besonders dann gefährlich, wenn eßbare Vorräte aufbewahrt werden. Durch Reinlichkeit vertreibt man alle diese Schädlinge. Und wenn man mit Hi zu Werke geht, kostet es keine Mühe. Durch Hi säubert man all.s gründlich und schonend – mit Hi macht die Arbeit doppelt Spa., denn man sieht, wie schnell man vorwärtskommt.

IM KELLER können Sie Hi zum Beispiel für folgende Sachen verwenden: Eisschränke, Steinkrüge, Konservengläser, Wein-, Most- und Bierkrüge, Kraut-, Gurken-, Marmeladen-, Mayonnaisen- und Fettgefäße, Einmachgeräte, Glas- und Porzellanschüsseln, Zinn-, Zink-, Kupfer- und Messinggegenstände, Wände, Fußböden und vieles andere mehr!

Die beste Hausfrau kommt im Haus nicht ohne iMi's Hilfe aus!

Welt der Frau

Sein Fräulein Schwester

Von Joachim Lange

Gesetzt den Fall: ein sechsundsiebzigjähriger Junge kommt, nachdem er die Unterselunda hinter sich gebracht hat, in die Lehre. Das Werk, in dem er seine praktische Ausbildung erhält, wird von einem Freund seines Vaters geleitet und ist weit entlegen von seiner Heimat. Eine ganze Tagesreise ist er entfernt von seinen Angehörigen.

Gesetzt weiter den Fall: nach einem Jahr — so lange war er noch niemals fortgewesen — sieht dieser Junge zum ersten Mal nach Hause zurück und sieht seine Angehörigen wieder — die Eltern und die einzige Schwester.

Und nun sieht er, der inzwischen siebzehn Jahre alt geworden ist, vor einem umfassenden Ereignis.

Als er abfuhr, war seine Schwester ein vierzehnjähriges kleines Mädelchen, etwas pummelig und vierschrötig von Gestalt, etwas ungeschickt in ihren Bewegungen. Ihre leicht einwärts gesetzten Füße waren ein wenig zu groß, ihre immer rötlichen Hände ein wenig zu dick. Auf dem Schulkleidchen schaukelte ein Paar rübender Zöpfe, und ihre Augen blickten harmlos und fröhlich in die Welt. Als er abfuhr, war seine Schwester ein Kind, ein Ding, ein Nichts.

Als er wiederkommt, ist sie fünfzehn Jahre alt, aber eigentlich ist sie drei Jahre älter geworden in dem einen Jahr. Der Junge sieht ein schlankes, hochgewachsenes Geschöpf vor sich, das ihm wie eine ältere, schönere Schwester seines alten Schwesterchens vorkommt. Sie trägt ein richtiges Kostüm (ein Kostümli), einen richtigen Hut (einen Hut!) und richtige Handschuhe (Handschuhe!), genau wie ihre Mutter. Ihre Glieder sind schmal und wohlgestaltet, ihre Bewegungen leicht und mädchenhaft. Die Zöpfe haben sich in einen straffen Knoten verwandelt, und ihre Augen haben einen fremden, ernsten Glanz bekommen. Als er wiederkommt, ist aus dem Kind ein Mädchen geworden, aus dem Schwesterchen eine Schwester. Wenn er sie jetzt Herrn Professor Schulze vorstellen müßte, würde er bestimmt sagen: „Herr Professor, darf ich Sie meinem Fräulein Schwester vorstellen?"

Nun steht der große Bruder, der sich trotz seiner siebzehn Jahre gar nicht mehr so groß und erwachsen vorkommt, auf dem Bahnhof unversehens vor diesem ihm völlig neuen Frauenwesen.

Alles dies vorausgesetzt — das alte Bild des Schwesterchens, die einjährige Trennung, die plötzliche Begegnung mit einer ganz anderen Schwester —: wie wird der Bruder seiner unwillkürlichen Ueberraschung, seinem haltungslosen Staunen über dieses unvermutete Erblühen Ausdruck geben?

Ueberlegen wie einmal selber!

Er kann mit Stummheit geschlagen sein und kein Wort hervorbringen.

Er kann sachlich und nüchtern feststellen: „Und nun kommt Er in die Tanzstunde", sagte die Mutter, was bei der Tochter einen Freudensprung, beim Herrn Sohn aber nur ein bedenkliches Gebrumm hervorrief, denn er fürchtete deutlich, daß diese Anstandsstunde ihm sehr zweifelhafte Seiten haben konnte. Der junge Mensch hatte auch nicht so ganz Unrecht, denn man hie meisten Mädel und Jungen zur Natur mitbringen. Leichtfüßigkeit, eine gewisse Grazie, gewandtes Benehmen, das muß solch einem Jüngling zwischen 16 und 17 Jahren zumeist erst mühsam „eingereimt" werden, und je mehr er seine Unzulänglichkeit auf dem glatten Parkett und in der gesellschaftlichen Unterhaltung einlernt, je näher der große Tag rückt, an dem er nach den üblichen einleitigen Vorstudien zum ersten Mal mit dem weiblichen Teil des Tanzkurses konfrontiert wird, um so verkrampfter, unsicherer und linkischer pflegt er zu werden. Erst wenn man dann gesehen hat, daß trotz aller Ueberlegenheit doch auch die „Damen" nach keine vollendeten Ihnengerinnen sind, trotzdem man erreichen will, daß das Mädel sich in jeder Lebenslage sicher und angemessen zu bewegen weiß.

Deshalb keine Vorwändel Was der Tochter recht ist, muß dem Sohn billig sein! Im täglichen Leben wie auf dem Parkett, immer wird der junge Mann, der gelernt hat, sich gewandt und sicher zu benehmen, eine freundlichere Erscheinung sein als der „Stiefel", der stets erst angekurbelt werden muß, ehe er aus sich herausgeht. Und deshalb sollte die Mutter unerbittlich sein, wenn Paul sich vor der Tanzstunde drücken will. Tanzlehrer und Lehrerinnen, die heute durch ihre Eingliederung in die Reichstheaterkammer, Gruppe Gesellschaftstanz-Lehrer die Gewähr bieten, daß ihr Unterricht in jeder Richtung gut und zweckmäßig ist, gibt es genügend. Also kurz und gut: Er kommt in die Tanzstunde je eher, je besser!

T. B.

„Paulinchen geht tanzen" – und Paul?

Tanzstunde, das Tor in die Geselligkeit

„Und nun kommt Er in die Tanzstunde", sagte die Mutter, was bei der Tochter einen Freudensprung, beim Herrn Sohn aber nur ein bedenkliches Gebrumm hervorrief, denn er fürchtete deutlich, daß diese Anstandsstunde ihm sehr zweifelhafte Seiten haben konnte. Der junge Mensch hatte auch nicht so ganz Unrecht, denn man hie meisten Mädel und Jungen zur Natur mitbringen. Leichtfüßigkeit, eine gewisse Grazie, gewandtes Benehmen, das muß solch einem Jüngling zwischen 16 und 17 Jahren zumeist erst mühsam „eingereimt" werden, und je mehr er seine Unzulänglichkeit auf dem glatten Parkett und in der gesellschaftlichen Unterhaltung einlernt, je näher der große Tag rückt, an dem er nach den üblichen einleitigen Vorstudien zum ersten Mal mit dem weiblichen Teil des Tanzkurses konfrontiert wird, um so verkrampfter, unsicherer und linkischer pflegt er zu werden. Erst wenn man dann gesehen hat, daß trotz aller Ueberlegenheit doch auch die „Damen" nach keine vollendeten Ihnengerinnen Terpsichores sind, trotzdem man erreichen will, daß das Mädel sich in jeder Lebenslage sicher und angemessen zu bewegen weiß.

Deshalb keine Vorwändel Was der Tochter recht ist, muß dem Sohn billig sein! Im täglichen Leben wie auf dem Parkett, immer wird der junge Mann, der gelernt hat, sich gewandt und sicher zu benehmen, eine freundlichere Erscheinung sein als der „Stiefel", der stets erst angekurbelt werden muß, ehe er aus sich herausgeht. Und deshalb sollte die Mutter unerbittlich sein, wenn Paul sich vor der Tanzstunde drücken will. Tanzlehrer und Lehrerinnen, die heute durch ihre Eingliederung in die Reichstheaterkammer, Gruppe Gesellschaftstanz-Lehrer die Gewähr bieten, daß ihr Unterricht in jeder Richtung gut und zweckmäßig ist, gibt es genügend. Also kurz und gut: Er kommt in die Tanzstunde je eher, je besser!

T. B.

Wiener Geselligkeit

Eine Reiseplauderei

Gerade waren wir angekommen, „von draußen", wie die Wiener das bis vor kurzem noch nannten, wenn man aus Berlin oder sonst woher angereist kam, als wir noch am gleichen Abend zu einem Kunstmaler auf ein Atelierfest mitgenommen wurden.

Anzugsfrage? „Machen's sich nur recht herzig! Alles andere ist ganz gleich!" hieß es . . .

Viel Platz war nicht in der Malerwohnung. Außer dem Atelier gab es nur ein Zimmer, und bei uns im reichlich korrekten Norden würde man gefunden haben, daß man viel zu viel Menschen eingeladen hätte. Einige mußten jedenfalls aus Mangel an Stühlen „türkisch" sitzen.

Auf der Diele wurde getanzt. Ein Herr saß dort den ganzen Abend, oder vielmehr die ganze Nacht allein, ohne mit jemandem zu reden und sah den Tanzenden zu. Bei uns hätte man ihn für sehr unhöflich gehalten, hier aber fand man, daß er die Gemütlichkeit nur erhöhe. Wir haben auch nicht feststellen können, daß man sich etwa um uns, die neuen Gäste, besonders gekümmert, beispielsweise eine Höflichkeitsunterhaltung auf uns abgemünzt hätte. Wir gehörten von Anfang an einfach mit dazu. Als wir aufbrachen — mitten in der Nacht — während alles noch im vollen Gange war, drückten wir und auf „französisch". Schon vordem hatte jemand beiläufig gefragt, wo denn der Herr Soweso mit seiner Frau stecke. „Werden wohl schon angangen sein", meinte gelassen der Gefragte.

Wir hatten das Glück, auch einen typischen Wiener musikalischen Nachmittag mit zu erleben. Quartett wurde gespielt. Und das von allerersten Musikern der Hochschule! Der diesen Nachmittag veranstaltete, ist „Alpersionär" und muß sich sehr einrichten. Umsände und Geldausgaben darf seine Geselligkeit nicht verursachen. Außerdem ist Musik die Hauptsache. In der Wohnstube wurde der Tisch beiseite gerückt, vier Stühle wurden aufgestellt, nebenan nahmen die Gäste Platz, und ohne viele Umschweife begann das Musizieren. Jeder war gekommen, wie ihn seine Tagesbeschäftigung gerade losgelassen hatte, ohne „Toilette" zu machen. Studenten und Studentinnen waren dabei, alte Damen, eine berühmte Sängerin. Wer fragte nach Rang und Würden! Die Hausfrau brachte zum Schluß ein paar dünne Butterbrotscheiben, dazu Tee. Sonst nichts. Aber uns kam das alles vor wie ein großes Festmahl.

In einer wohlhabenderen Familie durften wir einem Sonntags-Freundeskreis beiwohnen. Menschen aus den verschiedensten Berufen. Eine Dame sang. Aber das Klavier stand — o Schrecken! — im Schlafzimmer des Sohnes. In einer richtigen Jungsbude! Wände, man bei uns wagen. Gäste in solch Zimmer zu führen? Lieber unterließe man das Musizieren oder bestelle Möbeltrager und ließe das Klavier für den Gästetag ins „Gute Zimmer" rücken. Wir aber setzten uns auf das eiserne Jungsbett oder hockten uns auf einen Schemel, und niemand nahm Anstoß an dieser unpassenden Umgebung. Und wie fröhlich und ungezwungen ging es dann bei Tisch zu. Tischordnung? Oben und unten an der Tafel? Keine Spur! Man setzte sich, wie man Platz fand, die Kinder zwischen den Erwachsenen. Schließlich erschien noch ein verspäteter Gast; alles rückte zusammen, schnell wurden Teller, Messer und Glas für ihn gebolt, und Entschuldigungsreden über sein Ausbleiben zu halten, fiel ihm gar nicht ein. — Die Schüsseln gingen von Hand zu Hand. Die Hausangestellte trat überhaupt nicht in Erscheinung.

Wiener Geselligkeit ist nicht wie bei uns oft Paradevorführung der Empfangs- und Bewirtungskünste. Sie ist ungezwungen und hat deshalb Stil und Niveau. Gerade darum hat sie uns so sehr gut gefallen . . .

Charlotte Kühl von Kalckstein

Wir machen den *Küchenzettel*

Sonntag: Fischpicheltsteiner*); abends Kakao, Aufschnitt, Saure Gurke, Brot.

Montag: Kartoffelsuppe, Arme Ritter, Apfelmus; abends Pellkartoffeln mit Tomatensauce, Brot, Feigen.

Dienstag: Gebratenes Hammelfleisch, Zwiebelsauce, Kartoffelbrei; abends mit Vanillezucker gerührter Quarg, Fruchtkunke, Brot.

Mittwoch: Frikadellen mit Kartoffelsalat; abends restlicher Kartoffelsalat mit Würstchen.

Donnerstag: Mittagsout mit Klößen von gekochten Kartoffeln; abends Kartoffelplätzchen (von restlichem Klotzteig des Mittags), Krautsalat, Brot, Apfel.

Freitag: Gespickter Seefisch mit Salzkartoffeln; abends Milchsuppe, Brot mit verbilligtem Gelee.

Sonnabend: Rindfleisch mit Wirsingkohl und Salzkartoffeln; abends Rückfing mit Brot, Feigen.

*) Fischpicheltsteiner. 500 Gramm Schellfisch oder Kabliau, 500 Gramm Kartoffeln, 3 gelbe Rüben, 1 Löffel Schmalz, 1 Löffel Butter, Zwiebel, Salz, Pfeffer, Sellerie.

Der Fisch wird sauber enthäutet und entgrätet, in Würfel geschnitten, gesalzen und gepfeffert, das Gemüse geputzt und in kleine Stücke zerlegt.

Apfelscharlotte. Brotscheiben in Fett rösten und eine Auflaufform damit auskleen. Ein Apfelkompott bereiten, mit Rosinen durchrühren, etwas Rum daruntermischen und in die Auflaufform füllen; darüber wieder geröstete Brotscheiben legen. ½ Stunde im Ofen backen, stürzen und mit Vanillesauce servieren.

Herdfeger besser denn je

Der staatliche Musikdirektor

Petre Kreuder

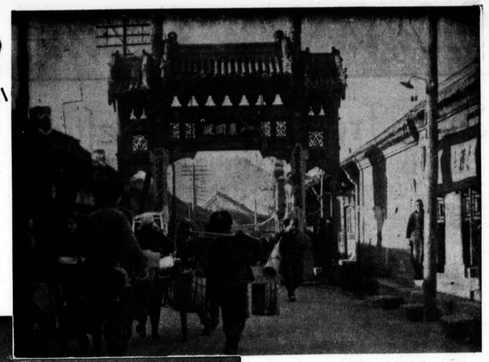
einer der besten und gefragtesten Tanz-Komponisten der Gegenwart schickt dem 7. Tag den nebenstehenden, musikalischen Gruß.

Foto: Telefunken

Winterreise durch Südmandschurien

Durch Chinas ehemalige Nordprovinz Jehol

Mandschukuo, ein junger, modern organisierter Staat



Ein Ehrentor (Pavilon) in der Stadt Jehol
Durch die Jahrhunderte alten Straßen Mandschukuos laufen heute moderne Telefonleitungen und elektrische Anlagen.

Als Zeichen der Ergebenheit vor dem mandschurischen Kaiserhause trugen die Chinesen Zöpfe. Man weiß, sie wurden abgeschnitten, seit China Republik ist. Doch weiß man nicht genug davon, daß in der Mandschurei selbst weit mehr Zöpfe gefallen sind als der Zopf in Tracht und Sitte, Handel, Wandel und Staat. Den jungen, modern organisierten Staat Mandschukuo hat Deutschland anerkannt, und eben jetzt gestaltet man die Handelsbeziehungen zur Heimat der wertvollen Sojabohne enger.

In Form einer Winterreise durch Südmandschurien hat nun die Kulturfilmherstellung der Ufa aus japanischen Aufnahmen ein Bildwerk geschaffen, das uns das Gesicht von Volk und Landschaft veranschaulicht, wie es die südlichste Provinz Jehol kurz nach dem Eingreifen Japans und zu Beginn des Aufbaues von Mandschukuo zeigte, schon nach dem Schwund des Zopfes, doch vor dem Bau von Autostraßen und Eisenbahnen. Jehol, an Nordchinas Grenze, auf der Wegkreuzung zwischen Korea und Mongolei, Nordchina und, quer durch Mandschukuo, zum sowjetrussischen Amur- und Ussuri-Küstenland, ist ein verkehrsreiches, wohlangebautes Land.

Nekka, japanisch, heißt Warmquelle. Nahe dem alten Mandschukuo-Städtchen Jehol schufen Chinesenkaiser um eine Warmquelle einen prächtigen Sonnensitz, und jetzt heißt die ganze umgebende Provinz nach ihr Nekka, die Stadt Jehol japanisch Shotoku. Das Land liegt hier mit Bergzügen und ebenen Flächen vom hohen Innerasien hinab zum japanischen Meer, und im Klima wechseln kalte, trockene Winter und Stürme aus dem Festlande heraus mit regenreichen, milden Sommern voller Winde vom Ozean her. In ihnen schaut das Land bei üppigem Pflanzenwuchs im Schmuck der Felder farbenfroh und reich aus, im Winter karg und kahl. Dann spielen Staubwolken und Windhosen über Weiden und Aeckern, und die Flüsse sind so arm an Wasser, reich an Sand und Kiesbänken, wie sie sommers die Wasserfülle nicht bergen können, ausufern und Unheil stiften. Weit dann auch die Wege. Schlammbahnen sind, sagen die alten Ponnie-, Esel- und Kamelkarawanen lieber im Winter durchs Land als im Sommer. Das zeigt der Film.

Es zeigt auch Chinesische Wanderarbeiter. Feldbestellung und Ernten verlangen zusätzliche Arbeitskräfte. Aber auch in den Dörfern und Städten hausen vornehmlich Chinesen. Sie sind die Kaufleute. Chinesische Kolonisation hat ferner die überstarke Entwaldung verschuldet, die dem Landschaftsbilde eine Stimmung des Oeden, Unfreundlichen aufprägt. Man wollte Raum für Anbau gewinnen. Die Mandschu und die benachbarten Mongolen treten zifferngemäßig zurück; aber seit nun auch Japaner in die Geschicke dieses Grenzlandes zwischen Innerasien und Ozean eingreifen, haben sich die Vielsprachigkeit und die Kulturmischung noch gesteigert. Daß der Film nichts mehr von Mohnanbau und Opiumfabriken meldet, ist schon japanischer Kulturreinfluß, ebenso der rege Marktverkehr in einer Kleinstadt wie Uran Hata (mongolisch), das jetzt Sekiho (japanisch) heißt. Es wuchs in kurzer Frist von 400 auf 14 000 Einwohner.

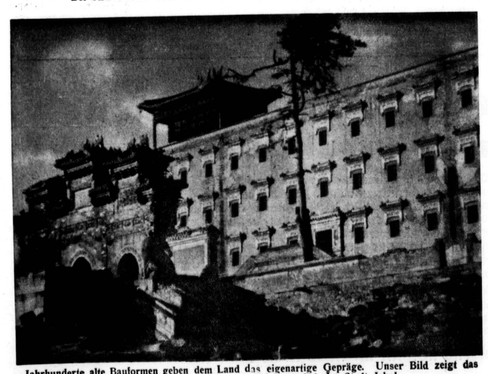
Unsere früheren Residenzstädtchen tragen noch heute etwas vom Puder alter höfischer Kultur an sich. Das gilt auch von Jehol-Schotoku. Es heißt, hier gebe es die lieblichsten Mädchen und schönsten Frauen von Südmandschurien, und sicher gibt es die mannigfaltigsten und feinsten Kaufläden, das regste Treiben, so eng auch die winkligen Gassen sein mögen. Und vor allem gibt es draußen die köstlichen Kaiserbauten aus der Vergangenheit. Leider sind sie in bösem Verfall. Auch hier griff Japan ein, und Jung-Mandschukuo und die Erinnerung an die wundervollen Schöpfungen der Ahnen seines Kaisers nicht ganz verkommen lassen.

Unter Japans Schutzherrschaft beginnt sich das junge Reich Mandschukuo in einem kraftvollen Aufstieg. Es ehrt vieltausendjährige Vergangenheit nach Gebühr, drängt aber ebensosehr nach einer modernen Entwicklung. Die uralte Verkehrswege in das tiefste Innere Asiens wie hin zur Küste neu erschließt. Planmäßige Förderung durch den Staat schafft Neusiedlungen und damit Bevölkerungszuwachs, entwickelt die natürlichen Bodenkräfte des Landes, gibt durch Erweiterung der landwirtschaftlichen Nutzungsfläche Arbeit und Brot und wird durch Aufforstung es auch erreichen, daß das Klima gemäßigteren Uebergängen sich zuwendet.

Chinesische Wanderarbeiter suchen Arbeit und Brot in Südmandschurien
Bild aus japanischen Aufnahmen geschaffener Ufa-Kulturfilm „Winterreise durch Südmandschurien" führt uns in die ehemalige nordchinesische Provinz Jehol, dem heutigen Nekka Mandschukuos. Viele chinesische Wanderarbeiter streifen wie die Zugvögel von Ort zu Ort. Sie suchen Arbeit und finden sie auch in dem unter japanischem Schutz wieder erstarkenden Wirtschaftsleben.

Fotos (5) Ufa-Fanck.

Die Straßenfront eines Kaufhauses in einer mandschurischen Kleinstadt



Jahrhunderte alte Baulormen geben dem Land das eigenartige Gepräge. Unser Bild zeigt das Haupthaus im Klosterbezirk Hsinkung bei der Stadt Jehol.

Straßenszene in Jehol, dem heutigen Schotoku

Haus, Hof und Garten

Gute Untergrundkultur führt zu besseren Erträgen

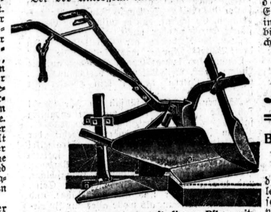
Von Hermann Wolf, Reichskuratorium für Technik in der Landwirtschaft, Berlin

Unter Untergrundkultur versteht man die Bearbeitung des Bodens in der Weise, daß die Krume wie üblich gepflügt, der Untergrund aber gelockert wird. Wollte man tiefer als die Krume ansteht pflügen, würde man toten Boden nach oben bringen, und eine Ertragsminderung wäre die Folge, bis auch in den nunmehr obenliegenden toten Boden Kultur hineinkäme. Einwandfreie Versuche haben ergeben, daß die Untergrundlockerung nicht in allen Fällen Erfolg bringt. Eine Ertragssteigerung ist nur dann festzustellen, wenn der Untergrund so verdichtet war, daß er den Pflanzenwurzeln das Eindringen in die Tiefe erschwerte, daß das Oberflächenwasser nicht versickern konnte und daß infolge der Verhärtung der Gasaustausch zwischen Luft und Boden gehemmt war. Meist ist diese Verhärtung darauf zurückzuführen, daß seit langen Jahren stets in gleichbleibender Tiefe gepflügt wurde. Infolgedessen wurden die feinen Teile der Krume an der Pflugsohle zusammengeschalt und bildeten dort eine harte Schicht. Daher ist bei kranken Böden gewöhnlich die Krume und der tiefe Untergrund locker, während sich zwischen beiden in der Nähe der Pflugsohle eine harte Schicht bildet. Man kann sich davon sehr einfach überzeugen:

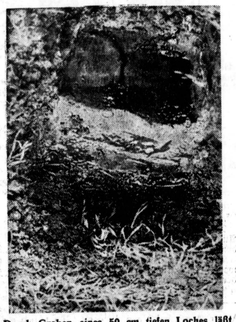
Man gräbt ein etwa 60—60 Zentimeter tiefes Loch auf dem Acker, sticht eine Wand des Loches senkrecht ab und fährt mit der leicht geführten Spitze eines Taschenmessers an der Wand von unten nach oben vorbei. Nimmt der Widerstand gleichmäßig ab, so ist der Boden in 2 Arbeitsgängen, wir pflügen die Krume, und wir lockern die Furchensohle. Es ist verständlich, daß man sehr bald versuchte, Geräte zu schaffen, die beide Arbeitsgänge zu gleicher Zeit ausführen. Denn wenn ich mit einem Gespann pflüge, muß ich unmittelbar hinterher mit einem hakenähnlichen Gerät die Furchensohle aufreißen. Daher lag es nahe, den Untergrundhaken unmittelbar hinten am Pflug anzubauen. Die Anspannung war natürlich genau so groß, als wenn ich erst pflügte und dann lockerte. Man konnte jedoch beim Pflügen mit gleichzeitiger Untergrundlockerung einen Mann einsparen. Diese einfachste Arbeit, d. h. die Arbeit, bei der Pflugkörper und Untergrundlockerer unmittelbar hintereinander in der gleichen Furche laufen, hat jedoch den Nachteil, daß die in der Furche aufgehenden Krumen stets einen Teil der Lockerungsarbeit durch ihre Fruchtrute zunichte machen. Man kann natürlich unter Benutzung einer seitlichen Anhaue-Vorrichtung die Krumen auf dem festen Land gehen lassen, man muß dafür aber infolge des schiefen Zuges eine schlechtere Steuerung in Kauf nehmen. Spannt man dabei die Pferde an langer Kette an, dann erhält man große Vorgewende. Unter diesen Gesichtspunkten ist das zweifurchige Arbeiten besser: Das Gerät arbeitet wie ein Zweischarpflug, dessen vorderer Körper durch eine Untergrundschar ersetzt ist. Hierbei wird also die Vorfurche gelockert, auf deren fester Sohle die Krumen laufen, und die Furche wird gewälzt.

Die Methode des zweifurchigen Arbeitens hat jedoch gegenüber der einfurchigen Arbeit einen Nachteil. Bei der einfurchigen Arbeit liegen die beiden Widerstände von Pflugkörper und Untergrundschar praktisch in einer Richtung. Das Gerät ist also verhältnismäßig einfach zu steuern. Bei der zweifurchigen Arbeit ist, wie die Erfahrung lehrt, der Pflugwiderstand gegenüber dem Untergrundwiderstand gleichbleibend, der Widerstand des Untergrundes wechselt nämlich erheblich stärker als der der Krume. Infolgedessen müßte eigentlich der Zugpunkt beim zweifurchigen Gerät dauernd verlegt werden, was naturgemäß nicht mit einfachen Mitteln möglich ist, zumal ja bei allen Pflugtypen Kräfte nicht nur in Richtung des Zuges auftreten. Hierauf mußte beim Bau von Untergrundpflügen Rücksicht genommen werden.

Um das Kräftespiel am Untergrundhaken leicht zu übersehen, wurde die Gänsefuß-Schar als zweckmäßigste Form für den Untergrundlockerer vorgeschlagen. Eine Gänsefußschar wird praktisch stets nur in Zugrichtung beansprucht. Der Stiel muß biegefest sein, etwaige Verdrehungsbeanspruchungen können nicht sehr groß werden, da die Untergrundschar vom Stiel in der Mitte gehalten wird. Die alte gewohnte Form lockerte jedoch nur etwa ⅔ der Furchensohle und übte nach oben hin eine Sprengwirkung aus, die sich kegelförmig verbreiterte. Die Lockerung genügte nicht in allen Fällen, wenn auch die Scharform gegen Steine und sonstige mechanische Beanspruchungen günstig gewählt war, sie erforderte auch sehr hohe Zugkräfte. Es stellte sich heraus, daß eine flach durch den Boden gehende Schar die den Boden durchschnitt und nur eine verhältnismäßig geringe Sprenge- und Hubarbeit leistete, erheblich weniger Zugkraft brauchte, obwohl die Furchensohle in ganzer Breite gelockert werden konnte. Als Form wählte man die gewöhnliche, möglichst flach gestellte Pflugschar. Hierdurch gelang es, die Anspannung von früher 4 Pferden auf 3 Pferde herabzusetzen. Auf steinigen Böden jedoch ließen sich bei dieser Scharform Verdrehungen und Verbiegungen nicht vermeiden, so daß man in solchen Fällen lieber zur nunmehr flach gestellten Gänsefußschar zurückkehrte, was zwar etwas mehr Zugkraft erforderte, dafür aber weniger Betriebsstörungen verursachte. Es ist selbstverständlich, daß alle Untergrundgeräte sowohl am Pflugkörper als auch an der Untergrundpflugschar eine stark ausgebildete Anlage erhalten müssen, um die auftretenden Seitenstöße zu überwinden, damit eine einwandfreie Steuerung erreicht wird. Wenn es auch gelang, verhältnismäßig leichtzügige Werkzeuge zu entwickeln, darf man doch nicht daran vorübergehen, daß der Zugkraftbedarf bei der Untergrundkultur höher als beim normalen Pflügen ist.



Drei Pferde genügen, um mit diesem Pflug mit Untergrundschar gut voranzukommen
„Landw. Bilderdienst" M (2)



Durch Graben eines 50 cm tiefen Loches läßt sich das Vorhandensein einer Pflugsohlenverdichtung leicht feststellen

Aus Praxis und Wissenschaft

Beerenobstpflanzung — mal anders gesehen

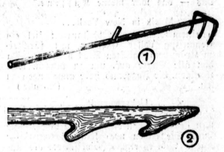
Nur zu leicht ist der Gartenfreund geneigt, die Frage der Anpflanzung von Beerenobst lediglich auf Grund der „Klapperkisten" in seinem Garten zu beantworten. Obst, und vor allem auch die vitaminreichen Beerenfrüchte, sind wichtige Nahrungsmittel, mit dem der Garten die Familie ausreichend versorgen muß, das aber anderseits auch nicht in solchen Mengen reifen soll, die eine volle Nutzung nicht mehr zulassen. Winterobst gibt es kaum zuviel, wohl aber kann es im Hausgarten ein Zuviel an Stachel- oder Johannisbeeren geben, denn diese müssen zur Aufbewahrung eingekocht werden als Saft, Marmelade oder auch als Gelee.

Ehe wir im Frühjahr eine neue Pflanzung vornehmen, wollen wir mal sehen, was der Haushalt an Beerensträuchern braucht.

Von 10 normal entwickelten Stachelbeersträuchern können wir etwa 35 Kilogramm Beeren ernten. Nehmen wir an, daß davon 10 Kilogramm als grüne Beeren gekocht werden, rein in rohem Zustande verzehrt werden, so verbleiben 25 Kilogramm. Die Hälfte hiervon ergibt etwa 15—18 Weinflaschen voll Marmelade, die andere Hälfte könnte zu etwa 12 Liter Wein verwendet werden. Am 10 Johannisbeersträuchern reifen vielleicht 40 Kilogramm Beeren. Wenn davon 5 Kilogramm roh verzehrt werden, so lassen sich noch 35 bis 30 Weinflaschen mit Gelee füllen, wozu rd. 15 Kilogramm Johannisbeeren gehören. Aus den übrigen 20 Kilogramm können wir uns noch 20 Liter trinkfertigen Süßmost herstellen. Dann denken wir noch daran, daß auch aus einem Teil der Erdbeer- und Himbeerernte Saft und Marmelade gekocht werden kann. Da unser Beerenobst im allgemeinen eine ziemlich gleichmäßige Ernte bringt und im Ertrag nicht stark wie Kernobst von Jahr zu Jahr wechselt, kann man die Pflanzung dem Bedarf des Haushaltes gut anpassen.

Praktische Dunghaken

Die bekannten zweizinkigen Dunghaken sind zum Verteilen von vortrottetem Dung vom Wagen wenig zweckmäßig, da sie den kurzen Dung schlecht fassen. Es ist zweckmäßiger, 3- oder 4zinkige und lange, aber dünnere Dunghaken für derartige Arbeit zu verwenden. Mit ihnen löst sich auch das Bodenbrett viel besser reinigen als mit den groben 2zinkigen. Dunghaken. Daneben ist es aber auch vorteilhaft, statt des gewöhnlichen glatten Dunghaken-Stieles wenigstens am Ende eine Verdickung des Stieles vorzusehen, damit die Hand bei kräftigem Zug nicht abgleitet. Wird ein Dunghaken sehr oft von verschiedenen großen Personen benutzt, kann es sich empfehlen, mehrere solcher Verstärkungen am Dunghakenstiel anzubringen. Stellenweise bringt man auch besondere Griffe etwa in der Mitte des Stieles an. Dadurch wird das Abrutschen der Hand verhindert. Die Verwendung von Lederschlaufen am Dunghakenstiel ist nicht zu zweckmäßig wie diese Griffe mit angeschnittenen Nasen, da die Lederschlaufen um den Arm gelegt werden müssen und bei der Arbeit leicht drücken oder scheuern.

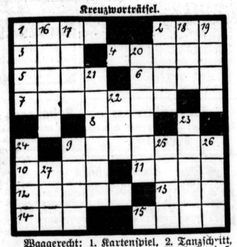


Ein solcher Stiel gleitet nicht so leicht aus der Hand
„Landw. Bilderdienst" M

Steigerungsrätsel.

1. Du kannst es auf dem Felde schaun,
   Ist auch als Schnäpschen dir bekannt;
   Und steigerst du's, ein Dichter wird's.
   Der starb den Tod für's Vaterland!
2. Du hast vollführt es manches Mal,
   Da du noch warst ein Kind.
   Gesteigert wird's ein Handwerksmann,
   Nenn' beides nun geschwind!
3. Tonart bin ich, lieber Leser,
   Such' mich zu ergründen,
   Gesteigert wirst aus alter Zeit
   Du mich als Maler finden.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Kartenspiel, 2. Tanzschritt, 3. eingekochtes Obst (engl.), 4. Liebhaberei, 5. Nebenfluß des Ob, 6. weiblicher Personenname, 7. Sonnenbach, 8. Einstimme, 9. Gebirgin einer Adelstitel. 10. Hemmung in einem fließenden Gewässer, 11. Der Rettich in volkstümlicher Bezeichnung, 12. Trinkschale, 13. Genußmittel, 14. Nebenfluß des Neckars, 15. Leitung eines Gegenstandes. — Senkrecht: 1. Asiatisches Reich, 2. Bewohner eines europäischen Reiches, 3. behördlicher Ausweis, 16. künstlicher Wasserlauf, 17. ostsibirischer Strom, 18. Körperteil, 19. Personal einer militärischen Kommandostelle, 20. Seelsorger, 21. sagenhafter Flieger, 22. mittelalterlicher Stoam, 23. Fluß in Schleswig-Holstein, 24. Bewohner eines Freistaates an der Ostsee, 25. Teilzahlung, 26. Verbindungsbolzen, 27. Erdsenke.

Silbenrätsel.

da — bald — burg — diet — e — e — ei — el — em — fe — gel — gelb — hel — i — th — ing — kas — kent — la — ler — lert — low — mi — mu — nef — stel — tal — sen — tasch — til — u — ve — wer.

Aus den vorstehenden Silben sind 16 zweisilbige Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Zitat von Theodor Körner ergeben.

Die zusammengesetzten Silben haben folgende Bedeutung:

1. Männlicher Vorname, 2. nordischer Dichter, 3. italienische Insel, 4. deutscher Dichter, 5. Verordnung, 6. Stadt in Turkestan, 7. Laufvogel, 8. Stadt in Spanien, 9. kleine Münze, 10. Teil eines tierischen Produkts, 11. Gewürz, 12. militärische Ehrenbezeigung, 13. Stadt in Holland, 14. weiblicher Vorname, 15. österreichischer Feldherr, 16. Verwandter.

Viersilbige Scharade.

Winkt der Abend dir zur Ruh,
Macht du beide ersten zu;
Seien treu die letzten beiden
Um dich, auch in Not und Leiden.
Sucht du nun eins-zwei-drei-vier:
Billiger wohl läßt man dir
Als vielleicht vor manchem Jahre
Solche noch vorhand'ne Ware.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel.

Waagerecht und senkrecht: 1. Kartenspiel, 2. Sportboot, 3. Fisch, 4. Vorrichtung zum Verschließen einer Oeffnung, 5a. Stadt in der Provinz Sachsen 5b. Zufluß zur Wolga, 6a. Stadt und Fluß in Schweden 6b. Wie 6a, 7. italienischer Maler, 8. Zufluß zum Rhein in der Schweiz, 9. weiblicher Personenname, 10. Nichtfachmann, 11. kleines Kind 12. Nebenfluß der Elbe, 13. Stadt im Rheinland.

Eine magische Zahl.

Welche sechsstellige Zahl ergibt, einerlei, ob man sie mit 2, 3, 4, 5 oder 6 multipliziert, in ihrer Summe stets die gleichen, hintereinanderstehenden Ziffern? — Es ist dies folgendermaßen zu verstehen: 673 842, 738 426, 384 267. Die 6 am Anfang der ersten Zahl erscheint in der zweiten am Schluß, und die 6 und 7 am Anfang der ersten Zahl am Schluß der dritten Zahl usw. In der Reihenfolge der Ziffern ist also keine Aenderung eingetreten. Zu verwenden sind die Ziffern 124 578.

Tätigkeitsrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	paßt auf
2	4	4	5				erzählt
3	2	1	2	6			arbeitet
4	6	1	5	7	5		unterhält
5	4	5	7				komponiert
6	5	3	1	2			treibt Unfug
7	5	6	3	2			rauscht.

Scharade.

Hängst du einen Körperteil
Einem deutschen Flusse an,
So erhältst du, was man täglich
In der Leitung finden kann.

Auflösung aus voriger Nummer:

Magisches Kreuz- und Querworträtsel: Waagerecht und senkrecht: 1. Oval, 2a. Alte 2b. Arg, 3. Aram 4. Antimon, 5. Amt, 6 Gama, 7. Gong, 8. Rom, 9a. Nord 9b Nah, 10. Santander.

Silbenrätsel: 1. Viadukt, 2. Ilchl, 3. Erhard, 4. Lotterie, 5 Heselel, 6. Aroma, 7. Borneo, 8. Eugenie, 9. Niederlande, 10. Manege. — „Viel haben macht Sorgen!"

Kapselrätsel: Rebe, Dim, Dom, Ei, Gut, Skt, Chor, Hero, Leu, Ilchl, Tang, Tor, Ei, Nil — Rodelschlitten.

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Laute, Bahre, Kleid, Schl. — Senkrecht: Falle, Stein, Maier, Traube. In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Bilderrätsel: Die belebende Kraft ruht in dem Herzen.

Denkportaufgabe: x—25; x+25; x+25=2x—50; x=75. — Es standen in jeder Reihe 75 Bäume.

Sprichworträtsel: „Rede wenig, aber wahr, vieles Reden bringt Gefahr!"

Zahlenrätsel: Limonade.

„Versprich mir, daß du ihn nicht heiraten wirst, Lisa! Er vertrinkt ja jeden Pfennig, den er verdient!"

„Aber, Papa, bedenke doch, wie wenig er verdient!" (Deike-M.)

Erster Fortschritt

Murkel kam zum Arzt.

„Na, wie steht es mit Ihrer Schlaflosigkeit?" forschte der. „Besser jetzt?"

„Etwas", murmelte Murkel, „früher mußte ich bis 2000 zählen, bis ich einschlafen konnte, jetzt aber nur noch bis 1900!"

(Münchner Illustrierte Presse.)

*

„Dame: „Ja, wird denn der Herr auch zu mir passen?"

Heiratsvermittler: „Aber vorzüglich. Sie haben ein ziemlich lautes Organ, und er ist sehr schwerhörig."

Mildernde Umstände

Richter: „Sie geben also zu, den Zeugen so heftig ins Gesicht geschlagen zu haben, daß ihm die Nase blutete. Was haben Sie zu Ihrer Entschuldigung anzuführen?"

Angeklagter: „Ich bitte um Freisprechung, da Nasenbluten doch gesund ist."

Radikalmittel

„Ihr Mann ist ja jetzt so solide geworden und kommt zeitig nach Hause, wie geht denn das zu?"

„Ja, wissen Sie, ich habe neulich nachts einen großen Topf mit grüner Seife auf die Treppe gestellt, und seitdem kommt er immer nüchtern nach Hause."

Die Erklärung:

Mutter: „Hast sage doch mal, wie hat es denn dieser schlichtere Mensch fertiggebracht, dir eine Erklärung zu machen?"

Tochter: „Das war ganz einfach. Ich sagte nichts, er sagte nichts und so gab ein Wort das andere!"

Eine neue Gattung

„Sieh da, sieh da! — wer war denn das hübsche junge Mädchen, das Sie da eben geküßt haben?"

„Das — das war meine Kusine."

Musik in New York...

In einem New-Yorker Restaurant fiel ein Speisenaufzug voller Geschirre mit fürchterlichem Krach vom zwölften Stock herunter. Da standen alle Paare auf, um zu tanzen, weil sie glaubten, die Jazzband habe angefangen zu spielen. (Kvralle.)

Uebertrumpft

Endlich wurde es dem Kiebitz zu bunt.

„Nun stehe ich schon eine Stunde hier", sagte er, „und Sie haben noch keine Schwanzspitze gefangen. Gibt es etwas Idiotischeres als Angeln?"

Der Angler nahm die Pfeife aus dem Mund, spuckte aus und sagte lakonisch: „Jo, Tofieken!"

(Lustige Blätter.)

Das Entscheidende

„Wieviel Schnäpse trinken Sie eigentlich an einem Abend?"

„Je nachdem!"

„Wie Sie aufgelegt sind?"

„Nein, wer sie bezahlt!"

Irrtum

„Du hast ja die ganze Hand verbunden!"

„Ich wollte eine Fliege mit der flachen Hand totschlagen!"

„Na, und?"

„Es war leider ein Nagel!"

(Tit-Bits.)

Sie: „Stehen dir die Haare zu Berge von den Gespenst rgeschichten, die ich dir zu lesen gab?"

Er: „Nein, ich sehe mir gerade deine Rechnungen an."

(„Humorist", London.)

Die Laterne

Heitere Theaterskizze von Oswald Förderer

Es geschah vor fünf Jahren, daß in einer Stadt nach mehreren seichten Schwänken und inhaltlosen Operetten ein Teil des Publikums sich auf sich selbst und die Ueberlieferung des Theaters besann und die Intendanz bat, einen Klassiker zu geben. Diese Forderung zu erfüllen, bereitete jedoch einige Schwierigkeiten, da man bei der Verpflichtung der Künstler hauptsächlich Wert auf die heitere Seite gelegt hatte. Endlich entschloß sich die Theaterleitung, Shakespeares Hamlet zu geben. Und so kam es, daß die Rolle des ersten Totengräbers mit dem Komiker Eugen Sandhub besetzt wurde.

Sandhub, die Schwankkanone, versprach dem Intendanten feierlich, sich völlig dem Geist des Werkes zu unterwerfen. Wirklich! Sandhub flocht keine Glossen ein.

Als auf der Bühne die wirklichen Kulissen auftauchten, als das Grab, darin der Totengräber schaufeln sollte, schon hergerichtet war, konnte der Mime bereits ohne Souffleuse seinen Text wundervoll!

Der Spielleiter war auf das angenehmste überrascht, denn Sandhub war ein unsicherer Kandidat, der die Mitspielenden oft zur hellsten Verzweiflung brachte.

Nachdem das Bild durchgespielt war, sollte es wiederholt werden, und wieder betrat Sandhub mit Spitzhacke, Schaufel und Laterne die Bühne.

Das Spiel verlief glatt. Bei der Kritik sagte der Spielleiter zu Sandhub: „Das nächste Mal ohne Laterne kommen!"

Am nächsten Tage dasselbe Bild. Wieder trat Sandhub mit Spitzhacke, Schaufel und Laterne auf. Von unten aus dem Parkett, wo der Spielleiter hinter seinem abgeblendeten Regietisch saß, donnerte die Stimme des Gewaltigen nur Bühne hinauf: „Sandhub, lassen Sie gefälligst die Laterne weg! Ich habe keine Lust, jede Anmerkung zweimal zu sagen!"

Sandhub murmelte etwas in seinen Bart.

„Was murmeln Sie, Sandhub? Legen Sie gefälligst Ihre Laterne fort, und lassen Sie Ihre Randbemerkungen!"

„Ei, i' kann ohn' mei' Latern nicht spielen", entgegnete im Frankfurter Dialekt der Komiker, „i' hab' die Roll' schon früher mit mei' Latern gespielt!"

„Zum Donnerwetter, halten Sie die Probe nicht auf! Es bleibt bei meiner Anordnung."

Als Sandhuber umständlich, mit der Laterne in der Hand, aus dem Grab zu klettern versuchte, um, wie angeordnet, die Laterne von der Bühne zu schaffen, rief ihm der Regisseur ungeduldig zu, die Lampe in Teufels Namen heute noch dazulassen und mit der Szene zu beginnen! Er konnte es sich nicht verkneifen, bezhaft über Unterbrechungen zu schalten.

Endlich ist das Werk klarbereit zur Generalprobe. Nervöser und aufgeregter als sonst hasten die Darsteller, die Betreuer der Garderobe, die Beleuchter, die Friseure und Bühnenarbeiter. Das Haus gleicht einem Bienenkorb.

Die Generalprobe ist bühnentechnisch und künstlerisch gut bis zur Totengräberszene verlaufen. Der Umbau ist fast vollendet, als der Regisseur bei der Ueberprüfung des Bühnenbildes feststellt, daß neben der Spitzhacke und der Schaufel wieder die brennende Laterne steht...

Sandhuber ist in die Garderobe gegangen, um dort eine Zigarette zu rauchen. Der Spielleiter nimmt die Laterne mit sich in den Zuschauerraum und sagt zu seinem Assistenten, der am Regietisch sitzt: „Bin doch wirklich neugierig, was der Sandhub ohne die Laterne machen wird!"

Die beiden dumpfen Gongschläge, die den Anfang des Bildes künden, klingen durch die Leere des Raumes. Der Vorhang rauscht zur Seite. Was geschieht? Es tritt nur ein Totengräber auf, Sandhub ist weder zu sehen noch zu hören, und da er den Dialog zu beginnen hat, gebärdet sich sein jüngerer Kamerad, ein Anfänger, völlig hilflos.

„Zum Donnerwetter noch mal, Sandhub, wo stecken Sie denn?" brüllt der Regisseur zur Bühne hinauf.

Jetzt hört man aus dem Requisitenraum hinter der Bühne Sandhubs Fluchen hinüberdringen. Es scheint, daß es wild einige Gegenstände durcheinander wirft.

„Sandhub!" brüllt der Spielleiter. „In drei Teufels Namen: was treiben Sie da?"

Brummelnd kommt Eugen Sandhub auf die Bühne. „Ei, mei' Latern' is verschwunden... ohn' mei' Latern' kann i' kein Theater mit spiele!"

„Scheren Sie sich gefälligst in Ihr Grab! Ich habe Ihre Lächerlichkeiten jetzt endgültig satt."

Zum Inspizienten gewendet, befiehlt der Spielleiter, daß für Sandhub ein Strafzettel ausgestellt werden solle, der ihm sogleich hinunterzureichen ist. Dann fällt der Vorhang.

Wieder ertönen die dumpfen Gongschläge, und wieder fliegt der Vorhang zur Seite. Beide Totengräber sind auf der Bühne, und es hat den Anschein, als wolle alles zur Zufriedenheit enden. Doch, wehe dem guten Omen... es klingt kein Wort über die Rampe.

„Sandhub, was ist schon wieder los? Warum spielen Sie nicht?" fragt mit matter Stimme, halb verzweifelt, der Spielleiter.

„I' hab doch gleich gesagt, i' kann ohn' mei' Lamp' nit spiele!" erwidert Sandhub aus seinem Grabe heraus.

„Was hat denn die Laterne mit Ihrem Dialog zu tun?" schnaubt der Spielleiter.

„I kann", beginnt stockend der Sandhub „im Grab mei' Roll' ohne Laterne nicht lesen. I' hört' der Souffleuse ausdrücklich gesagt, sie brauche mir nit zu soufflieren."

Mit schallendem Gelächter, zur allgemeinen Erheiterung der Kollegen, endete dieser Vorgang. Und da die Theatermenschen alle abergläubisch sind und eine Uraufführung nur dann gut zu werden verspricht, wenn es auf der Generalprobe gehörig kracht, so wurde Sandhubs Strafzettel in eine gelinde Verwarnung umgeändert.

„Das habe ich deinen verfluchten Kragenspitzen zu verdanken!" (Sabbatokyziako.)

Einen neu eingestellten Reisenden ermahnt der Chef: „Vor allen Dingen, seien Sie nicht schüchtern und lassen Sie sich nie mit einem Nein abfertigen."

„Darauf können Sie sich verlassen, Herr Chef! Zunächst aber bitte ich um einen kleinen Vorschuß." (Punch.)

*

A.: „Denk' mal, nachdem Wally drei Jahre auf den Antrag ihres Verehrers gewartet hatte, hat er sich vorgestern endlich erklärt und ihr einen Heiratsantrag gemacht."

B.: „Und was hat Wally dazu gesagt?"

A.: „Ach Gott, das kommt mir so überraschend!"

Ein guter Freund

„Gestern war ich bei Grundmanns . . . da redete man über dich und behauptete, du intrest eir Esel . . ."

„Und was hast du gesagt?"

„Ich verteidigte dich natürlich und sagte, daß man die Menschen nie nach ihrem Aeußeren beurteilen sollte . . ."

*

„Was, Frau Friedrich behauptet, dreißig Jahre alt zu sein? Sie ist aber schon vierzig."

„Ja, sie hat sehr viel Selbstverleugnung."

Gipsknorpel gibt immer reichlich viel an. Neulich, auf einer Gesellschaft, erklärt er, daß er imstande sei, jede Frage zu beantworten. Man einigt sich, und jeder schreibt eine Frage auf einen Zettel, die Gipsknorpel vorlesen und beantworten soll. Er nimmt den ersten Zettel und liest vor:

„Herr Gipsknorpel — Sie sind ein großer Scheißkerl."

„Aber das ist doch gar keine Frage", beantwortet er diese Worte selbst und begreift nicht gleich, warum alle laut loslachen.

(Mane JJ.)

Stapellauf

„Um Gottes willen, Elfi, du bist ja vollkommen durchnäßt, und das bei diesem schönen Wetter", ruft die Mutter entrüstet aus.

„Ach Mutti, wir haben in der Badestube Stapellauf gespielt und dabei war ich der neue Dampfer."

*

Patient (der atemlos ins Sprechzimmer stürzt): „Ach, Herr Doktor, können Sie mir nicht helfen? Mein Name ist Müller."

Arzt: „Bedauere sehr — dagegen habe ich kein Mittel."

„Ja, — — nur weil ich Ihren Vater kannte, will ich Ihnen zehn Mark geben!"

„Verzeihung, Herr Direktor, kannten Sie vielleicht auch meinen Großvater?!" (Deike-M.)

Falsche Verbindung

Paul, der in Kürze seine Lehre beendet, ist zwar erst achtzehn Jahre, hat aber schon eine Braut. Eines Tages fragt er sein geliebtes Mädchen:

„Wenn mich das Schicksal einmal in ein fernes Land verschlagen sollte, würdest du mir dahin folgen?"

„Aber", wehrt die Kleine ängstlich ab, „bisher hast du doch nur die Portokasse!"

(Hver 8 Dag.)

„Meine Herren! Ich kann Ihnen mitteilen, daß wir im letzten Jahr mit dem von uns erfundenen Haarmittel erstaunliche Erfolge erzielt haben." (Dobry Wieczor.)

Sinnig

„Ich möchte ein schönes Bild", sagt ein Kunde. „Etwas Nettes, Passendes als Hochzeitsgeschenk."

„Oh, da habe ich etwas Schönes auf Lager", versichert der Kunsthändler. „Hier, sehen Sie — ein Landschaftsbild: Gewitter im Anzug."

Schwierige Altersrechnung

Der Richter: „Wie alt sind Sie, Zeugin?"

„Achtundzwanzig Jahre und einige Monate."

Der Richter: „So, so! Sie müssen Ihre Aussage beeiden; wieviel Monate sind es denn?"

Die Zeugin rechnet und rechnet und antwortet schließlich verlegen: „Genau einhundertneunundzwanzig Monate."

(Oslo Illustrete.)

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

Nein-danke
Ich nehme lieber mein Quick, das hält mich frisch und leistungsfähig und ist so gesund. Nehmen auch Sie in der Hast des Alltags, im Beruf, beim Sport
Quick mit Lezithin
für Herz und Nerven
Packg. RM 1.15, Kurpack. RM 4.- in Apotheken u. Drogerien

Ingenieur, 29 J., 1,78 m groß, in sicherer Position, kath., in Diaspora lebend, m. besten Charaktereigen., aus angesehen. Familie sucht zwecks
Verehelichung
liebe Lebensgefährtin. Angebote m. Bild zurück, die vertraul. behandelt wird, freundlichst unt. Nr. 11161 erbet. an „Der 7. Tag" Paderborn.

Bis 2 400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht im Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich vermittle Pilzerute u. erteile Ausk. Max Benecke, Hamburg 22/98

Inserieren in unserer Zeitung führt stets zum **Erfolg!**

Ein schönes Kleid wirkt erst an guter Figur. Sorgen Sie deshalb für gesunde Schlankheit und bekämpfen Sie das überschüssige Fett durch den weltberühmten **ORTELES Frühstücks-Entfetter** auch als Orx-Tabletten-Dragees

Badet aber... schützt Euer Gehör auch bei **AKUSTIKA** GEOFFROY Reisepost „wasserabwiesend u. schalldurch Wohnst auch b. Zugluft etc. in Dng. i. Apoth. 30-RM-AKUSTIKA Spandau

Laubsägerei fällt, Verlange, Verzeichnisse Liste gratis! **Hofmann & Schmidt** Lindenstraße 11 (Mats.)

„Hicoton" gegen Bettnässen Preis RM 2.90. Zu haben in Apotheke Nieheim, Kr. Höxter

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grahmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 4. Vj. 38: 43 181. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 4 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 22. Januar 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 46 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Im Winkel des Herzens

Wenn man besinnlich auf seine Tage zurücksieht, dann blitzt und funkelt es in dem Einerlei entschwundener Stunden oft seltsam auf. Kleine Erlebnisse sind es, die im Getriebe der Gegenwart fast unbemerkt vorübergehen und erst in der Erinnerung in einem lichten Glanze leuchten. Jeder von uns hat solche kleinen Rast- und Freudenwinkel der Erinnerung, die in stillen Stunden wärmend in seinen Alltag scheinen.

Da bist du einmal vor einem blassen Kinde stehen geblieben, das die Hand bittend nach einer Gabe ausstreckte. Du griffst in die Tasche und wolltest einen Groschen geben. Und dann glitzerte in der Hand des armen Mädchens ein Fünfzigpfennigstück, das du ihm aus Versehen gereicht hattest. Du zögertest, wolltest erklären, aber mit einem Male lag ein solcher Glanz auf dem verhärmten Gesicht der Kleinen, ein solches Leuchten ... Und so ungläubig stammelnd kam der Dank, daß du dich schämtest, die Münze zurückzuverlangen, und verwirrt weiter eiltest. Mitten im Gehaste der Großstadt und im Lärm der Straßen aber hat dich noch lange dieses glückstrahlende Gesicht begleitet.

Oder damals, als dir jemand bitter weh getan hatte und nun halb verschämt, halb trotzig vor dir stand. Auf deiner Seite war das Recht, dem andern mit bitteren Worten seine Schuld vorzuhalten oder ihn gar für immer wegzuschicken. Dann sahst du, wie die klare Einsicht seines Vergehens ihn bedrückte, wie er seinen Fehler erkannte und nun nach Worten suchte, ihn auch einzugestehen. Da vergaßest du, was du seinetwegen gelitten hattest, da war mit einem Male die ganze Verbitterung wie weggeblasen, und du halfst dem Bereuenden mit einigen freundlichen Worten über das Demütigende seiner Lage hinweg. Ein fester Händedruck war die Antwort, und stete Dankbarkeit war der Erfolg.

Und denkst du noch an die Stunde, in der du wußtest, daß du über dich selbst einen schönen Sieg davongetragen hattest? Es war in den Augen der Menschen nur eine kleine, unbedeutende Sache. Du aber erkanntest die Gefährlichkeit eines üblen Hanges, einer Leidenschaft und nahmst dir vor, sie in dir zu ertöten. Die Außenwelt erfuhr es nicht, nur du selbst wußtest um dein stilles Ringen, Stunde um Stunde, Tag für Tag. Lange lagst du im Kampfe mit deinen Wünschen, deinem Sehnen, deiner von einer verderblichen Leidenschaft ergriffenen Natur. Endlich konntest du aufatmend sagen: „Ich habe gesiegt!" In dieser Stunde ist dir auch klar geworden, welche Widersprüche du in dir selber trägst. Du erkanntest beglückt, daß du dich auf die Seite deines besseren Ich gestellt hattest.

Und weißt du noch, wie du in einer Zeit, als du selbst nicht Mittelpunkt eines Liebeserlebnisses warst, an einem Abend dreimal Menschen begegnetest, die mit der Liebe auf du standen? Wie bei der ersten dieser Begegnungen Neid dein Herz umklammern wollte und du erst wieder frei wurdest von diesem häßlichen Gefühl, als du die zweite Begegnung erlebtest, bei der du staunend wie vor einem Wunder standest: vor einem Mädchen, das durch die Liebe unaussprechlich schön geworden war. Und wie dieses Wunder dich so sehr beglückte, daß du dich nun ganz neidlos an der dritten Begegnung freuen konntest: an zwei Menschen, die selbst auf der Elektrischen glauben, wie alle Liebenden, mit Tarnkappen von ihrer Umwelt getrennt zu sein.

Das alles sind so kleine, goldene Kapitel im dicken Buch unseres Lebens. Sie schimmern nur hie und da auf manchen Seiten, und ein flüchtiger Leser mag sie wohl überblättern. Aber die selbst fallen sie plötzlich immer wieder ein, und es geht ein Glanz von ihnen aus, der wärmt und glücklich macht.

Karl Robert Popp.

Kleinstadtblick

Holzschnitt von Hoffmann, Gotha (Bavaria-Verlag)

Sabine geht aus

Von M. M. Somerville

Aus einem der bekanntesten Modegeschäfte an durchquirlendem trat an einem sonnigen Herbstnachmittag ein junges, auffallend hübsches Mädchen in einem einfachen, aber sehr gut geschnittenen Sportmantel. Der kleine braune Hut saß unternehmungslustig auf dem blonden Lockenkopf. Sie trug einen großen Karton in der Hand, der ein paar Kleider enthalten mochte. Sie schritt geradewegs auf einen großen, dunkelblauen Wagen neuesten Modells zu, ein weißlivrierter Chauffeur riß den Wagenschlag auf und sie stieg ein. Wie um der Sache noch einen besonderen Glanz zu verleihen, trafen jetzt aus dem Geschäft zwei Mädchen in schwarzen Kitteln, die zwei weitere Kleiderpakete trugen. Zuletzt erschien sogar noch die Inhaberin des Geschäfts in eigener Person, um das Unterbringen der Kartons im Wagen zu beaufsichtigen. Dann gab es einen kleinen, ganz sanften und vornehmen Ruck, und der Wagen fuhr an. Es war wie im Film!

Sabine Walters lehnte sich voll Behagen in eine Ecke. Aber der Blick, mit dem sie die Leute auf der Straße musterte, kindlich fröhlich und ein wenig stolz, war so gar nicht der Blick einer Dame, die es gewohnt ist, so viele Kleider und ein solches Auto zu haben. Und in der Tat gehörte ihr das alles so auch nicht, weder das Auto noch die Kleider. Der Chauffeur war mit einer Botschaft von einer reichen Kundin in das Geschäft gekommen und hatte einen Haufen Sachen zur Ansicht mitgenommen, und zum Vorführen der Herrlichkeiten den kleinen Mannequin, Sabine Walters.

Aber Sabine genoß die Fahrt trotzdem. „Wenn mich Mutter nur sehen könnte!" dachte sie. Sie bewohnte mit ihrer Mutter eine kleine Dachwohnung in Lichterfelde und brachte ihr jeden Ersten das Wirtschaftsgeld von ihrem Lohn.

Sie drückte sich tiefer in ihre Ecke und gab sich allerlei angenehmen Träumereien hin, bis es plötzlich einen Ruck gab, der diesmal weder sanft noch vornehm war. Sie wurde vorwärts geworfen und landete mit der Nase auf einem Kleiderpaket. Ihr Hut flog auf die Straße hinaus.

Es war ein richtiger Zusammenstoß, stellte sie fest, als sie sich aufgerappelt hatte, mit allem Drum und Dran, den fluchenden Chauffeuren, den Fußgängern, die alles „genau gesehen hatten" und dem Schutzmann, der in seinem Buch Namen und Adressen notierte. Auch ihr Name wurde aufgeschrieben. Ein Lastwagen mit Anhänger war, rasch um die Ecke biegend, zu weit nach links geraten. Ihr Wagen war ziemlich beschädigt worden und sie konnten jetzt nicht weiter fahren.

Da hielt neben dem dunkelblauen, beschädigten Wagen, in dem Sabine noch immer, ein wenig verdattert saß, ein zitronengelber Zweisitzer, der ihn an Glanz und Neuheit noch übertraf, und an dessen Steuer saß ein nett aussehender, eleganter junger Mann.

„Kann ich hier helfen?" fragte er.

„Wenn Sie mich nach Dahlem hinausbringen könnten, wäre es furchtbar nett von Ihnen", antwortete sie und setzte ihr reizendstes Lächeln auf. „Mein Wagen ist beschädigt."

Sie hatte es kaum gesagt, als sie es auch schon bereute. Welcher Teufel war bloß in sie gefahren, als sie halb gedankenlos von „ihrem" Wagen gesprochen hatte?

„Wo wohnen Sie in Dahlem?" fragte der junge Mann, als die Kartons verstaut waren und sie neben ihm saß.

Nun wäre eigentlich der Zeitpunkt gewesen, ihn aufzuklären, daß es garnicht ihr Wagen war, und daß nicht sie, sondern die reiche Kundin in der Villa wohnte, zu der sie jetzt fuhren. Aber dann nannte sie doch nur die Adresse.

In der Viertelstunde Fahrt nach Dahlem hinaus unterhielt sich Sabine so gut mit dem jungen Mann wie, dachte sie, noch mit keinem anderen. Als er dann vor der Villa hielt, die in einem großen Garten hinter Bäumen versteckt lag, fragte er, wann er sie wiedersehen dürfe.

„Das wird wohl nicht gehen", erwiderte Sabine bedauernd.

„Aber natürlich", sagte er auverschämt, „warum sollte es denn nicht gehen? Ich hole Sie einfach heute abend hier ab."

„Oh nein", rief Sabine erschrocken. „Sie können — Sie dürfen mich nicht abholen!"

Er schien sehr enttäuscht. „Wenn ich Sie nun sehr herzlich bitte", sagte er dann, „wollen Sie mich dann irgendwo treffen?"

Sie sagte nichts.

Der junge Mann nannte den Namen eines großen Hotels.

„Ich bestelle einen Tisch, ab acht Uhr warte ich auf Sie", sagte er eindringlich. „Nicht wahr, Sie werden kommen?"

„Vielleicht", sagte sie.

„Ich heiße Heinrich Langen", sagte er noch, als Sabine aus dem Wagen stieg. „Und Sie?"

Sie nannte ihren Namen.

„Also auf heute abend, Fräulein Walters", sagte er, lächelte sie noch einmal auf seine zuversichtliche Art an, als gäbe es gar keinen Widerspruch, und dann fuhr der zitronengelbe Wagen an. —

Sabine war über eine Stunde mit der Kundin beschäftigt, dachte aber die ganze Zeit an den jungen Mann. Seinem Wagen nach mußte er sehr reich sein. Sie würde natürlich nicht gehen, so etwas hatte keinen Sinn und sie hatte ja auch gar nichts anzuziehen.

Aber da wollte es das Schicksal, daß die Kundin ihr eines der Abendkleider, das für sie nicht in Frage kam, gleich wieder mitgab, ein schwarzes Kleid mit einer lila Blume, das Sabine besonders gefiel. Sie brauchte erst morgen früh wieder ins Geschäft und solange hatte sie das Kleid. Eine Weile kämpfte sie noch mit sich, dann entschloß sie sich zu gehen, für den einen Abend die große Dame zu spielen und das schöne Kleid zu tragen. — —

Der Saal, in dem sie saßen, war zauberhaft schön, das Essen schmeckte so wundervoll, sie hatte überhaupt noch nie solche eleganten Dinge gegessen, und von dem Wein, den sie nicht gewohnt war, wurde ihr ein wenig taumelig zu Mute. Sie sprach nur sehr wenig, saß nur ganz still mit leuchtenden Augen da. Wenn er fragte: „Wollen wir tanzen?" antwortete sie schüchtern: „Ja, sehr gern!" Später fuhren sie im Wagen vor die Stadt hinaus, in einem kleinen grauen Zweisitzer, der seinem Gärtner gehörte, weil sein eigener Wagen nicht in Ordnung war. Irgendwo draußen hielt er den Wagen an, nahm sie in die Arme und küßte sie.

Noch in der gleichen Nacht schrieb sie an ihn einen Brief an die Adresse, die er angegeben hatte — ihre eigene hatte sie verschwiegen — und sagte die Wahrheit. Sie habe ihn wirklich lieb, schrieb sie, aber so etwas hätte doch keinen Zweck, weil sie nicht zusammenpaßten, er, der reiche junge Mann, und sie, die nur ein kleines Mädchen war, das ins Geschäft ging und für sich und die Mutter den Lebensunterhalt verdiente. Dann küßte sie ihm noch einen Kuß. Eine Träne war auch auf den Brief gefallen, aber sie wischte sie vorsichtig mit dem Fließpapier ab, so daß man dem Papier nichts mehr ansehen konnte.

Am nächsten Morgen ging Sabine wieder wie sonst ins Geschäft, die Tage nahmen ihren alten Gang, und sie gab sich Mühe, es nicht zu zeigen, daß das Leben für sie traurig geworden war.

Fast zwei Wochen waren vergangen, als sie die Vorladung zum Gericht erhielt. Und so verließ sie mitten am Morgen das Geschäft, um zur Verhandlung über den Verkehrsunfall zu gehen. Der Fall lag eindeutig klar, die Schuld traf ohne Zweifel den Lastwagenführer, so daß die Verhandlung bald vorüber war.

Als sie das Gebäude verließ, stand draußen auf der Straße Heinrich Langen und wartete auf sie. Sie blickte auf die Seite und wollte vorbeigehen, aber er trat vor ihr den Weg. Er nahm ohne Umstände ihren Arm und führte sie in eine kleine stille Seitenstraße.

„Wenn ich gleich gewußt hätte, was du mit in dem Brief geschrieben hast", sagte er und wurde ein wenig rot dabei vor Verlegenheit, „dann hätte ich dir auch gleich gestanden, daß ich gar nicht der reiche junge Mann bin, für den du mich gehalten hast."

Sie blieb stehen und sah ihn überrascht an. „Und der Wagen, der Zwölfzylinder, der Zitronengelbe?" stammelte sie.

„Das war ein Wagen meiner Firma. Ich bin bei einer Autofirma angestellt und war gerade unterwegs, um einen Kunden zu einer Probefahrt abzuholen."

Jetzt sah sie auch, daß neben ihnen am Straßenrand ein kleiner, grauer, nicht mehr ganz neuer Zweisitzer stand, den sie gleich wiedererkannte.

„Denkst du, der wird es für uns beide tun?" fragte der junge Mann.

„Ach", sagte Sabine, „ich finde eigentlich, daß es der schönste Wagen der Welt ist!"

Das Hündchen Bim

Karl Robert Popp erzählt ein lustiges Kapitel Seelenwanderung

Sie hatten in der Schule von der Seelenwanderung gesprochen, von jener Lehre der alten Kopypter und Inder, daß die menschliche Seele nach dem Tode in Tiergestalt weiterleben könne. Der Herr Lehrer hatte manche aruselige und auch manche lustige Geschichte dazu erzählt, wie von dem Eingeborenen, der nicht auf den Tiger schießen wollte, da das ja sein Herr Großvater sein könnte.

Heiner war gleich der Gedanke gekommen, ob nicht auch Bim, der Dackel, eigentlich ein Mensch sei, und er konnte es gar nicht erwarten, bis der Mittag herankam. Sowie Heiner in dem Hausflur stand, rief er „Bim", und Bim erschien auch endlich würdevoll und ein wenig herablassend, wie das so seine Art war. Namentlich schien es ihn stark zu genieren, daß er Bim hieß, aber dagegen konnte er nichts machen, denn sein früheres Herrchen hatte dem Wurf der alten Dackelmutter Waldine die Namen Bim, Bum und Bum aufgebrannt. Bim brachte seinen Protest gegen diesen lächerlichen Namen dadurch zum Ausdruck, daß er — wenn überhaupt — sehr spät auf ihn hörte.

Heiner sah Bim heranschlendern und dachte angestrengt nach, wem der Dackel wohl gleichen könne. Bim hörte nicht gerne, wenn er gerufen wurde, Bim hatte immer dumme Streiche im Kopf und konnte keine Katze in Ruhe lassen. Bim mußte immerzu Lärm machen und hatte vor dem Waschen eine Heidenangst. Ja — Heiner wurde ein wenig rot bei dieser Selbsterkenntnis — Bim benahm sich eigentlich wie ein richtiger Junge. Und Heiner fiel es nun wie Schuppen von den Augen: Dieser Bim war die Seele eines frechen, gestorbenen Jungen!

Mittlerweile war der Dackel herangetrottet und setzte sich erwartungsvoll vor Heiner hin. „Du!" — redete ihn der Junge an, und Bim spitzte die Ohren, „sieh mich mal an, Du!" Der Dackel schielte aufwärts und Heiner durchschaute es ein wenig, als er in die klugen, braunen Hundeaugen sah, die förmlich zu reden schienen. „Hör mal", fuhr Heiner fort, „Du bist wohl früher'n ganz schlimmer Junge gewesen, was?" Bim senkte verlegen den Kopf und sah angestrengt am Heiner vorbei. „Warst frech und hast wohl auch gemaust, was?!" Bim gab einen kurzen Blaff von sich, er schien entrüstet zu sein. „Belle Du nur noch!" — sagte Heiner vorwurfsvoll, „warum bist Du denn dann ein Dackel geworden?! Na, Du!" Der Dackel wedelte freundlich mit dem Schwanz. „Da gibt's gar nichts zu wedeln", hielt ihm Heiner ernsthaft eine Standpauke, „Du hast Dich überhaupt nicht gebessert seitdem. Du frecher Hund! Und wenn Du so weiter machst, dann kommst Du das nächste Mal als Schwein auf die Welt und wirst gegessen. Hast Du mich auf!" Hier fiel Bim die drohend erhobene Stimme Heiners auf die Nerven, er setzte sich in einen gemessenen Schunkeltrab und verschwand durch die Tür, um gleich darauf mit Biff und Jaff des Nachbars Mieze auf den nächsten Baum zu jagen.

Heiner, von der Ruchlosigkeit Bims überzeugt, schüttelte mißmutig den Kopf: Mit dem nimmt es ein schlimmes Ende. Und er hätte gewiß noch manche erbauliche Betrachtung angestellt, wenn nicht sein großer Bruder, der der ältere als stiller Zuschauer voll Genuß beigewohnt hatte, brüllend vor Lachen zum Vorschein gekommen wäre. Den vereinten Bemühungen des Bruders und der Eltern gelang es schließlich, Heiner von der ausschließlichen Hundenatur und Hundeseele Bims zu überzeugen.

Vor dem Einschlafen aber nahm sich Heiner dann doch vor, gewisse Eigenheiten abzulegen, die allzuklare Aehnlichkeit mit Bims Unarten aufwiesen. Denn wer konnte wissen . . . Wenn aber schon gefeierlenwandert werden müßte, dann doch lieber als Adler oder Pferd oder noch besser Löwe. In dem Augenblick schlief Heiner ein, und er lachte in dieser Nacht mehrmals in heller Freude auf, denn ihm träumte, er sei ein Löwe, und alle Menschen liefen vor ihm aus. Vorneweg der Mathematiklehrer. Oh, wie da Heiner brüllte!

„Eselsohren"

Eine Erinnerung von Alfred Baresel

Eselsohren entstehen, wenn man vor dem Umblättern einer Seite den Finger naß macht, mit Verlaub zu sagen: anleckt. Man soll das nicht tun. Denn einmal ist es unhygienisch, und zum anderen sehen die feucht gewordenen Seitenränder nicht gerade schön aus.

Als ich acht Jahre alt war, hatte ich große Angst vor unserem Klassenlehrer. Herr Köhler verstand es, uns die üblen Wirkungen des Fingerableckens, in den schrecklichsten Farben zu schildern. Entdeckte er bei seinen Rundgängen durch das Klassenzimmer dennoch Eselsohren, so setzte es Oberfeigen — die Geldstrafenverbindung zwischen Schuld und Sühne war ja hier naheliegend genug. Und da Herr Köhler seine Suche nach Eselsohren täglich vornahm, hatten wir allen Grund, vor dem gestrengen Mann zu zittern.

Eines Nachmittags holte ich Horst, den Sohn des Herrn Köhler, zum Schlittschuhlaufen ab. Horst hatte noch einen Auftrag der Mutter zu erledigen, ich mußte warten. Wir schlichen auf den Zehen durch die Wohnung des so gestrengen Vaters: Horst öffnete leise die Tür der guten Stube, schob mich hinein und bedeutete mir durch ein Zeichen, daß er mich in einiger Zeit hier abholen werde. Vorsichtig schloß er hinter mir die Tür.

Ich sah mich im Zimmer um und gewahrte, o Schrecken, in einer Nische vor dem Fenster Herrn Köhler stehend, in ein Buch vertieft. Ich machte ein paar linkische Verbeugungen nach dem Fenster hin, aber der Gestrenge bemerkte mich nicht, las ruhig weiter. Er ahnte nichts von meiner Anwesenheit.

Da geschah etwas Unglaubliches, das ich mein Lebtag nicht vergessen werde . . . Herr Köhler war beim Lesen unten an der Seite angelangt — und was tat er nun? Er leckte seinen Daumen an, und dann tat er das nämliche auch noch mit dem zweiten Finger. Dann blätterte er um. Und da ihn der Inhalt der nächsten Seite nicht sonderlich zu fesseln schien, wiederholte er das Manöver mit den Fingern, nur etwas kürzer und weniger nachhaltig als das erste Mal — ja, er tat noch an die fünf- bis zehnmal also, die Seiten des Buches schnell überfliegend und umwendend.

Ich war sprachlos. Eine Welt schien mir zusammenzustürzen, mein Glaube an die Vollkommenheit der Eselsohren war erschüttert. Aber ich verspürte auch so etwas wie Mitleid mit Herrn Köhler, der ja nichts davon ahnte, daß einer seiner Zöglinge hier ängstlich, aber scharf beobachtend, an der Tür des Zimmers stand. Ich preßte mit klammen Fingern meine Schlittschuhe fest unter den Arm, damit sie ja nicht Koppern sollten; hielt den Atem an. Denn Herrn Köhler jetzt noch meine Anwesenheit zu verraten, wäre mir unpassend erschienen.

Aber als Horst mich endlich aus dem Zimmer holte, quittierte die Türe, und Herr Köhler bemerkte nun doch, daß er einen stillen Zuschauer gehabt hatte. Er sah betroffen auf und murrte etwas Unverständliches.

Am nächsten Morgen, als er seinen gewohnten Rundgang durch das Klassenzimmer antreten wollte, zögerte er einen Augenblick. Er sah mich prüfend an. Aber ich hielt seinem Blicke freimütig stand, verzog keine Miene.

Von da ab wurde Herr Köhler viel freundlicher zu mir, so daß ich alle Furcht vor ihm verlor. Oft, wenn ich auf dem Schulhof an ihm vorbeiging, tauschten wir Blicke stummen Einvernehmens, geheimen Wissens.

Herr Köhler konnte weiterhin nach Eselsohren fahnden. Denn ich habe meinen Mitschülern nichts verraten. Ich habe geschwiegen, vierunddreißig Jahre lang — bis heute.

Dies nebenbei

Die erste „sprechende Schreibmaschine", die auf den Anschlag von Tasten deutlich menschliche Worte hervorbringt, wurde von den Ingenieuren der „Bell Telephone Laboratories" in Newyork konstruiert und zum erstenmal einer Gruppe von Gelehrten im Franklin-Institut in Philadelphia vorgeführt, die über die Leistungen außerordentlich überrascht waren. Scharf und klar gesprochene Worte mit verschiedenem Tonfall, zornig oder freundlich klingend, je nach den Wünschen des die Maschine Bedienenden, folgten fließend aufeinander. Bald sprach die Maschine mit der tiefen Stimme eines erwachsenen Mannes, dann wieder mit dem hellen Sopran eines Kindes oder dem weichen, hohen Tonfall einer Frau, und sie brachte nicht nur einzelne Worte hervor, sondern auch ganze zusammenhängende Sätze. Und als ob das alles noch nicht genug wäre, fing die Maschine an zu singen, zu wimmern, zu schreien, zu brüllen wie eine Kuh, zu blöken wie ein Schaf und zu grunzen wie ein Schwein, schließlich ließ sie auch noch das Hämmern eines Spechtes hören. Mit einer Reichweite von 80 bis fast 10 000 Tonschwingungen war die Maschine imstande, alles hervorzubringen, was die menschliche Stimme vermag. Nur eine Schwierigkeit schien sie mit dem Konsonanten L zu haben, der oft ja auch den Kindern die meiste Mühe macht, bei dem sie nur eine undeutliche Aussprache zustande brachte. Die Maschine, die wie eine große Rechenmaschine oder eine kleine Orgel aussieht, wird mit Tasten gespielt und hat ein Fußpedal wie eine Orgel. Dabei wird das Tonmaterial gemischt und die Tonfärbung wird beeinflußt, wie es bei der menschlichen Stimme die Stimmbänder vermögen. Leicht ist die Behandlung der Sprechmaschine nicht, sondern es dauert fast ein Jahr, bis man sie wirklich beherrscht. Es wurden auch noch nicht alle Möglichkeiten vorgeführt, vielmehr erklärte die Maschine selbst mit einem leichten „elektrischen Akzent", daß man noch Geduld haben müßte.

*

Ein interessantes Beispiel, wie der Wert der Dinge auf dieser Welt sich ändert, ist dies: Die Strominsel des Hudsonflusses, auf der das ursprüngliche Newyork erbaut wurde, verkauften im Jahre 1068 die Indianer an die Holländer für 10 Hennen, 30 Paar Strümpfe, 10 Gewehre, 30 Kugeln, 30 Pfund Pulver, 30 Beile, 30 Kessel und 1 kupferne Bratpfanne. Und beide Teile glaubten, dabei ein gutes Geschäft gemacht zu haben.

*

Im Jahre 1779 wurde im englischen Parlament das folgende eigentümliche Gesetz eingebracht: „Alle Weibsleute, ohne Unterschied des Alters, Ranges oder Standes, gleichviel ob jungfrauen oder Witwen, welche vor oder nach Erlaß dieser Akte irgend einen der männlichen Untertanen Seiner Majestät in verführerischer oder betrügerischer Weise durch Schminken, Salben, Schönheitswasser, künstliche Zähne, falsche Haare, spanische Wolle, Korsetts, Reifröcke, Hackenschuhe und -pfennige dahingebracht haben, zur Eingehung einer Heirat verlocken, machen sich der Strafe schuldig, die das Gesetz über Vergehen und Zauberei verhängt habe, und soll eine solche Heirat nach Ueberführung des betreffenden Frauenzimmers für null und nichtig erklärt werden."

*

Im allgemeinen bringt man den sogenannten „Wunderkindern", die sich auf den verschiedensten Gebieten betätigen, einiges Mißtrauen entgegen. Meist sind sie das Produkt ehrgeiziger Eltern und werden um ihre sorglose Jugend gebracht. Was aber die achtjährige Janet Jarvis, ein kleines Mädchen aus der englischen Stadt Dorchester, anbetrifft, so sind ihre Künste in der Tat erstaunlich, zumal sie auf einem Gebiete entfaltet werden, auf dem sich Wunderkinder sonst nicht betätigen. In einem Kochwettbewerb ging unter 48 Teilnehmerinnen, von denen die älteste bereits das 50. Lebensjahr überschritten hatte, die kleine Janet als Siegerin hervor. Zuerst wollte man sie, die mit ihrer Mutter erschienen war, zu der Konkurrenz gar nicht zulassen. Da man aber in den Wettbewerbsbedingungen keine Altersgrenze angegeben hat, ließ man sie schließlich mitmachen, und siehe da, die Achtjährige entpuppte sich als eine wahre Wunderköchin. Ganz selbständig stellte sie einen Kuchen her, der das Preisgericht in Entzücken versetzte, und als sie dann auch noch den beliebten Plumpudding in nicht zu übertreffender Güte herstellte, hatte sie alle Gegnerinnen aus dem Feld geschlagen und erhielt den 1. Preis. Janet versicherte den staunenden Reportern, daß sie schon seit ihrem 5. Lebensjahre mit Leidenschaft der Kochkunst huldige und jeden Sonntag für die ganze Familie nach eigenen Rezepten, die sie nicht einmal ihrer Mutter verrate, das Mittagessen bereite. Noch kein einziger der 170 Kuchen, die sie bisher gebacken habe, sei ihr mißlungen, und es gebe für sie keine schönere Beschäftigung, als mit dem Kochlöffel zu hantieren.

Jo-Jo

Der Führer zeigt den Reichsleitern die Reichskanzlei

Die Reichsleiter, Gauleiter und stellvertretenden Gauleiter der NSDAP., die vom Stellvertreter des Führers zu einer zusammenkunft berufen waren, weilten zum Abschluß der Reichsführertagung als Gäste des Führers in der neuen Reichskanzlei: Der Führer beim Rundgang mit den Reichsführern, Gauleitern und stellvertretenden Gauleitern durch den Neubau der Reichskanzlei, hier durch die Lange Halle.
(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K. 2)

Der Führer beglückwünscht Hermann Göring

Am Nachmittag des 12. Januar weilte der Führer bei seinem treuen Gefolgsmann Hermann Göring und beglückwünschte den Jubilar persönlich zu seinem 46. Geburtstag. In der Mitte Generalmajor Bodenschatz.

Generalfeldmarschall Göring im Militärwaisenhaus in Potsdam

In seiner Eigenschaft als Chef des Großen Militär-Waisenhauses besuchte Generalfeldmarschall Göring die Jungmannen und Jungmädel und dankte ihnen persönlich für ihre Glückwünsche zu seinem Geburtstag. (Scherl-Bilderd., Zander-Multipl.-K.)

Vom Lippischen Erinnerungstreffen

Die Stadt Lemgo stand im Mittelpunkt der Ereignisse des 6. Lippischen Erinnerungstreffens, wo im überfüllten Schützenhaus Reichsinnenminister Dr. Frick über die Bedeutung des Lipper Wahlkampfes sprach. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Der Führer besucht Heinrich Hoffmann

Der Führer besuchte seinen Freund Heinrich Hoffmann, der seinen 60. Geburtstag feierte, in seiner Wohnung. Hier sieht man den Führer mit Heinrich Hoffmann und seiner Tochter Henriette, die dem Führer Blumen überreicht. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Der Höhepunkt der 1. Reichstagung NSRL.

war die feierliche Schlußkundgebung im Haus des Deutschen Sports in Berlin, bei der die Sudetendeutschen in den NSRL. aufgenommen wurden. — Der Reichssportführer von Tschammer und Osten nimmt den Vertretern der Sudetendeutschen durch Handschlag den Treueid ab.
(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Lydia Veicht verteidigte erfolgreich ihren Meistertitel

Ein Bild aus dem Hindenburg-Stadion in Krefeld, wo die Deutschen Meisterschaften im Eiskunstlauf der Frauen ausgetragen wurden. Hier zeigt Emmy Putzinger-Wien der deutschen Meisterin Lydia Veicht die Ausführung einer Figur.
(Schirner, Zander-Multiplex-K.)

Der ungarische Außenminister in Berlin

Der ungarische Außenminister Graf Csaky, der zur Unterzeichnung des Antikomintern-Paktes nach Berlin gekommen ist, mit Reichsaußenminister v. Ribbentrop.
(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Der Vormarsch Francos in Katalonien

Ein von den Nationalspaniern in der Gegend von Lerida erbeuteter roter Panzerwagen.
(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Das Licht
schreibt die Chronik des Jahrhunderts

Zum 100. Jubiläumsjahr der Photographie

Daguerre erfand die „Zauberkiste"

In diesem Jahr sind hundert Jahre vergangen, seit der Pariser Bühnenmaler Louis Jacques Daguerre zum erstenmal mit einer Entdeckung an die Oeffentlichkeit trat, die es gestattete, Bilder von Personen und Gegenständen auf chemisch-physikalischem Wege herzustellen. Er ging dabei von Erfindungen aus, die bereits Jahrhunderte zurücklagen, einmal von der „Kamera obscura", die Leonardo da Vinci bereits kannte. Es war eine Dunkelkammer, in die durch ein Loch von außen her durch Spiegel ein Bild hineingeworfen wurde, das ein in der Kammer sitzender Zeichner mit dem Stift nachzeichnete. Der andere Ausgangspunkt war die Entdeckung des Hallenser Arztes Professor Schulze, der im Jahre 1727, als er auf der Suche nach ganz etwas anderem war, durch einen Zufall die Lichtempfindlichkeit der Silbersalze entdeckte. Er hatte durch Salpetersäure ein Stückchen Silber aufgelöst und das Fläschchen mit dieser Flüssigkeit an das Fenster gestellt. Als er es nach einiger Zeit wegnahm, stellte er fest, daß sich diese wunderliche Essenz auf der dem Licht zugekehrten Seite schwarz gefärbt hatte. Professor Schulze ahnte aber noch nicht, was er da gefunden hatte und benutzte seine Entdeckung zu fröhlichen Scherzen im Familienkreise, indem er allerlei Figuren ausschnitt, sie auf das Fläschchen klebte, „belichtete", wie wir heute sagen würden, und sich und seine Angehörigen damit erfreute, wenn sich die grotesken Figuren auf dem Silbersalz markierten. Aber zu seiner Ehre sei es gesagt, daß seine Erfindung bis heute ihre Gültigkeit behalten hat, und auch die moderne Photographie ohne die Silbersalze des Herrn Professor Schulze aus dem Jahre 1727 noch nicht auskommen kann.

Im Jahre 1839 also trat Daguerre mit seiner Erfindung vor die Pariser Akademie der Wissenschaften. Er hatte vor allem das Problem gelöst, die Silbersalze so fein auf eine Metallplatte zu verteilen, daß die Schicht an jeder Stelle der Platte gleichmäßig hoch war. Auf diese Weise gelang es nach entsprechender Belichtung, das Bild jeder gewünschten Person mechanisch herzustellen. Es muß hier die Großzügigkeit des französischen Staates gelobt werden, der alle Patente von Daguerre erwarb und die Erfindung der Oeffentlichkeit zugängig machte.

Ein neues Zeitalter brach an. Die „Daguerreotypie" verbreitete sich mit Windeseile über die ganze Welt. In allen Städten der Erde ließen sich „Daguerreotypisten" nieder, und wie sie auftauchten, geriet die Menschheit außer Rand und Band. Die Erzeugnisse jener Photographien sind uns erhalten bis auf den heutigen Tag. Es war keine Kleinigkeit, ihnen stillzuhalten. Stillhalten mußte man im wahrsten Sinne des Wortes, und zwar fünf Minuten lang, den Kopf in einen Halter gezwängt, ohne sich von der Stelle zu rühren, da die Lichtstärke der Daguerrekamera außerordentlich gering war. Bis zu den Momentaufnahmen war noch ein weiter Weg zurückzulegen. Aber ein anderes besonderes Merkmal hatte der Daguerreotypie damals noch anzuhaften: Eine Aufnahme dieser eine Aufnahme, ein Original blieb ein Original, das heißt, ein mit der Daguerrekamera aufgenommenes Bild konnte nicht kopiert werden. Jede Vervielfältigung war ausgeschlossen.

Es ist das Verdienst des englischen Privatgelehrten Fox Talbot, der sich ebenfalls zu gleicher Zeit wie Daguerre mit dem Problem beschäftigte, das Negativ, und damit die Kopiermöglichkeit erfunden zu haben. Er machte die erste Aufnahme auf lichtdurchlässiges, mit Silbersalzen präpariertes Papier und konnte nun mit Hilfe dieses „Negatives" zahllose Bilder vervielfältigen. Auch sein Verfahren ist, obwohl ausgebaut und verfeinert, bis auf den heutigen Tag das gleiche und völlig unentbehrlich geblieben.

Im Jahr 1841 fehlt der Wiener Optiker Voigtländer nach den Angaben des Mathematikers Petzval ein Objektiv, das die Belichtungszeit auf zwanzig bis dreißig Sekunden verkürzte.

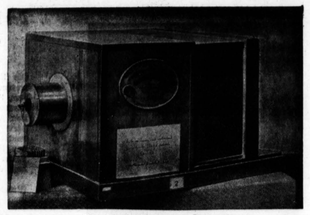
Von da ab geht die Entwicklung in steilem Aufstieg nach oben. Der Berliner Professor Vogel entdeckte im Jahre 1873 die verschiedenen Reaktionen der Bromsilbersalze auf gelbe und grüne Strahlen und erfindet damit die „orthochromatische" Platte. Im Jahre 1885 stellt der Engländer Doktor Maddog die Trockenplatte her, während bis dahin die Platte nur Lichtempfindlichkeit besaß, wenn sie unmittelbar vor der Aufnahme präpariert und naß war. Zwei Jahre später entdeckt der Geistliche Goodwin in den Vereinigten Staaten, daß man anstatt der Platte auch Celluloid verwenden kann: Die grundlegende Entdeckung für die Entwicklung des Rollfilms war gemacht.

Es kam das bewegte Bild in Form des Kinofilms. Das Bild begann zu tönen, und es wird nicht mehr lange dauern, so wird das Schwarzweiß aus der Photographie vollkommen verschwunden sein und jedes Bild in den natürlichen Farben vor uns stehen, dann hat die Farbphotographie der Lichtbildkunst die schönste Krone aufgesetzt.

Das Bild ist heute aus unserem täglichen Leben nicht mehr wegzudenken, wo wir gehen und stehen, nirgends fehlt es. Wir lernten von ihm in der Schule, wir sehen es in Büchern und begegnen ihm, wenn wir die Zeitung aufschlagen. Hier erfüllt es einen ganz besonderen Zweck, es unterrichtet uns über das Zeitgeschehen. Nichts — und passierte es auch am anderen Ende der Welt bleibt uns verborgen. Der Bildberichterstatter ist der Chronist unseres Jahrhunderts geworden.

Eine der ersten Landschaftsaufnahmen, die nahezu hundert Jahre alt ist.

Louis Jacques Daguerre
Der französische Bühnenmaler ist der Erfinder der Photographie.

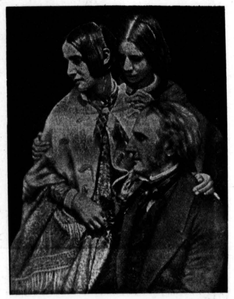


Die „Zauberkiste" von Daguerre

Das erste Dokument aktueller Bildberichterstattung. General Wrangel und sein Stab im Hauptquartier bei Metz im Krieg 1870.

Der Aachener Hofphotograph August Kampf, der als erster Kriegsphotograph 1870 ins Feld zog, in feldmarschmäßiger Ausrüstung. ←

Was in aller Welt geschah und geschieht, hat die Kamera als lebendige Chronik uns eingefangen. Ein dramatisches Bild: Der französische Staatspräsident Doumer wird im Jahre 1932, als er eine Ausstellung besuchte, ermordet. Hier wird er sterbend weggetragen. Ein Offizier aus seiner Umgebung sucht den Kameramann zu verjagen.



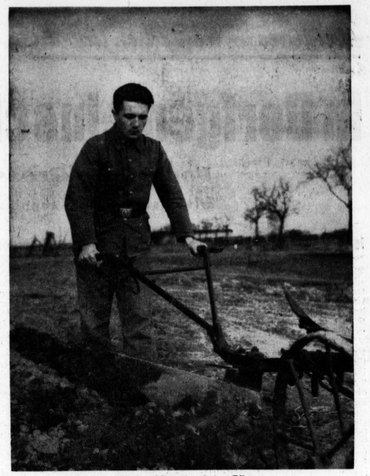
Eine Porträtaufnahme aus dem Jahre 1840. Obgleich die Personen fünf Minuten stillhalten mußten, ist das Bild ohne jede Starrheit und auch vom heutigen Standpunkt als künstlerisch eindrucksvoll zu bezeichnen.
(Scherl-Archiv 5, Atlantic 2, Zander-Multipl.-K.)

Bilder von lebendiger Sprache und dokumentarischem Wert legen vom Aufbruch unseres Volkes Zeugnis ab.

Hanns Weissert.

„...und ist nimmer nimmer Bronne!"

In der Landdienstjugend wächst ein neues Bauerngeschlecht heran — Wir besuchen die Jungen in ihrem Heim



HJ.-Landdienstler beim Pflügen

Regelmäßige sportliche Betätigung dient zum Ausgleich der schweren Landarbeit

In letzter Zeit hört man viel vom HJ-Landdienst, jener Gruppe junger Menschen, die vor ein paar Jahren erst ein kaum beachtetes Häuflein bildete. Doch diese Organisation ist mächtig aufgeblüht, und sie wird in einer Weise beachtet, daß es fast schon — wie wir sehen werden — sich auch verlohnt, einmal hinter die Kulissen zu leuchten. Wir fahren deshalb hinaus auf das Land, dahin, wo die Jungen leben, und betrachten an Ort und Stelle, was es mit dem HJ-Landdienst auf sich hat.

„...hätten wir nie mehr von ihnen!"

Vom ländlichen Bahnhof wandern wir ein schönes Stück, bis wir das Dorf erreichen, in dem eine Gruppe wohnt. Im Zuge hatten wir schon die Bekanntschaft eines Bauern gemacht, der gesprächig wurde, als wir uns dagierig zeigten, etwas von seinen Sorgen zu erfahren. „Das geht nun lange schon", meint der Bauer, „das Wühlen und Schuften, und immer wieder packen wir zu, jahraus, jahrein, damit die Saat gedeiht, der Boden Kraft behält, die Früchte reifen und die Ernte eingebracht wird." Er erzählt anschaulich von den Mühseligkeiten der Bauern; sie machen sich große Sorgen, wie all die Arbeit zu bewältigen ist. Wir sind im Dorf angelangt, und ich frage nach dem Weg zum Landdienst-Heim. Der Bauer strahlt. „Sehen Sie dort, wo das Rauchen weht, da sind die Jungen zu Hause!" Und wie wir uns verabschieden, da sagt der Bauer: „Die Jungen packen zu, hätten wir nur mehr von ihnen!"

Wir kommen in dem Heim an, als die Jungen am Mittagstisch sitzen. Man wird neidisch auf den Appetit, den diese Jugend entwickelt, man erinnert sich früherer Zeiten, die man selbst bei bäuerlicher Arbeit verlebte, und es wird einem wieder klar, daß diese Esslust nur der empfindet, der mit Eifer seine Pflicht erfüllt, sei es auf dem Acker, im Viehstall, im Garten oder auf dem Hof. Wir kommen mit den Jungen ins Gespräch, und einer von ihnen erzählt uns, wie es ihn zum Landdienst trieb.

Der Vater sieht — der Junge packt zu!

Zum ersten Male hörte er von dieser Organisation, als er noch zur Schule ging, zu einer Zeit, da er sich eigentlich noch gar keine Gedanken über seine Berufswahl gemacht hatte. Er meint, daß schon immer in ihm die Sehnsucht nach dem Lande lebte. Als kleiner Knirps habe er sich auf die Ferien gefreut, dann durfte er zu den Großeltern auf das Land, dahin, wo der Vater seine Jugend verlebte und damals abwanderte, als die Stadt mit ihrer auflockernden Industrie lockte. „Aber", so erzählt der Junge weiter, „wie es meinen Vater damals in die Stadt trieb, so zieht mich heute das Land an — und ich werde Bauer." Von den anderen Jungen erfahren wir, daß sie von der gleichen Begeisterung erfüllt sind, Bauer zu werden, wenn auch die Beweggründe den verschiedensten Regungen entspringen. Sie sind begeistert von dem Tagesablauf. Das Leben beginnt hier draußen ganz anders wie in der Stadt. Um fünf Uhr wird es Tag, ob es nun Frühling, Sommer, Herbst oder Winter ist. Der Körperpflege dient der Frühsport, danach schmeckt das Frühstück erst richtig. „Das bißchen Stubendienst mit dem Betterbauen schlägt dann schon hinter uns, und nur wenn wir Spindappell haben, fängt die eigentliche Tagesarbeit etwas später an." Wenn es so weit ist, ziehen die Jungen hinaus aufs Feld, in gemeinsamer Arbeit helfen sie den Bauern, einige hier, andere dort. Zu Mittag sind sie wieder in ihrem Heim, das von der Wirtschafterin betreut wird, die mehr als nur gut kochen kann. Sie ist von einer mütterlichen Fürsorge beseelt, sie hat für jeden ein gutes Wort, und sie bangt sich die Fiedharmonika nach Feierabend um, der sie die schönsten Töne entlockt. Dazu singen dann die Jungen kräftig ihre Lieder.

Keine Kinderbewahranstalt

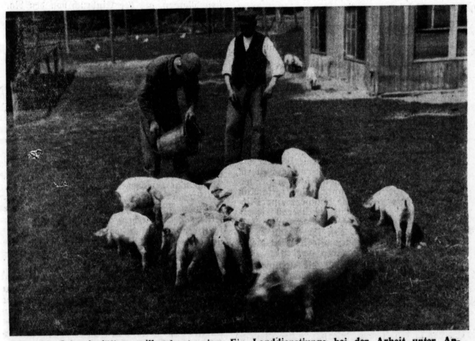
So eine Mittagspause dauert auf dem Lande auch nicht ewig. Gewöhnlich geht es nach zwei Stunden wieder hinaus aufs Feld. Wir haben aber gerade einen Tag zum Besuch erwischt, an dem die Jungen einen freien Nachmittag haben. Freiheit aber bedeutet nicht planloses Vertrödeln. Der freie Nachmittag ist eigentlich kein freier Nachmittag, denn er wird ausgenutzt mit weltanschaulicher Schulung, die Freizeit bedeutet nur, daß die bäuerliche Arbeit ruht, doch der Geist bleibt lebendig. Mit pädagogischem Geschick zieht der Landdienstgruppenführer in die Gebiete der Politik und der Wirtschaft, und auch den kulturellen Dingen weiß er eine Form zu geben, die den Jungen Spaß macht. Auch der Sport kommt wieder zu Ehren. Ballspiele und Turnen bringen dem Jungen den Ausgleich für die sonst so einseitige Beanspruchung des Körpers.

Freizeit oder nicht. Es gibt Arbeiten in dem Heim, die täglich gemacht werden müssen. Und da man sie gemeinschaftlich verrichtet, geht es dabei gar lustig her. Freudig gestimmten Menschen geht die Arbeit von der Hand, auch wenn sie ungewohnt oder eigentlich nicht zu den selbstverständlichen Arbeiten der männlichen Jugend gehört. Wer dort zu Mittag essen will, der muß auch anständig Kartoffeln schälen. So ein HJ.-Landdienst ist ja auch keine Kinderbewahranstalt, er ist auch kein Treffpunkt für prahlerische Schwätzer: dort spricht man eine allgemein verständliche, klare Sprache, und man packt zu.

Früh um 5 Uhr wird geweckt. Das Aufstehen fällt nicht immer ganz leicht.

Mit klarem Blick dem Ziel entgegen

Nachdem wir uns wieder auf den Heimweg machen, sind wir in Gedanken noch lange bei den Jungen und nehmen etwas mit von der freudigen Arbeitslust, die dort herrscht, in den städtischen Alltag. Lauter aufgeweckte Kerle, mit klarem Blick und einem sicheren Ziel vor Augen. „Und ich werde wieder Bauer", hat uns der Fünfzehnjährige gesagt. Doch das ist nicht so einfach. Die Freiwilligkeit des Landdienstes setzt schon voraus, daß sich in diese Gemeinschaft nur die Jugend begibt, die nicht aus Neugier mal auf's Land geht, die vielmehr auf dem Lande die Erfüllung ihrer Sehnsucht sucht. Diese Jugend, die jetzt immer zahlreicher wird und schon beginnt ein gewichtiges Wort bei der Bekämpfung der Landflucht und der Ueberwindung des Landarbeitermangels mitzureden, will mehr als nur Helfer der Bauern sein. Sie will ihre Selbständigkeit auf eigener Scholle finden. Das hängt nun von der Leistungsfähigkeit des einzelnen ab. Wie überall, so wird sich auch im Landdienst der Tüchtige durchsetzen und dereinst sein Weib heimführen an den eigenen, bäuerlichen Herd.



Auch das Schweinefüttern will gelernt sein. Ein Landdienstjunge bei der Arbeit unter Anleitung des erfahrenen Schweinemeisters.

Abends im Heim der Landdienstgruppe. Die Wirtschaftsleiterin spielt die Ziehharmonika.
Fotos (5): Landw. Bilderdienst

Abenteuer im tropischen Urwald

3. Fortsetzung

In Dorfgemeinschaft mit Indianern

Vom Matto Grosso über Cßile nach Cayenne

Erlebnisse aus fünf abenteuerlichen Jahren, geschildert von F. W. Dinger

Ins unbekannte Indianerland

Der Marsch war anfangs sehr mühelos. Wir brauchten überhaupt nichts zu tragen, nicht einmal unsere Kleider. Wie die Wilden trotteten wir über den Urwaldpfad. Oefter lichteten sich das grüne Laubdach über uns, so daß die Tropensonne ungehindert auf unsere Körper brennen konnte. Die weiße Haut war in kurzer Zeit bereits krebsrot.

Ich betrachtete in Ruhe die vor mir Schreitenden. Sie waren alle von durchschnittlicher Größe. Strähniges, schmutziges Haar fiel ihnen bis über die Schultern. Geflochtener Bast hielt es hier und da zusammen. Ueber die völlig nackten, schokoladebraunen Körper hingen ihnen zierliche, geschmückte Taschen, die wir später erfuhren, die in grüne Blätter eingewickelten Giftpfeile enthielten. Unsere Sonnenbrandschmerzen hatten im Verlauf des Tages gewaltig zugenommen. Wir hatten nur noch den einen Wunsch, möglichst bald von diesen Qualen befreit zu werden. Alles andere war uns im Augenblick gleichgültig. Fred, bei dem sich zuerst hohes Fieber eingestellt hatte, wurde auf ein Maultier gesetzt und festgebunden. Als wir die schäumenden Wasser des Rio des Mortes durchwatet hatten, verließen auch mich die Kräfte. Mit fieberigen Augen stierte ich auf die zwei Meter langen Bambusrohre und die großen, schwach gespannten Pfeilbogen aus schwarzem Holz, welche die Indianer in ihrer Linken trugen. Einige hatten auch statt des Bogens eine kurze Keule aus demselben schwarzen Holz. Das Betrachten dieser Waffen war keineswegs sehr beruhigend in meinem Zustand, der sich von der Bewußtlosigkeit nur noch wenig unterschied. Ich dämmerte bald hinüber und reiste mit Fred, fieberkrank und ohne Sinne, ins unbekannte Indianerland zwischen den Flüssen das Mortes und Tapirapé im Westen des Matto Grosso.

Im Hospital der Garajos

Wir erwachten im Halbdunkel eines Raumes, den ich für einen großen Backofen hielt. Es war aber das Hospital des Garajosdorfes. Ich hatte das Gefühl, in Knisterndes Stanniolpapier eingewickelt zu sein. Bald sah ich, daß grüne, fettige Blätter meinen Körper bedeckten. Neben meinem Lager hockte eine junge Indianerin, die erschreckt aufsprang, als ich sie mit großen, fragenden Augen anschaute. Fred, der in der anderen Ecke lag, fühlte sich schon besser. Er lachte und schimpfte über mein blödes Scharlachgesicht, vor dem das Mädchen weggelaufen wäre, gerade, als er hätte beginnen wollen, die Indianerin mit einem deutschen Lied zu erfreuen. Kurz darauf erschienen mehrere uralte Frauen, die mich genau wie einen Säugling auswickelten und meinen ganzen Körper sehr unsanft mit Fett einrieben.

Am nächsten Morgen fühlten wir uns wieder frisch und munter. Wir verließen unser dunkles Hospital. Ein Indianer stürzte auf uns zu und nahm uns an den Händen, um uns in einen Kreis wirbiger Indianer zu führen. Einer von ihnen, der mit allem möglichen Kriminalroman, u. a. auch unserer einzigen Taschenuhr, behangen war, erhob sich und schlug mir mit seiner muskulösen Hand furchtbar auf die Brust. Daskelbe machte er bei Fred, der indes kaster zurückschlug, worauf alle anderen befriedigt lachten.

Das also war der Begrüßungsakt

Wir waren hiermit anscheinend in die Dorfgemeinschaft aufgenommen worden. Die Aufsprache, die dabei in einer Mundart voll gurgelnder Rachenlaute gehalten wurde, ging eindruckslos an uns vorüber. Wir verstanden nichts, aber wir richteten uns auf langen Aufenthalt ein.

Da wir uns mit unseren technischen Kenntnissen in dieser Wildnis nicht nützlich machen konnten, blieb uns nichts anderes übrig, als es den Indianern gleichzutun und unseren Tag genau so zu verbringen, wie sie es taten. Das war immerhin sehr anstrengend, aber man lob unseren guten Willen und behandelte uns wohlwollend, wenn auch nicht ganz ohne Mißtrauen. Ständig hatten wir unsere „Schatten" bei uns. Selbst wenn wir sie nicht entdecken konnten, sie waren gewiß, daß sie ganz in der Nähe auf uns aufpaffen würden.

Wir gaben uns nach einigen Tagen daran, eine Hütte zu bauen, das heißt, die uns angewiesene Hütte von Grund auf umzugestalten. In großer Hausirt schleppten wir Bastreifen, Holz und Blätter herbei, um ein recht standliches Eingenheim errichten zu können. Die Indianer betrachteten unser Vorhaben mit schweigender Neugier. Bis es auf einmal einem der Männer zu dumm wurde und er sein Stöhnchen herbeiholte, um uns das Ungeziefer in dessen Haarschopf zu zeigen. Dabei deutete er ermahnend und beschwörend auf unseren Berg Baumaterial, in dem sich wahrscheinlich dieses Ungeziefer besonders heimisch fühlen würde. Unser Traum vom Großbau in der Wildnis war zu Ende. Wir dagnügten uns mit der kleinen Hütte und mit einer geringeren Zahl von Ungeziefer.

Alltag im Indianerdorf

Eigentlich ist diese ganze Zeit bei den Indianern eine Zeit des Lernens gewesen. Woher Fred noch ich hatte vordem viel Sinn für das Praktische. Wir waren gut in den Tag, aber schlecht in den Aufführungen gewesen. Dort aber wurden wir zu gelehrigen Schülern, weil es uns Freude machte, ins Primitive hinabzusteigen und zu erkennen, auf welche Weise die einfachen Menschen der Wildnis mit ihrem Leben und diesen Problemen fertig werden. Sie werden erstaunlich gut damit fertig.

Unser Dorf lag an einem Nebenfluß des Araguaya, den die Indianer Chawu nannten. Es bestand aus etwa zwölf Hütten, von denen nur zwei sich durch ihre Größe von den anderen unterschieden. Es war das Haus des Häuptlings und das Haus, in dem die Kriegs- und Festgeräte aufgestapelt lagen. Die Frauen waren von früh bis spät ununterbrochen tätig. Sie schleppten Wasser herbei, bereiteten das Essen, arbeiteten in den Anpflanzungen, die sich auf einer Insel mitten im Fluß befanden und wo Mais und Mandioca angebaut wurden. Immer waren die Kinder bei ihren Müttern.

Die ganz kleinen werden bei jeder Arbeit mit umher geschleppt. Als Bobby hängen sie in einem geflochtenen Bastgürtel an der Hüfte der Mutter. Später hängt man sie in einem Bastsack auf, der unten zwei Löcher für die Beinchen hat, die heraus hängen und fast den Erdboden erreichen. Durch diese praktische Vorrichtung lernen die Kleinen ganz von selbst und schon sehr früh das Laufen. Sobald sich die Kinder frei bewegen können, beschäftigen sie sich mit dem Spielzeug, das man ihnen schnitzt. Auch unterhalten sie sich stundenlang mit allerlei gefangenen Tieren, besonders mit gezähmten Vögeln und Eidechsen. Die Mädchen helfen ihren Müttern schon sehr früh bei der Arbeit, während die Jungen bereits im Kindesalter den Gebrauch der Waffen lernen.

Pfeilbogen und Blasrohr

Zur Jagd- und Kriegsausrüstung der Garajos gehört neben dem Pfeilbogen das Blasrohr, das etwas über zwei Meter lang ist. Durch dieses Rohr wird der etwa zwanzig Zentimeter lange Pfeil gepustet, dessen nadelfeine Hartholzspitze mit dem Curarogift getränkt ist. Oft sahen Fred und ich im Kreis junger Garajos und mußten solche Pfeile herstellen. Das geschieht durch Reiben des Hartholzes auf einem grauen Stein, eine mühevolle Arbeit, die Geduld und Aufmerksamkeit erfordert. Ist die Spitze scharf genug, dann werden am hinteren Ende des Pfeils schmale Einschnitte gemacht, in die mit Harz ein Kranz von Flaumfedern befestigt wird. Dann taucht man die Spitze in eine immer kochende Brühe ein, in das sogenannte Chatagift (Curare). Bei den Garajos heißt Chatu eine pflanzige Pflanze, die unter den hochstehenden Wurzeln bestimmter Urwaldbäume gedeiht. Ihre Knollen werden wochenlang ausgekocht. Es ist also nicht richtig, wie oft behauptet wird, daß das Gift unmittelbar den Bäumen entzogen werde.

Auf große Entfernungen vermögen die Indianer selbst kleinere Tiere sowohl mit dem Blasrohrpfeil als auch mit dem größeren Bogenpfeil sicher zu treffen. Das verwandte Gift tötet kleine Tiere fokort, während bei größeren, wie den Tapiren, den Wild- und Wasserschweinen, eine Muskelstarre eintritt, so daß zwei bis drei Giftpfeile erst die völlige Tötung herbeiführen. Am zähesten ist der Jaguar, bei dem ganze Bündel von Pfeilen notwendig sind, ehe er erlegt ist.

In der ersten Zeit, als wir mit jungen Indianern zur Jagd gingen, stellten wir beide uns nicht sehr intelligent an, aber später fühlten wir uns im Gelände des Urwaldes sicher. Wir fielen nicht mehr so oft herunter und verstanden es, den für das ungeübte Auge kaum sichtbaren Jagdpfaden in lustiger Höhe des dichten Gästes zu folgen. Das Unterholz des Urwaldes ist meist genau so undurchdringlich wie Drahtverhau. Es war uns daher anfangs ein Rätsel, wie die Indianer dieses Dickicht zu durchschreiten vermochten. Erst als wir die geschickt in den Baumkronen angelegten Brücken aus Baststricken entdeckten, hatten wir das Rätsel gelöst. Unsere Lianenbrücken führten teils zu einigen Lichtungen oder zu kleineren Sümpfen, wo die Tiere dann gut zu schießen waren.

„Prosit . . . !"

Die Hauptnahrung der Garajos besteht aus Wild und Fleisch. Fische werden gleichfalls mit Pfeilen geschossen, nachdem man die Tiere vorher mit Mandiocabrödchen angelockt hat. Es gibt auch gewisse Spezialitäten, wie eine Mandiocafladen oder auf Steinplatten geröstete Riesenbananen. Ein besonderer Leckerbissen der Indianer ist eine Ameisensorte, die vor Beginn der Regenzeit flügge wird. Man reißt den verhältnismäßig großen Tieren den Kopf und die Zangen ab, entfernt die Flügel und dreht den Körper dann auf einer Steinplatte. Getrunken wird auch unheimlich viel Schnaps, am liebsten der aus dem Zuckerrohr gewonnene Cachaße, der aber eingeführt werden muß und ziemlich rar ist. Die Indianer helfen sich daher mit einem eigenen Schnaps, den die Frauen zubereiten müssen. Es machen dann sehr einfach, indem sie kleine Bataterstücke stundenlang im Mund zerkauen und den Brei dann in Tongefäße spucken. Nach mehreren Tagen gärt dann das Zeug, und bald ist der Schnaps fertig. Er hat nicht den Alkoholgehalt des Cachaßo, aber er genügt den Garajos als Anregungsmittel.

Immer wieder boten sie auch uns das Gefäß an. Wir kniffen die Lippen ganz fest zusammen, schmatzten genau wie es die Indianer taten, und tiefen daher nicht Gefahr, unsere Gastgeber zu beleidigen.

(Fortf. folgt.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele!

Nicht alle Horoskope stimmen, wie die Erfahrung lehrt, besonders dann nicht, wenn sie von blutigen Laien gestellt werden. In Paris ist aber in diesen Tagen ein Fall bekannt geworden, bei dem sich das von einem 19jährigen Nicht-Astrologen für sich selbst gestellte Horoskop haargenau erfüllte.

Es handelt sich um einen Taugenichts, der gewöhnlich auf Gelegenheiten wartete, sich auf Kosten anderer zu bereichern. Er war gerade sich wie alle anderen Diebe auch, nur daß ihn eine — gewissermaßen literarische — Eigenschaft auszeichnete. Denn er schrieb ständig an seinen „Memoiren", in die er auch astrologische Vorhersagen eintrug, die er sich und seiner Mitwelt machte. Für das Jahr 1939 hatte der buchführende Tagdieb eine finstere Prognose gestellt. Sowohl der finanziellen Lage wie ihm persönlich würde es äußerst schlecht gehen, so hieß es in seinem Horoskop. Es ging aber noch weiter. Da er ein leidenschaftlicher Kinofreund war, eine Neigung, die er auch für Taschendiebstähle auswertete, schrieb er vor einigen Tagen in sein Tagebuch, daß er an einem der nächsten Tage wohl gern in einen Film mit Spionage-Handlung und das Haus, in dem die Kriegsgeräte aufgestapelt lagen. Die Frauen waren von früh bis spät ununterbrochen tätig. Sie schleppten Wasser herbei, bereiteten das Essen, arbeiteten in den Anpflanzungen, die sich auf einer Insel mitten im Fluß befanden und wo Mais und Mandioca angebaut wurden. Immer waren die Kinder bei ihren Müttern.

Die ganz kleinen werden bei jeder Arbeit mit umher geschleppt. Als Bobby hängen sie in einem geflochtenen Bastgürtel an der Hüfte der Mutter. Später hängt man sie in einem Bastsack auf, der unten zwei Löcher für die Beinchen hat, die heraus hängen und fast den Erdboden erreichen. Durch diese praktische Vorrichtung lernen die Kleinen ganz von selbst und schon sehr früh das Laufen. Sobald sich die Kinder frei bewegen können, beschäftigen sie sich mit dem Spielzeug, das man ihnen schnitzt. Auch unterhalten sie sich stundenlang mit allerlei gefangenen Tieren, besonders mit gezähmten Vögeln und Eidechsen. Die Mädchen helfen ihren Müttern schon sehr früh bei der Arbeit, während die Jungen bereits im Kindesalter den Gebrauch der Waffen lernen.

Die Schwiegertochter Albertina war 28 Jahre alt, der Schwiegervater 69. Das Kinderle Albertina wünschte, im Verlaufe eines Streites aus nichtsiger Ursache sich auf den alten Mann zu stürzen und ihm den oberen Teil der Oberschädel abzuschneiden. Der Alte wehrte sich mit der Spitze in eine immer kochende Brühe ein, in das sogenannte Chatagift (Curare). Bei den Garajos heißt Chatu eine pflanzige Pflanze, die unter den hochstehenden Wurzeln bestimmter Urwaldbäume gedeiht. Ihre Knollen werden wochenlang ausgekocht. Es ist also nicht richtig, wie oft behauptet wird, daß das Gift unmittelbar den Bäumen entzogen werde.

Auf große Entfernungen vermögen die Indianer selbst kleinere Tiere sowohl mit dem Blasrohrpfeil als auch mit dem größeren Bogenpfeil sicher zu treffen. Das verwandte Gift tötet kleine Tiere fokort, während bei größeren, wie den Tapiren, den Wild- und Wasserschweinen, eine Muskelstarre eintritt, so daß zwei bis drei Giftpfeile erst die völlige Tötung herbeiführen. Am zähesten ist der Jaguar, bei dem ganze Bündel von Pfeilen notwendig sind, ehe er erlegt ist.

In der ersten Zeit, als wir mit jungen Indianern zur Jagd gingen, stellten wir beide uns nicht sehr intelligent an, aber später fühlten wir uns im Gelände des Urwaldes sicher. Wir fielen nicht mehr so oft herunter und verstanden es, den für das ungeübte Auge kaum sichtbaren Jagdpfaden in lustiger Höhe des dichten Gästes zu folgen. Das Unterholz des Urwaldes ist meist genau so undurchdringlich wie Drahtverhau. Es war uns daher anfangs ein Rätsel, wie die Indianer dieses Dickicht zu durchschreiten vermochten. Erst als wir die geschickt in den Baumkronen angelegten Brücken aus Baststricken entdeckten, hatten wir das Rätsel gelöst. Unsere Lianenbrücken führten teils zu einigen Lichtungen oder zu kleineren Sümpfen, wo die Tiere dann gut zu schießen waren.

„Prosit . . . !"

Die Hauptnahrung der Garajos besteht aus Wild und Fleisch. Fische werden gleichfalls mit Pfeilen geschossen, nachdem man die Tiere vorher mit Mandiocabrödchen angelockt hat. Es gibt auch gewisse Spezialitäten, wie eine Mandiocafladen oder auf Steinplatten geröstete Riesenbananen. Ein besonderer Leckerbissen der Indianer ist eine Ameisensorte, die vor Beginn der Regenzeit flügge wird. Man reißt den verhältnismäßig großen Tieren den Kopf und die Zangen ab, entfernt die Flügel und dreht den Körper dann auf einer Steinplatte. Getrunken wird auch unheimlich viel Schnaps, am liebsten der aus dem Zuckerrohr gewonnene Cachaße, der aber eingeführt werden muß und ziemlich rar ist. Die Indianer helfen sich daher mit einem eigenen Schnaps, den die Frauen zubereiten müssen. Es machen dann sehr einfach, indem sie kleine Bataterstücke stundenlang im Mund zerkauen und den Brei dann in Tongefäße spucken. Nach mehreren Tagen gärt dann das Zeug, und bald ist der Schnaps fertig. Er hat nicht den Alkoholgehalt des Cachaßo, aber er genügt den Garajos als Anregungsmittel.

Immer wieder boten sie auch uns das Gefäß an. Wir kniffen die Lippen ganz fest zusammen, schmatzten genau wie es die Indianer taten, und tiefen daher nicht Gefahr, unsere Gastgeber zu beleidigen.

(Fortf. folgt.)

Die Schwiegertochter Albertina war 28 Jahre alt, der Schwiegervater 69. Das Kinderle Albertina wünschte, im Verlaufe eines Streites aus nichtsiger Ursache sich auf den alten Mann zu stürzen und ihm den oberen Teil der Oberschädel abzuschneiden. Der Alte wehrte sich mit der Spitze in eine immer kochende Brühe ein, in das sogenannte Chatagift (Curare). Bei den Garajos heißt Chatu eine pflanzige Pflanze, die unter den hochstehenden Wurzeln bestimmter Urwaldbäume gedeiht. Ihre Knollen werden wochenlang ausgekocht. Es ist also nicht richtig, wie oft behauptet wird, daß das Gift unmittelbar den Bäumen entzogen werde.

Auf große Entfernungen vermögen die Indianer selbst kleinere Tiere sowohl mit dem Blasrohrpfeil als auch mit dem größeren Bogenpfeil sicher zu treffen. Das verwandte Gift tötet kleine Tiere fokort, während bei größeren, wie den Tapiren, den Wild- und Wasserschweinen, eine Muskelstarre eintritt, so daß zwei bis drei Giftpfeile erst die völlige Tötung herbeiführen. Am zähesten ist der Jaguar, bei dem ganze Bündel von Pfeilen notwendig sind, ehe er erlegt ist.

In der ersten Zeit, als wir mit jungen Indianern zur Jagd gingen, stellten wir beide uns nicht sehr intelligent an, aber später fühlten wir uns im Gelände des Urwaldes sicher. Wir fielen nicht mehr so oft herunter und verstanden es, den für das ungeübte Auge kaum sichtbaren Jagdpfaden in lustiger Höhe des dichten Gästes zu folgen. Das Unterholz des Urwaldes ist meist genau so undurchdringlich wie Drahtverhau. Es war uns daher anfangs ein Rätsel, wie die Indianer dieses Dickicht zu durchschreiten vermochten. Erst als wir die geschickt in den Baumkronen angelegten Brücken aus Baststricken entdeckten, hatten wir das Rätsel gelöst. Unsere Lianenbrücken führten

Eine ziemlich wilde Geschichte hat sich in der Nähe von Florenz auf dem Lande zwischen Schwiegertochter und Schwiegervater abgespielt. Sie konnten sich gegenseitig nicht recht vertragen. Zu bemerken ist dazu, daß in den einfacheren italienischen Familien, besonders in ländlichen Verhältnissen, das junge Paar noch heute in dem Haushalt der Eltern des Mannes weiterlebt, was viel Anlaß zu Reibereien gibt.

Die Schwiegertochter Albertina war 28 Jahre alt, der Schwiegervater 69. Das Kinderle Albertina wünschte, im Verlaufe eines Streites aus nichtsiger Ursache sich auf den alten Mann zu stürzen und ihm den oberen Teil der Oberschädel abzuschneiden. Der Alte wehrte sich mit der Spitze in eine immer kochende Brühe ein, in das sogenannte Chatagift (Curare). Bei den Garajos heißt Chatu eine pflanzige Pflanze, die unter den hochstehenden Wurzeln bestimmter Urwaldbäume gedeiht. Ihre Knollen werden wochenlang ausgekocht. Es ist also nicht richtig, wie oft behauptet wird, daß das Gift unmittelbar den Bäumen entzogen werde.

Auf große Entfernungen vermögen die Indianer selbst kleinere Tiere sowohl mit dem Blasrohrpfeil als auch mit dem größeren Bogenpfeil sicher zu treffen. Das verwandte Gift tötet kleine Tiere fokort, während bei größeren, wie den Tapiren, den Wild- und Wasserschweinen, eine Muskelstarre eintritt, so daß zwei bis drei Giftpfeile erst die völlige Tötung herbeiführen. Am zähesten ist der Jaguar, bei dem ganze Bündel von Pfeilen notwendig sind, ehe er erlegt ist.

In der ersten Zeit, als wir mit jungen Indianern zur Jagd gingen, stellten wir beide uns nicht sehr intelligent an, aber später fühlten wir uns im Gelände des Urwaldes sicher. Wir fielen nicht mehr so oft herunter und verstanden es, den für das ungeübte Auge kaum sichtbaren Jagdpfaden in lustiger Höhe des dichten Gästes zu folgen. Das Unterholz des Urwaldes ist meist genau so undurchdringlich wie Drahtverhau. Es war uns daher anfangs ein Rätsel, wie die Indianer dieses Dickicht zu durchschreiten vermochten. Erst als wir die geschickt in den Baumkronen angelegten Brücken aus Baststricken entdeckten, hatten wir das Rätsel gelöst. Unsere Lianenbrücken führten

Jetzt bestürmte die Witwe die Leitung der staatlichen Lotterie und den Magistrat mit Bitten, die Leiche wieder ausgraben lassen zu dürfen. Nach großen Schwierigkeiten und nachdem gerichtliche Stellen ein Gutachten abgegeben hatten, gelang es ihr endlich, diese Bewilligung zu erhalten. Man fand tatsächlich das Los in erhaltenem Zustande in der Westentasche des Toten. Das kostbare Stückchen Papier wurde zur Jahlstelle der Lotterie gebracht, und die Frau erhielt die Million. Die dazu notwendigen Schritte hatten natürlich die Witwe erneut in größte Betrübnis gestürzt. Diese Million aus dem Grabe ist nicht mit leichtem Herzen in Empfang genommen worden.

*

In einem Variete in Brüssel wurden die Leistungen eines Entfesselungskünstlers lange Zeit bestaunt. Die kräftigsten jungen Burschen wurden auf die Bühne geholt, um den starken Mann in Ketten zu legen. Lächelnd befreite sich der Muskelheld der Fesseln, als wäre das nur für ihn ein Kinderspiel. Kürzlich wurde bei Nacht in die Wohnung des Artisten eingebrochen. Die Diebe übertrieben den Entfesselungskünstler und fesselten ihn. Erst am nächsten Morgen, als der Einbruch von den Nachbarn entdeckt wurde, konnte der Artist aus seiner zwangsläufige befreit werden. In Brüssel fragt man sich, was eine solche Kunst nützt, wenn man sie im Ernstfall nicht verwerten kann . . .

*

In Schwarzfeld hatte vor einigen Tagen ein junger Mann ein seltenes Erlebnis. Als er spät nachts vom Tanz nach Hause kam und sich gerade schlafen anlegen wollte, daß sie nun auf ihre Tochter Maria warten müsse, die aus dem Süden käme. Aber es war Edith Parsons plötzlich nicht sehr angenehm, eine achtsinnährige Tochter zu haben.

Sie schwieg also und sah auf der anderen Seite durch's Fenster hinaus.

Coloman Petsch lächelte. „Sie haben keine Zeit?" fragte er. „Schade! Unser Wien wäre den kleinen Mistecher sicher wert gewesen!"

„Ich werde sehen!" wich Edith aus. „Uebrigens, wohin fahren wir?"

Man war Unter den Linden. Tommy hatte das urkundliche Kind, das Mahagonikomplets und Crepe-marocain-Gedichten. Sie klopfte ziemlich unnädig gegen die Scheibe und sagte, daß Tommy weiterfahren möge. Sie habe sich das anders überlegt.

„Also zu Doktor Bertlein in der Uhlandstreet!" wollte der Chauffeur wissen, der sein Programm genau im Kopfe hatte.

„Nein, auch nicht zum Arzt!" wehrte Mistreß Edith jedoch unwirsch ab. Und als sie Tommys etwas ratloses Gesicht sah, befahl sie ärgerlich:

„Fahren Sie geradeaus weiter, bis ich Ihnen zurufe!"

Coloman Petsch aber lächelte. „Ich halte Sie auf, Gnädigste?"

Edith Parsons wußte nicht, wie ihr war. Sie kam sich beinahe wie ein Backfisch vor, der zu einem Rendezvous eilt. Und sie hatte doch schon eine Tochter, die sie hier in Berlin verloben wollte.

„Sie halten mich durchaus nicht auf!" erwiderte sie endlich nach einem nicht ganz freien Blick auf ihren lächelnden Begleiter. „Aber haben Sie denn noch nicht über Ihre Zeit verfügt?"

Coloman Petsch war jetzt in seinem ureigensten Fahrwasser. Er war wirklich bezaubernd, als er antwortete: „Und wenn ich es hätte, gnädigste Frau! Ich würde alles wieder umwerfen! Wissen Sie, daß ich mich jetzt schon beinahe allzusehr freue meinen kleinen Wagen demolliert zu haben? Würde mir doch durch diese kleine Einbuße der Vorzug zuteil, Ihre Bekanntschaft zu machen! Ich darf Ihnen vielleicht einen Vorschlag machen, ja? Hier ganz in der Nähe weiß ich ein dezentes, bekanntes, durch Küche und Keller berühmtes Weinlokal. Wie wäre es mit einem bescheidenen, gemütlichen kleinen Sektfrühstück?"

Er sprach diese gewinnenden Sätze mit dem leichten sieges sicheren Lächeln des Kavaliers, der von sich weiß, daß seine Frau ihm nein sagt; er sprach ein wenig zu Mistreß Edith hin geneigt, wie ein intimer Bekannter zu seiner Freundin spricht; ja, bei den letzten Worten wagte er sogar den kühnen Vorstoß, nach der Amerikanerin Hand zu greifen und blitzschnell seine Lippen darauf zu drücken.

Da war eigentlich ein wenig zu viel für den Anfang, und in Mistreß Edith erwachte der abwehrende Stolz einer reichen, unabhängigen, selbstbewußten Lady. Aber dieser schwand nur zu rasch wieder unter den schmeichelnden Zuvorkommen des jungen Kavaliers, und das einzige, was Mistreß Parsons noch fertig brachte, war ein erheuchelltes Lächeln und geschauspielertes Nachdenken, das nicht allzulange dauerte. Dann sagte sie gedehnt:

„Ein Frühstück nach Ihnen, wenn Sie sich in den Lokalen auskennen, ich bin nicht abgeneigt!"

Worauf der fette Tommy nach einem beifallenden Klopfen an den Zwischenscheibe aufgefordert wurde, den Wagen zu drehen und auf der anderen Seite der Straße wieder zurückzufahren.

Und man trat in ein verschwiegenes, kleines Weinlokal, das nur für Eingeweihte geschaffen schien, man nahm unter der Assistenz eines korrekt die Aufsicht führenden Geschäftsführers und dreier befrackter Kellner Platz in einer behaglich intimen Nische in der Nähe eines Fensters: der Herr von Hallerstein aus Wien bestimmte eine fachmännische Speisenfolge von Hummer und Austern, und der Sekt, den er wählte, fand die achtungsvolle Zustimmung des Herrn Geschäftsführers. Kurzum, die Voraussetzungen für ein wirklich ganz hervorragend behagliches Frühstück waren bald in jeder Weise gegeben.

Mistreß Edith Parsons war entzückt.

Sie hatte, wenn sie sich das auch nicht ganz eingestanden, in den letzten Wochen ein wenig unter Langeweile gelitten. Das Wiedersehen mit den alten Verwandten in Bonn, Heidelberg und Wiesbaden, nun ja, man hatte sich gefreut und von alten Zeiten gesprochen, aber man war nicht mehr recht warm miteinander geworden. Zu sehr schon hatte man sich auseinandergelebt. Eine uferlose reiche, amerikanische Mistreß — und nicht mehr — fühlten, das vertrug sich trotz aller Wiedersehensfreude schlecht.

Und dann Berlin. Gewiß, an Zerstreuungen und vielfacher Abwechslung fehlte es hier nicht. Aber was konnte man als alleinstehende Lady damit anfangen? Mister Wilmot, der Herr Privatsekretär, ließ sich zwar geduldig zu allem kommandieren. Aber er wurde nicht kurzweiliger dadurch. Und seit Mistreß Edith ihn gemeint, wie ein intimer Bekannter zu seiner Freundin spricht: ja, bei den letzten Worten wagte er sogar den kühnen Vorstoß, nach der Amerikanerin Hand zu greifen und blitzschnell seine Lippen darauf zu drücken.

Da war es heute doch etwas anders. Etwas ganz anderes.

Der junge Wiener — er mochte noch keine dreißig sein — war die Unterhaltsamkeit selbst. Er sprudelte nur so von Witzen und guter Laune. Es bedurfte schon ein Bemühens, ihm zuzusehen, wie ihm die Hummersuppe und wie er den Sekt genießerisch im Gaumen zerschmelzen ließ.

Nur schade, daß er eigentlich nicht Wienerisch, der adelige Herr aus Wien. Aber das sollte bald seine Erklärung finden.

Herr Erich von Hallerstein erzählte bei der zweiten Flasche Pommery aus seinem Leben.

„Mein Vater", sagte er und blies die weißlichen Wolken einer fünfzehnpfennigzigarette langsam zur Seite, „mein Vater war deutscher Offizier, Rittmeister bei den Potsdamer Gardeulanen. Er kam vor etwa fünfundzwanzig Jahren als Militärattaché zur deutschen Gesandtschaft in Belgrad. Meine Mutter, die er dort kennenlernte, ist eine Serbin. Es war eine Tragödie, an die ich mich als kleiner Junge noch sehr wohl erinnere, als der Krieg ausbrach, und die Ehegatten — aus politischen Gründen, möchte ich fast sagen — sich verfeindeten. Wir litten sehr. Auch ich, gnädige Frau. Sie können mir das glauben. Auch ich litt bitter darunter, so klein und ahnungslos ich auch war!"

Es war rührend, wie Herr Erich von Hallerstein dieses interessante und gewiß nicht alltägliche Stück Familiengeschichte erzählte. Die schwarzen Augen, die er wohl von seiner serbischen Mutter geerbt haben mochte, glänzten, als seien sie feucht.

Mistreß Edith war am Schmelzen. Sie geriet in Versuchung, ihrem jungen Kavalier zu gestehen, daß sie ein weiches Herz habe.

Aber der erzählte schon wieder weiter.

„Schließlich löste der Krieg selbst dieses Problem auf seine Weise. Mein Vater fiel im Luftkampf. Mutter war Witwe. Aber ihr Schmerz war trotz allem Vorhergegangenen grenzenlos. Neue Jahre der Bitterkeit kamen über uns. Bis der Friede kam. Der Friede, der uns vor die Frage stellte, was wir beginnen, wohin wir uns wenden sollten. Wir waren heimatlos im schlimmsten Sinne!"

Einer der Kellner kam, weil er bemerkt hatte, daß die zweite Flasche Champagner auch leer geworden war.

Ob eine dritte genehm sei?

Mistreß Edith Parsons schwindelte ein wenig der Kopf. Ihre Wangen glühten.

Aber sie nickte auf den fragenden Blick des Herrn Hallerstein.

Und die dritte Flasche streckte ihren Silberhals aus dem blinkenden Eisklüfter.

Herr von Hallerstein aber erzählte weiter.

Er sprach von Belgrad und Wien, er plauderte von vornehmen Familienfesten in herrlichen Parks, er warf mit hochadligen Namen um sich, daß Frau Edith sich bald nicht mehr gewundert hätte, wenn sie darüber aufgeklärt worden wäre, daß ihr Tischherr ein naher Verwandter des österreichischen Kaiserhauses sei, aber er erzählte auch von bewegtvollen Verlauf seines Lebens, das ihn, den Heimatlosen, durch aller Herren Länder geworfen, ohne daß er irgendwo seßhaft hatte werden können, und er berichtete mit träumerischem Aufklang seiner schönen, schwarzen Augen, daß dieses Gefühl der Heimatlosigkeit ihn oft genug schwermütig und traurig mache, ohne daß er die Hoffnung haben könne, jemals der geachtete Bürger eines stolzen Staates zu werden.

Frau Edith lauschte. Sie hätte stundenlang zuhören können. Und in der Tat verstrichen die Stunden auch, ohne daß sie merkte, wie rasch sie verginnen.

In all den phantastischen Erzählungen des gesprächigen Herrn Erich von Hallerstein aber steckte ein Körnchen Wahrheit.

Der brave Monteur Eduard Petsch aus Magdeburg zwar, der vor fünfundzwanzig Jahren von seiner deutschen Firma für einige Wochen nach Belgrad geschickt worden war, hatte niemals bei den Gardeulanen gedient, am wenigsten als Rittmeister. Und die nicht mehr ganz junge Mona Stoisow, die es ihm dort am Donaustrand angetan, war gewiß nicht von Adel gewesen. Aber sie hatte glutvolle Augen und ein unbändiges Temperament besessen, und der solche Beigaben nicht gewöhnt gewesene Magdeburger hatte sich Hals über Kopf in sie verliebt.

Er hatte sie später auch geheiratet und mit nach Deutschland genommen, als der kleine Coloman Petsch — die Mutter hatte auf dem an ihren Vater erinnernden Vornamen ihres deutschen Sprößlings mit der ihr eigenen Energie erfolgreich bestanden — etwa ein Jahr alt gewesen war. Aber der weitere Verlauf der ungleichen Ehe war wenig erfreulich gewesen. Mona hatte es nicht verstanden, sich in den neuen Heimat einzuleben. Schon mit der Sprache hatte

Herdfeger besser denn je

Copyright 1936 by A. H. Payne-Verlag, Leipzig

2. FORTSETZUNG

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

Der Wachtmeister hatte sichtlich einige Mühe, angesichts soviel Freundlichkeit dienstlich streng zu bleiben.

Und als gar noch Edith Parsons, die Geschädigte, sich ins Mittel legte und erklärte, sich keinesfalls benachteiligt zu fühlen, ja sogar bat, von der Kleinigkeit doch kein weiteres Aufheben zu machen, klappte der gestrenge Herr im Tschako das Notizbuch zu und legte zwei Finger zum Gruß an den Rand seiner Kopfbedeckung zum Zeichen, daß seines Amtes gewaltet sei und daß er den Parteien es überlasse, sich weiter auseinanderzusetzen.

Das geschah auch sehr prompt. Man schob mit vereinten Kräften den beschädigten, kleinen Zweisitzer zum Randstein, man wechselte noch ein paar freundliche Worte, von denen die Umstehenden nicht viel verstanden, weil es englisch war, was gesprochen wurde, und dann sahen die Zeugen des eigentlich ziemlich alltäglichen Unfalles, wie der junge Herr, der doch an allem die Schuld trug, an der Seite seiner Dame, welcher der große, dunkle Cadillac gehörte, in das Auto stieg und mit ihr davonfuhr.

Und das war nun wirklich eine nicht alltägliche Lösung dieses sonst so alltäglichen Begebnisses.

*

„Sie sind in der Tat allzu liebenswürdig, Gnädigste!" sagte indessen Coloman Petsch zu Mistreß Edith Parsons auf den Polstern des rasch von dannen rollenden Autos. „Sie tun mir einen großen Gefallen. Es wäre immerhin peinlich gewesen, jetzt neben den Trümmern meiner kleinen Kutsche wie ein bedossener Pudel stehenbleiben zu müssen!"

Man sprach nun deutsch miteinander, nachdem sich herausgestellt hatte, daß Mistreß Edith Parsons ja geborene Deutsche war. Man war bald in einem angeregten Gespräch, bei dem man gänzlich vergaß, daß Mistreß Parsons ja eigentlich in ein Modeatelier Unter den Linden hatte fahren wollen und anschließend zu einem Arzt wegen ihres Herzens, und daß Herr Erich von Hallerstein angegeben hatte, in einer halben Stunde bei einem Anwalt zu einer wichtigen Besprechung erwartet zu werden.

Das alles vergaß man, indessen der Wagen in gemächlichem Tempo durch Berlin rollte, wo sich der fette Tommy noch nicht genug umsonnte, um in gewohntem Tempo losfagen zu können.

Man unterhielt sich wirklich ganz ausgezeichnet, sprach bald mit feiner Silbe mehr von dem leidigen Autsehenfall, daß man sich kennen gelernt hatte. Man erzählte von Amerika und von Oesterreich, von den Veranstaltungen Berlins und von gemeinsamen Interessen der Kunst, des Reisens, der Gesellschaft.

„Ach, Wien!" fing Edith Parsons zu schwärmen an. „Ich habe es nie gesehen. Kam ja schon als ganz junges Ding nach drüben, um mich zu verheiraten. Und diesmal wollte ich es so gern kennen lernen, aber nun muß ich . . ."

Sie brach ihre

es gebaren. Das Deutsche hatte ihr unüberwindbare Schwierigkeiten gemacht. Mit der Verwandtschaft ihres Mannes hatte sie sich nicht vertragen können. Und vollends unerträglich war der Zustand geworden, als der Krieg ausbrach.

Serbien, der eigentliche Anlaß des großen Völkerringens, war nun einmal Ilonas Heimat. Und Eduard Petsch war Deutscher bis ins Mark. Er ging freiwillig zu den Fahnen.

Doch er fiel. Wenige Wochen nach Kriegsbeginn schon.

Für Ilona Petsch, geborene Stoisow aus Belgrad, begann ein kurzes Leben. Es wurde keineswegs schöner dadurch, daß man sie wegen ihrer Nationalität auch noch unter Polizeiaufsicht stellte. Tagtäglich hatte die Witwe sich einmal auf ihrem zuständigen Polizeirevier zu melden. Sie tat es, den Kleinen, schauerzustigen, finsterblickenden Coloman an der Hand, und was sie dem Sprößling dabei auf serbisch einflüsterte, war keineswegs ein Loblied auf dessen Vaterland.

Und als der Krieg endete, war es für Ilona das erste gewesen, zurückzuwandern nach Belgrad, zurückzukehren in die alte Heimat, die sich wunderbar vergrößert hatte nach Jahren des Unheils, heimzufahren zu den Ihren, die in der Nähe von Belgrad als Bauern und kleine Handwerker saßen.

So war der kleine Coloman, der mit seinen sieben Jährchen das Deutsche weit besser sprach als serbisch, in die Heimat seiner Mutter gekommen, in eine Welt, die in allem und jedem so alänlich anders war, als die Stadt seines Vaters, und er war herangewachsen mit einer bösen Saat von Gift in der jungen Brust, von Gift, das ihm die Mutter unbewußt eingeflößt.

Man sah den Herrn Erich von Hallerstein, der an diesem schönen Aprilmorgen am sonnbeschienenen Fenster eines vornehmen Berliner Weinlokals außenstehend beim Sekt saß, durchaus nicht an, daß er vor noch nicht zwei Jahrzehnten als armseliger Zeitschrift schmutzig und verwahrlost durch Belgrads Gassen zigeunert war, um für die Mutter Gemüse und wenn möglich auch etwas Kleingeld — zu stehlen, man sah es ihm bei Gott nicht mehr an, daß er schließlich seine Laufbahn mit einer Stelle als Page in einem Belgrader Hotel begonnen, eine Laufbahn, die schon nach vier Monaten ein vorzeitiges Ende gefunden hatte, weil der hoffnungsvolle, schlanke, hübsche, kleine Page sich dabei hatte erwischen lassen, wie er die schmalen Finger in den Pelztaschen eines ausländischen Gastes stecken hatte.

Coloman Petsch war geflogen. Buchstäblich. In großem Bogen auf das nicht sehr gute Belgrader Pflaster.

Aber auf sein weiteres Leben hatte diese unliebsame Erfahrung keinerlei Einfluß gehabt, ganz im Gegenteil.

Die Mutter Ilona nämlich, die sich um diese Zeit noch einmal mit Heiratsgedanken getragen und wenig Zeit für den Sprößling ihres Gatten übrig hatte, war darauf den Gedanken verfallen, die weitere Erziehung ihres Sohnes dem Vetter Demeter anzuvertrauen, dem Demeter Stoikow, der in der Sippe als weitgereister, lebenskundiger und wohlhabender Mann galt.

Und dieser hatte merkwürdigerweise sofort ja gesagt, als er den jungen Coloman Stunden ins Gebet genommen.

Er hatte Frau Ilonas Bitten entsprochen und erklärt, für die Zukunft Colomans sorgen zu wollen.

„Wie hieß es eigentlich, Herr von Hallerstein?" fragte Edith Parsons aus Philadelphia mit heißen Wangen, als man die dritte Flasche geleert hatte.

„Für meinen Teil noch immer viel zu früh zum Scheiden!" flüsterte Coloman Petsch.

Er hielt seit einer ganzen Weile schon die beringte Rechte der Dame in seinen schlanken Händen.

Edith Parsons blickte zur Seite. „Ich — werde doch jetzt in mein Hotel fahren, lieber Hallerstein!" sprach sie, und was in ihrer Stimme dabei mitklang, war eitel Zärtlichkeit. „Wir brauchen deshalb ja nicht gleich von Scheiden zu reden! Ich werde Sie einmal zu mir einladen, Herr von Hallerstein!"

„Ja?" Coloman Petsch spielte auf überzeugende Weise den froh Beglückten. „Wollen Sie mir das versprechen, Edith?"

„Ich verspreche es Ihnen!"

Der junge Kavalier preßte die Hände der Millionärin. „Hier haben Sie meine Karte! Sie finden auch für etwaige Nachrichten die Nummer meines Postschließfachs darauf angegeben!"

Edith Parsons lispelte: „Sie hören von mir! Bald schon!"

Dann winkte Coloman Petsch dem Kellner. Er wehrte mit einer großen Geste und lächelnd ab, als Mistreß Parsons erklärte, zum mindesten ihren Anteil an der Rechnung selbst begleichen zu wollen.

Er legte einen Hundertmarkschein an den Tischrand und nickte ein gleichgültiges „Stimmt!", als der befrackte Oberkellner, der wie ein Diplomat aussah, ihm sechs Mark herauszugeben wollte.

Man erhob sich, nahm die Garderobe in Empfang und schritt durch ein Spalier sich verbeugender Kellner zur Tür.

Der Herr von Hallerstein ließ es sich nicht nehmen, selbst den Schlag von Mistreß Parsons' Cadillaclimousine zu öffnen und der Dame beim Einsteigen behilflich zu sein.

Der fette Chauffeur stand wie eine böse Bulldogge dabei.

Dann verbeugte sich der junge Herr noch einmal mit seinem gewinnendsten Lächeln, und der mächtige Wagen rollte davon.

Coloman Petsch aber schlenderte, nicht mehr lächelnd, in der entgegengesetzten Richtung seines Weges . . .

Und in ihr Hotel zurückgekehrt hielt es Mistreß Parsons für das Dringendste, alsbald den Mister Wilmot, ihren Sekretär, zu sich zu rufen und ihm zu eröffnen, daß man in den nächsten Tagen einen jungen Herrn aus Oesterreich zu Gast haben werde, den Sohn eines deutschen Aliceoffiziers und einer jugoslawischen Aristokratin, einen Herrn von ältestem Adel, und daß sich Mister Wilmot gefälligst über die Einzelheiten der aus diesem Anlaß zu treffenden „Arrangements" den Kopf zerbrechen möge.

Damit übergab die Millionärin ihrem etwas verdutzten Sekretär die mit einer vielzackigen Krone geschmückte Karte des Herrn von Hallerstein und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück.

Sie war von dem reichlichen Sektgenuß dieses aufregenden Vormittags etwas mitgenommen . . .

Ein Bräutigam und seine Sorgen

Mister Austen Strachen war einer der auffallendsten, aber keiner der angenehmsten Gäste des Hotels Elplanade.

Er trug mit Vorliebe schreiend helle Anzüge und grellfarbene Hemden, weißliche Hüte und schneeweiße Gamaschen, von denen er jeden Tag drei Paar verbrauchte; er war mit seinen ausgesuchten Launen und Anliegen der Schrecken des Personals, und gleich am Tage seiner Ankunft hatte es eine aufgeregte Szene gegeben, weil der junge Millionär allen Ernstes verlangt hatte, daß seine beiden weißen Pekingshündchen neben dem Tisch Platz finden sollten im Speisesaal auf zwei Porzellantellern ihr Futter bekommen sollten.

Es hatte einer zwanzig Minuten währenden Verhandlung und vielen Zuredens seitens aller maßgebenden Herren der Hotelverwaltung bedurft, den Janker von seiner Forderung wieder abzubringen.

Im übrigen verbrachte Mister Strachen seine Tage in Berlin im Zeichen nervösen Wartens auf seine Auserwählte.

Er schlenderte oder fuhr durch die Stadt und kam nie nach Hause, ohne neue, meistens erstaunlich sinnlose, immer aber märchenhaft teure Geschenke für Marina eingekauft zu haben; er plagte seine zukünftige Schwiegermutter mit endlosen Fragen und Ausbrüchen seiner Ungeduld — und er war das Entsetzen des ehrenwerten Mister Wilmot, des Sekretärs der Dame Parsons.

Auch an diesem Morgen zu Anfang Mai hatte Austen Strachen den unglücklichen Sekretär wieder in der Hotelhalle erwischt, als dieser gerade die Post in Empfang genommen . . .

„Nun?" schrie er, auf Mister Wilmot zustürzend.

Der Sekretär wußte: dieses „Nun" hieß, daß der Herr Bräutigam zu wissen begehrte, ob Nachricht von Marina unter der Post sei.

Klarer Blick, rasche Entschlußkraft, das gehört zum Florettfechten

Dieser Pimpf wird sicher seinen Mann stehen

(Schirner, Zander-M)

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Sir!"

„Sie sollen mich nicht immer Sir nennen!" brüllte Austen Strachen. „Ich bin kein Engländer! Ich bin Amerikaner! Ich bin Yankee! Ich bin Yankee-Doodle! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen-Strachen! Ich bin Yankee-Doodle-Dandy-Boy-Strachen

Wenn der Vorspann gedreht wird

Nachdem unser Kunstschriftleiter im Herbst vergangenen Jahres in den Ateliers der Ufa in Neubabelsberg zu Besuch war, suchte jetzt unser Berliner sl-Schriftleiter die Tobis in Johannisthal auf und konnte dabei sein, als gerade ein Vorspann gedreht wurde.

*

Die meisten Kinobesucher können viel zu wenig die schwere und aufreibende Arbeit würdigen, die von den Männern des Vorspanns für jeden Film geleistet werden muß und die erst eigentlich der schauspielerischen Leistung der Darsteller die Erfolgsmöglichkeit gibt. Die Leinwand gehorcht anderen Gesetzen als die Bühne. Der Schauspieler, der von den Brettern erstmalig ins Filmatelier wandert, muß sich dort mit vielem abfinden, das er nicht gewohnt ist. Jeder Schritt, jede kleine Geste, jedes einzelne Wort wird geformt und gefeilt, bis die Szene wirklich Gnade vor den Augen der Vorführmeister antwortlichen findet.

Draußen in den großen Tobis-Ateliers in Johannisthal haben wir ihnen zugeschaut und uns mit ihnen unterhalten. Seit 14 Tagen drehen sie an dem Film „Ich verweigere die Aussage", den die Märkische Panorama-Scheuer-Südost noch am Ausgang dieses Winters herausbringen will.

Der Aufnahmeleiter

Als erster begrüßt uns in der Kantine (dem allgemeinen Wartesaal aller Filmbeflissenen) der Aufnahmeleiter: Karl Gillmore. So ein Aufnahmeleiter ist das Mädchen für alles bei der Herstellung des Films. Er vertritt den allgewaltigen Produktionsleiter, er ist verantwortlich dafür, daß morgens bei Aufnahmebeginn alle an dem Tage benötigten Darsteller pünktlich zur Stelle sind. Er muß unter Umständen herumfokoren. sie einzeln herbeiholen. Er muß seine Augen auf alles richten. Sich drum kümmern, daß der „Fahrplan" genau eingehalten wird, daß die Szenerie mit der ganzen Vielfalt der erforderlichen wichtigen und unwichtigen Requisiten rechtzeitig und exakt aufgebaut ist. Der Aufnahmeleiter muß es aber auch verstehen, stets die richtige Atmosphäre bereit zu haben oder zu schaffen, die für ein gutes Zusammenarbeiten der vielen Beteiligten unerläßlich ist. Meistens zeichnet sich also der Aufnahmeleiter durch eine alles bezwingende Freundlichkeit und eine unerschütterliche Ruhe und Fassung aus. Bereitwillig steht er bei einer Tasse Kaffee den Fragen der neugierigen Gäste Rede und Antwort, wobei es gar nicht weiter auffällt, daß er fast zwischen jedem Satz irgendein Telefongespräch mit dieser oder jener Ecke der umfangreichen Ateliers-räume oder mit irgendeiner Stelle der Büros führt. Nun, gute Nerven gehören überhaupt als erste Voraussetzung zu aller Filmarbeit.

Der Autor

Das gilt bereits für den Autor des Stückes, also den Mann, der das sogenannte Drehbuch verfaßt. Wer es wagt, einen abendfüllenden Film im wesentlichen auf seelischen Entwicklungen und Konstruktionen aufzubauen, der muß schon einiges von den Ausdrucksmöglichkeiten der Leinwand verstehen oder zugleich so gut mit dem gestaltenden Regisseur zusammenarbeiten, wie der Autor Helmuth Brandis mit seinen Kameraden Otto Linnekogel bei der Herstellung des Films „Ich verweigere die Aussage".

Bildmäßig, meint Brandis zu unserer gemütlichen Kaffeerunde, läßt sich die Handlung und das wechselvolle Spiel der zahlreichen Komplexe des Stückes viel leichter auseinandersetzen, als mit berstenden Worten. Vielleicht charakterisiert es gerade die Herstellungsweise dieses Films, daß der Autor selbst die Handlung immer wieder durch Schilderung einzelner Szenenbilder erläutern zu müssen glaubt und daß er hier im Atelier neben seinem Regisseurfreunde Linnekogel steht, um Szene für Szene mitzuerleben.

Trotz des Titels handele es sich bei „Ich verweigere die Aussage" nicht um einen Kriminalfall. Doch spielt der Verlauf einer Prozeßverhandlung im Gerichtssaal eine entscheidende dramatische Rolle in der Handlung, die das Auseinanderleben und Wiedereinanderfinden einer Ehe mit aller inneren psychologischen Problematik in durchaus modernem Milieu zum Vorwurf hat. Sehen Sie, meint Brandis zu uns, als wir in der Halle 6 vor dem Aufbau der Szenerie des Gerichtssaales stehen, ein so mit moderner Problematik geladener Film wie dieser kann seine entscheidenden Szenen nicht in einem der üblichen, dem Stil einer vergangenen Zeit entsprechenden Säale spielen lassen. Deswegen wurde ein ganz moderner und hiesiger Gerichtssaal im Atelier aufgebaut, der dem dramatischen Geschehen einen würdigen Rahmen geben soll . . . und vielleicht einmal vorbildlich für einen neuen Gerichtssaal-Stil werden könnte, wie die Architekten natürlich gern hoffen . . .

Die Darsteller

Eine wesentliche Rolle spielen natürlich für einen Film, der psychologische Feinarbeit leisten und in stärksten Maße seelisches Geschehen zum Ausdruck bringen soll, die Darsteller. Olga Tschechowa ist leider an diesem Tage nicht im Atelier, dafür sehr sich Gustav Diesel ein wenig zu uns an den Tisch. Albrecht Schoenhals, den Vielbeschäftigten auf Brettern und Leinwand, und Hanne Mertens, die junge Schauspielerin der Münchener Kammerspiele, die in diesem Film erstmals eine große und wirklich künstlerisch höchst reizvolle Rolle erhält, treffen wir bei der Arbeit im Atelier.

Wir haben Glück. Es sind gerade zwei künstlerisch ungemein interessante Szenen, bei deren Entstehen wir zuschauen können. Wenige Worte nur, wenige Gesten und doch eine Tage nicht im Atelier, dafür setzt sich Gu- ungeheure Anforderung an die Ausdruckskraft in Spiel und Sprache.

. . . und der Regisseur

Unmerklich fast und mit beinahe zärtlicher Feinheit der Anweisungen führt Linnekogel die Regie. Erstmals werden wir ihn in diesem Film als Regisseur sehen oder besser gesagt spüren.

Sinnend sitzt er neben Hanne Mertens auf der Couch ihres Atelier-Wohnzimmers. Wenige leise Worte nur erfordert diese Szene, nur eine Handbewegung . . und doch muß der Zuschauer später von der Leinwand her die ganze seelische Erschütterung dieses kurzen Bildes in der Tiefe verstehen und miterleben können. Den Kopf ein wenig mehr nach links neigen, zunächst nur die Lippen tonlos bewegen, dann langsam und schwer die Worte formen. Jede Probedildaufnahme. Noch eine Probe. Jetzt Bild und Ton zur Aufnahme. Die vierzig, fünfzig Menschen ringsum um die einzige kurze Szene, die doch alle ihre wichtigen Funktionen zu erfüllen haben, halten unwillkürlich den Atem an. Das Bild ist geboren. Auf der Leinwand werden wir diese Szene mit der eindrucksvollen Hanne Mertens wiedersehen.

Kamera und Ton

Da hockt Georg Bruckbauer hinter seiner Kamera. Ganz konzentrierte Aufmerksamkeit. In leidenschaftlicher Spannung und doch lautlos bewegen sich seine Lippen. Wir können ablesen, wann und wie ihm das Bild gefällt.

Solange noch die Kamera die richtige Bildwirkung sucht und auf ihrer Rollschiene vorsichtig abtastet, steht Tonmeister Martin Müller daneben. Sein forschender Blick sucht die besten Tonmöglichkeiten ab. Jetzt verschwindet er unauffällig und leise wieder im Tonraum drüben an der Wand des Ateliers.

„Ruhe! Aufnahme!" Leise formen sich die Worte der Hanne Mertens. Das gleichmäßige Surren des Filmapparates ist unter der dichten Ueberseehaube erstickt.

Viel ließe sich noch sagen über die Leute vom Vorspann und ihr Werk. Und viele wirken noch helfend mit, deren Name niemals auf der Leinwand erscheint.

WER WAR DER MÖRDER?

War es der im dritten Stock? Die Polizei ist ihm auf der Spur

„War es der im dritten Stock?" Das ist der Filmtitel des neuen Ufa-Films, der in der Herstellungsgruppe Fanal-Film von Carl Boese inszeniert wurde. Und dieser Titel läuft als Frage durchs ganze spannungsreiche Werk. Ein ganzes Haus wird mit hineingerissen in diese Affäre, und fast jeder könnte schuldig sein

Hier ist der Ausgangspunkt des Ganzen: Die alleinstehende Olga Filimon (Iwa Wanja) ist mit Schußverletzungen in ihrer Wohnung aufgefunden worden. War es Selbstmord — oder war es Mordversuch? Das ist die erste große Frage.

Die Polizei beginnt ihre Arbeit. Der Kriminalkommissar (Paul Dahlke) macht erste Feststellungen am Tatort, der zugleich von Beamten der Kripo fotographiert wird. Fotos (6): Ufa-Kügler

Dieser russische Diener hier z. B. (Alexander Engel) ist besonders schwer belastet, und auch seinen Herrn (Ernst Dumke) sieht sich die Kriminalpolizei recht genau an . . .

Betrachtet man den Fall näher, macht sich allerdings Herr Seiderhelm, der mit seiner Gattin in wenig glücklicher Ehe lebt (Walter Steinbeck und Henny Porten) recht verdächtig. Aber reicht dieser Verdacht zur Feststellung der Täterschaft aus?

Auch auf dieses Paar, auf den Musiker Georg Kilby und seine junge Frau (Karl Stepaneck und Mady Rahl), weisen die Spuren hin. Sollten sie wirklich schuldig sein?

Wer war es nun wirklich? Am meisten denkt das Ehepaar Kaaden (Gerhard Dammann und Lucie Höflich) über diesen Fall nach, und auch der Vertreter Pöhlmann (Hans Adalbert Schlettow) versucht, hinter dieses Geheimnis zu kommen. Oder sollte gerade er . . .?

Haus, Hof und Garten

Winterschutz der Gartengewächse

Bei längerer, stärkerer Frostdauer können an verschiedenen Gartenpflanzen schädigende Einflüsse entstehen, die sich oft erst im folgenden Sommer oder noch später auswirken. Manche derartige Schädigungen sind durch einen leichten Winterschutz fernzuhalten, den man vorbeugend stets anwenden sollte.

An den Obstbäumen entstehen durch starke Frosteinwirkungen längsgerichtete Risse in den Stämmen und Rindenwundstellen, Frostplatten genannt, die das Wachstum und Leben der Bäume gefährden. Bei tieferen Bodenfrösten reißt dies auch für das Wurzelwerk zu, ein ausreichender Schutz der Baumscheiben ist anzuraten. Vom Steinobst sind Pfirsiche und Aprikosen besonders empfindlich; die Frostdolden verursachen Saftstockungen, und der sehr schädliche Gummifluß kann dadurch verstärkt werden. Gegen starken Dauerfrost werden deshalb, zumal in rauheren Lagen, die Stämme der Obstbäume, junge Anpflanzungen zuerst, bis zu den unteren Astteilen mit Schilfrohr, Reisig oder sonstigem Schutzmaterial umhüllt. In ähnlicher Weise werden (mit Sackleinen usw.) die Rebstöcke geschützt, wenn sie in weniger günstigen Lagen nicht besser niedergelegt werden. Einen unmittelbaren Schutz gegen Frost- und Sonneneinwirkung im zeitigen Frühjahr bietet das Anstreichen der Bäume mit Kalkmilch (hier ohne Zusatz von Baumkarbolineum), wodurch ein gewisser Temperaturausgleich erreicht wird. Als weitere Abwehrmaßnahme ist das Räuchern oder Heizen in den Obstgärten anzuführen, wie es vornehmlich zur Zeit der Knospenbildung und Blüte vorgenommen wird; allerdings ist die Durchführung schwierig und die Erfolgsaussicht unsicher. In Weinbaugebieten werden solche Maßnahmen gemeinschaftlich ausgeführt. Schließlich ist auch die Düngungsweise mitbestimmend, zusätzliche Kaligaben können bis zu einem gewissen Grade vorbeugend gegen Frostschäden (und Blattfall) wirken.

Beim Frostschutz der Gemüsepflanzen handelt es sich hauptsächlich um solche Arten und Sorten, die auch im Winter oder im Vorfrühjahr im Freien abgeerntet werden. Grünkohl ist winterhart und wird erst schmackhaft, wenn die Blätter Frost bekommen haben; ein leichter Winterschutz (Reisig, Laub) ist trotzdem in rauhen Lagen bei Dauerfrost erforderlich. Rosenkohl, ebenfalls eine beliebte Winterkost, ist empfindlicher und bleibt deshalb nur im gelinden Winterverlauf bei günstiger Lage und geschütztem Standort auf den Beeten, sonst wird er in Gruben eingeschlagen und nach Bedarf mit Stroh bedeckt. Winterlalat (Kopfsalat, Kapünchen) wird vor Frost und öfterem Auftauen durch Laub oder Reisig geschützt. Diese verschiedenen Schutzmaßnahmen werden so angebracht, daß die abgeernteten Gemüse leicht erreichbar bleiben. Die meisten sonstigen als Wintergemüse bezeichneten Arten — Winterkohlrabi, Winterrettich, Winterschnittlauch, Winterspinat — werden vor dem Frost herausgenommen und im Keller in Sand eingeschlagen oder in Töpfen und Mistbeeten weiter frisch gehalten. Mehrjährige Gemüse brauchen meist auch leichten Winterschutz. Artischocken werden vor Frostbeginn, sobald die Stengel über den Boden abgeschnitten und die Blätter zusammengebunden sind, angehäufelt und nach Bedarf noch mit Mist oder Torfmull abgedeckt. Spargel und Erdbeerbeete werden mit kurzem Dung belegt. Rhabarber erfordert ebenfalls eine Decke aus Mist, der im Frühjahr untergegraben wird.

Von den Blumenbeeten sind die empfindlichen Knollengewächse vor Frostbeginn eingekellert worden, um sie erst wieder anzupflanzen, wenn im späten Frühjahr jede Frostgefahr vorüber ist. Eine Anzahl hübscher Blüher sind aber draußen geblieben, die uns früher oder später im Frühjahr erfreuen sollen. Auch sie erfordern einen Schutz aus Reisig oder Laubwerk, u. a. Anemonen Hyazinthen. Narzissen. Tazetten, Iris, Lilien. Niedrige Rosen begnügen sich damit, wenn sie angehäufelt werden. Die bereits mit Knospen versehenen Rhododendron erhalten einen Winterschutz aus Laub, Torfmull oder dergl. im Bedarfsfall werden sie mit einem leichten Holzgestell überbaut, das mit einem Schutzmittel bedeckt wird.

Fritz Engelbart, Berlin-Lichterfelde.

Aus Praxis und Wissenschaft

Jede Ziege haßt den Strick

Die Leistungsfähigkeit jeder Ziege wird im wesentlichen auch durch die gute Haltung bestimmt. Es ist also ratsam, sich auch einmal um die Innenein richtung des Ziegenstalls zu kümmern. Allgemein ist hier zu sagen, daß die Ziege, die ihrer Herkunft nach ein Tier der Berge ist, die angestammte Liebe zur Bewegungsfreiheit trotz ihrer Umwandlung zum

Ohne Kette bewegt sich die Ziege ganz wie's ihr behagt. („Landw. Bilderdienst" M.)

Stalltier nicht aufgegeben hat. Nichts ist der Ziege mehr verhaßt als ein Strick. Gehen wir ihr also einen genügend großen Stall, am besten eine Box, in der sie sich „ungebunden" bewegen kann. Auch das Raufutter, das man der Ziege gibt, muß nicht unbedingt auf dem Boden liegen. Dort wird es ja doch zur Hälfte meist zertreten. Aus einer praktischen Raufe frißt die Ziege viel lieber. Die Tränke reichen wir der Ziege natürlich in einem Eimer, aber auch hier kommt es darauf an, wie man das macht. Es besteht ja auch keine Notwendigkeit, daß die Tränke immer verschüttet wird. Befestigt man den Eimer an der Stallwand, dann ist auch diesem Uebelstand abgeholfen. Unser Bild zeigt einen Ziegenstall, wie man ihn in neuerer Zeit erfreulicherweise bei manchem Ziegenhalter findet. Warum soll nun nicht jede „Micke" einen Stall haben, der ihr behagt?

Schatten der Alleebäume mindert den Ertrag der Feldfrüchte

Bei der Bepflanzung von Feldwegen und der Alleen wird viel zu wenig darauf geachtet, nur solche Baumarten zu verwenden, die keine Ertragseinbuße bei den unter den Bäumen angepflanzten Früchten verursachen. Jürgen Halle, Mersefurg, berichtet in der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse" Nr. 1 über seine Erfahrungen auf diesem Gebiete. Er kommt zu dem Ergebnis, daß nicht, wie meist irrtümlich angenommen wird, der verschieden große Wasser- und Nährstoffentzug der Bäume der Grund für die Entwicklungsstörung der Feldfrüchte unter den Bäumen ist, sondern in der Hauptsache die Beschattung der Feldpflanzen durch die Bäume. Die Randschädigungen einer Allee ändern sich je nachdem, in welcher Richtung sich die Allee erstreckt. Die Ertragseinbuße bei den Pflanzen ist um so geringer, je mehr die Allee sich der Richtung Nord zu Süd nähert. Größer sind die Schäden bei den Pflanzen, je mehr die Allee von Ost nach West verläuft. Im letzten Falle kann man jedoch nur auf der Nordseite der Allee Schädigungen feststellen, während auf der Südseite keine Nachteile zu erkennen sind. Die Einwirkung der Bäume auf die Pflanzen hängt von der Stärke und dem Beginn der Laubentwicklung ab. Besonders die Kastanien mit ihren frühen, großen Blättern sind schädlich, während Akazien den Ertrag der Früchte kaum beeinträchtigen.

Auch die Kulturpflanzen reagieren verschieden auf die Einwirkungen der Alleebäume. Die aus den südöstlichen Gebieten stammenden Sonnenfrüchte leiden am meisten. Besonders empfindlich ist Mais, auch der Stärkeertrag der Kartoffeln wird erheblich gemindert, da die Stärke ein Sonnenprodukt ist. Unter Alleebäumen gepflanzte Sommergerste bringt neben verspäteter Reife auch Ertragsausfall. Roggen dagegen ist beinahe unempfindlich.

So legt man nasse Wege trocken

Wohl in jedem unbefestigten Feldweg findet man Stellen, die bei nassem Wetter nur durch große Gräben oder umständliche Entwässerungsanlagen trocken zu legen sind. In solchen Fällen ist oft schon viel gewonnen, wenn man wenigstens einen Abfluß des Wegewassers in große Sammellöcher ermöglicht. Da diese offenen Erd-Löcher für Mensch und Tier in der Dunkelheit jedoch immer eine Gefahr bilden, muß man sie wenigstens etwas mit Weidengestrüpp einzäunen. Auf die Dauer befriedigen solche Sammelgruben nicht, so daß zu prüfen ist, ob das Wasser nicht in unterirdische Kiesschichten abgeleitet werden kann, denn meist wird die schlechte Beschaffenheit des Weges das von undurchlässigen Erdschichten herführen, die dann durchbrochen werden müssen.

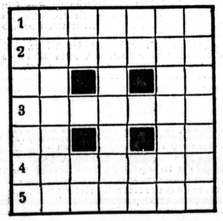
Am besten ist es, das Wasser bis in die Kiesschicht in den Boden abzuführen. („Landw. Bilderdienst" M.)

Ist eine Versenkung des Wassers in den Untergrund möglich, so wird man das eingezäunte Sammelloch mit kantigrohen Steinen auffüllen und es als Schlammfang betrachten, indem man die Wasser-Ableitung nicht vom Boden der Sammelgrube, sondern im letzten Drittel der Grube vornimmt. Von dort wird eine Rohrleitung in den Untergrund bis an die Kiesschicht hineingeführt. Um ein schnelles und auch dauerndes Absinken zu ermöglichen, wird man in der Kiesschicht noch eine Sickerpackung herstellen, indem man verschieden große Sammelsteine kugelförmig derartig übereinander packt, daß die größeren Steine innen aufgeschichtet und die kleineren nach außen hin geschüttet werden. Natürlich müssen derartige Einrichtungen von Zeit zu Zeit gereinigt werden, wenn sie wirklich immer mit Erfolg arbeiten sollen. Im übrigen darf nicht vergessen werden, daß das in den Untergrund versickernde Wasser irgendwo wieder zu Tage tritt. Es ist deshalb sorgfältig zu prüfen und zu überlegen, ob durch diese Maßnahme Nachbarn geschädigt werden können, da sonst Schadenersatz-Ansprüche zu befürchten sind. Unbedenklich kann man diese Einrichtung nur im eigenen Gelände oder in Waldungen anlegen.

Die Pastinake ist ein bekömmliches Gemüse

Wie die Möhre so ist auch die Pastinake ein beliebtes Gemüse und von bekömmlicher Nahrung. Schon Karl der Große befahl ihren Anbau, im Mittelalter galt sie als Fastenspeise und Fischersatz. Die edle Pastinake ist aus der gemeinen Pastinake durch Züchtung entstanden. Ihr Wohlgeschmack tritt erst vom September ab ein. An Stärke und Zucker ist sie sehr reich (8—10 Prozent). An Eiweiß besitzt sie 1,3, an Fett 0,38 und an Salzen 1 Prozent. Namentlich Kali-, Phosphor- und Kalklalze stecken in ihren Wurzeln, sie übertrifft darin sogar die Möhre. Die Pastinake kann man genau so wie die Möhre zubereiten, also zu Suppen, Gemüse, Salat (leicht gekocht, gehobelt und mit Zwiebeln usw. bereitet).

Magische Figur.



a — a — a — a — a — a — a — a — a — a — b — b — e — e — e — e — e — e — g — g — i — i — i — i — l — l — n — n — n — n — r — r — r — r — r — r — s — s — t — t — t — t

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Verbindungsfluß zwischen zwei nordamerikanischen Seen, 2. Werbemittel, 3. hoher Offizier, 4. Gartenanlage, 5. Künstlerwerkstatt.

Auslassungsaufgabe.

Wahl — Orange — Culm — Ahr — Waal
Raute — Kirsche — Mosche — Oktave
Gruß

Aus vorstehenden zehn Wörtern soll durch Auslassung je eines Buchstabens ein neues Wort gebildet werden während die ausgestoßenen Buchstaben aneinandergefügt, eine Naturerscheinung ergeben.

Drei-Silben-Kettenrätsel.

a — a — be — de — e — ge — ge — gen — gi — gi — kro — le — log — mei — ne — o — or — pi — ran — ri — se — se — phie — si — .

Aus vorstehenden 24 Silben sind 12 dreisilbige Wörter zu bilden, und zwar soll stets die Endsilbe des einen Wortes die Anfangssilbe des darauffolgenden sein, mithin die Endsilbe des letzten Wortes gleichzeitig die Anfangssilbe des ersten.

Die zwölf Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Erzählungsart, 2. Wahlspruch, 3. Fisch, 4. Insekt, 5. andere Bezeichnung für Reihe, 6. anderes Wort für Fläche, 7. Lebensdrittel eines jungen Vertobenen, 8. Teil eines Hauses, 9. seemännische Bezeichnung, 10. Südfrucht, 11. männlicher Vorname, 12. andere Bezeichnung für Kamerad.

Worträtsel.

Ein Fragewort und ein Fürwort daran,
Ergeben das, was mancher Mann
So gern vor seinem Titel hat,
Den Kellner ehrt's, doch wenig gilt's im Skat.

Personennamen-Kapselrätsel.

In jedem der nachstehenden sechs Sätze ist ein männlicher Name verkapselt enthalten. — Wie lauten diese?

1. Alle haben Notiz genommen von dieser Nachricht.
2. Er war Turner, sonst hätte er diese Uebung nicht fertiggebracht.
3. In diesem Tal bin ich noch nicht gewesen.
4. Die Heringe sind mit Essig mariniert.
5. Los, Karl, zeige mal, was du kannst!
6. Erika hvarte fleißig für eine Sommerreise.

Rätsel.

Wenn einer sich mit mir verbindet,
O Wunder, daß sich keiner wiederfindet;
Und fix' ich an dem Erker vor dein'n Haus,
So mach' ich ein Gefängnis draus.
Nun suche mich und setze mich vor Noten:
Dann findest du und lösest auch den Knoten.

Silbenrätsel.

eit — dau — be —dith — e — en — ern — gar — grimm — hin — im — in — it — le — lus — reit — ti — mann — me — na — nau — ne — nel — now — pe — ra — rae — sans — schlie — ste — te — ten — ter — tisch — tur — un — war — zy.

Aus den vorstehenden Silben sind 19 zweisilbige Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch von Friedrich Rückert ergeben.

Die zusammengesetzten Silben haben folgende Bedeutung: 1. hölzernes Küchengefäß, 2. weiblicher Vorname, 3. Bad in Hohenzollern, 4. Wasseranlage, 5. größere Wegstrecke, 6. asiatischer Strom, 7. Stadt in Frankreich, 8. Vorrangsreihe, 9. eingefriedetes Land, 10. Einbringen der reifen Frucht, 11. volkstümliche Bezeichnung für Lärm, 12. Stadt und Fluß in Mecklenburg 13. Spielkartenblatt, 14. Gewürzblüte, 15. Altertumsforscher, 16. weiblicher Vornname, 17. Edelsteinsorte, 18. verhalener Zorn, 19. Hindusprache.

Denksportaufgabe.

Ein Bekannter ist zur Zeit 30, sein jüngerer Bruder 20 Jahre alt, mithin 3:2 das Verhältnis seines Alters zu dem seines Bruders. Nach wieviel Jahren wird das Verhältnis nur 5:4 sein?

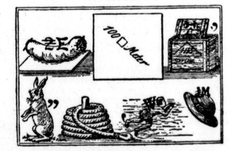
Scherzfragen.

1. Wer bricht eher ein Bein, jener, der von der Bank, oder jener, der vom Kirchturm fällt?
2. Welche Aehnlichkeit ist zwischen einem Magen und einem Wagen?

Gleichklang.

Die Bücher werden's, der Vertrag,
die Türe und das Jahr.
So mancher leht's — du glaubst es nicht —
's ist ganz gewöhnlich wahr.

Bilderrätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Steigerungsrätsel: 1. Korn, Körner; 2. Streich, Streicher; 3. Tur, Türer.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Stat, 2. Kas, 3. Jam, 4. Sport, 5. Anni, 6. Alma, 7. Markise, 8. Alt, 9. Priorin, 10. Stau, 11. Radi, 12. Zaste, 13. Zee, 14. Ela, 15. Wert. — Senkrecht: 1. Siam, 2. Bole, 9. Pas, 16. Kanal, 17. Amur, 18. Rem, 19. Stab, 20. Pastor, 21. Klaus, 22. Ali, 23. Elder, 24. Ehe, 25. Rate, 26. Niet, 27. Tal.

Silbenrätsel: 1. Datel, 2. Idiot, 3. Elba, 4. Gellert, 5. Ukas, 6. Zaisichent, 7. Emmi, 8. Estella, 9. Heller, 10. Gigelb, 11. Ingwer, 12. Salve, 13. Tilburg, 14. Emmi, 15. Ilow, 16. Reste. — „Die gute Ehe ist ein ewiger Brautstand!"

Vierfältige Charade: Ladenhüter.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel: Waagerecht und senkrecht: 1. Stat, 2. Kanu, 3. Anke, 4. Tuer, 5a. Subl, 5b. Sura, 6a. Umea, 6b. Umea, 7. Reni, 8. Aare, 9. Henriette, 10. Laie, 11. Goer, 12. Ofte, 13. Reek.

Magische Zahl: $142\,857 \times 2 = 285\,714$, $142\,857 \times 3 = 428\,571$, $142\,857 \times 4 = 571\,428$, $142\,857 \times 5 = 714\,285$, $142\,857 \times 6 = 857\,142$.

Tätigkeitsrätsel: Gendarm.

Scharade: Allerhand.

DIE HOSE

Von Fritz Müller, Partenkirchen

Schiller, auf der Höhe, kann sich einen Rock für dreißig Taler leisten, den sein Enkel noch getragen hat.

Ich, auf der gleichen Höhe, leiste mir für gleiches Geld den Mantel, der ein Jährlein vorhält.

Mein Sohn, auf der Höhe — von den Töchtern ganz zu schweigen — wird den Zeitrekord auf ein Monat drücken. Meinen Enkel sehe ich täglich — rein und raus, rein und raus — die Röcke wechseln.

Wenn das kein Riesenschritt ist . . .

Mein Nachbar auf dem Lande ist Holzarbeiter. Mit der Steuer kennt er sich nicht aus. Ich habe ihm gehofken. „Was kost's?" fragt er.

„Nichts."

„Was nix kost', is nix wert."

„Ihr habt eine alte Lederhose, könnte ich die sehen?"

Schweigend sperrt er seine Kammer auf. Da steht ein rotweiß gewürfeltes Bett, da steht ein Schrank aus der Zeit, wo Gustav Adolf hier vorbeikam, da steht eine Standuhr, da steht eine Hose. Sie steht wirklich. Baumpech ist an dieser Hose. Abgewetzt ist sie. Wunden hat sie. Ein Rest von einem grünen Schleifchen ist daran. Herrgott, diese Hose wenn ich kaufen könnte!

„Reichtenbauer, wie alt ist diese Hose?"

„Alt? Ja, da hast recht, daß die alt is."

„Wie alt?"

Ich sah es hinter seiner zerfurchten Stirn rechnen. Stauer rechnen. Zahlen liegen einem Holzer nicht. Ist schon schlimm genug, daß das lebendige Holz das er fällt, in Kubikmeter verrechnet wird.

Ich will ihm helfen: „Die hat wohlich schon dein Vater getragen?"

Jetzt muß er lachen: „Die Hosen? O mein, o mei, aus dera Hosen san schon fünfe rausgstorm!"

Her—aus—ge—storben! Mit einem Schlage sehe ich fünf Geschlechter in die Hose hineinwachsen, aus der Hose heraussterben.

Menschen kommen und gehen, die Hose dort in der Ecke steht. Fünf Geschlechter Holzbauern! Sie haben miteinander einen Wald gekällt, so groß wie eine Stadt. Sie haben miteinander Wälder neu gebaut, so groß wie ein und die halbe Stadt. Auch ein Wald, der kommt und geht. Die Hose dort aber, die steht!

„Was kost't f't"

„Nix."

„Was nix kost't, is nix wert."

„Nix wert!" grollt's aus der behaarten Holzerbrust. „Steig nei'!"

„Ich — ich —"

„Nei' steig, sag i!" donnert er.

Ich steige in die Hose. In die Fünf-Geschlechter-Hose. Dort hängt ein Spiegel, drumm, ich kann mich sehen. Ich sah nicht gut aus. Ich habe keine Hose an, die Hose hat mich an. Die Hose herrscht mich an: „Wo hat dei' Saag?"

„Ich kann nicht sägen."

„Wo hat dei' Beil?"

„Ich kann kein Beil halten?"

Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich war ich aus der Hose rausgefallen. Durchgefallen, wie man durch die Prüfung fällt.

Der Reichtenbauer stellt die Hose wieder in die Ecke: „Mir für di", sagt er, „mir für di."

Ich sehe es ein. Tragen kann ich diese Hose nicht. Höchstens über sie was schreiben.

Halt, noch etwas kann ich. Meinen Sohn, wenn er den gwölften Mantel kauft, Enkelin, wenn sie das hundertelfte Fähnchen „unbedingt" zu tragen nötig hat — die will ich beide an die Reichtenbauer-Hose führen.

Ich sage das dem Reichtenbauer.

„Und nacha?" sagt der Reichtenbauer.

„Nachher will ich ihnen einen Vortrag über diese Hose —

„Ein'n — was?"

„Einen Vortrag."

„Vortrag? Geh zua, wennst es du net fürtragn kannst, wie erst die andern mit ihre Rindbolzstecka!n!"

Ich erklärte ihm, was ein Vortrag ist.

Er sagt nichts. Er kratzt sich hinter den Ohren. Er geht aus der Kammer. Mit einem letzten Blick auf seine Hose. „Einen Vortrag?" sagt der Blick, „einen Vortrag? Dös halt f' nimmer aus, da geht f' drauf."

„Was soll denn diese kleine Bestie in ihrer Westentasche?"
„Die paßt auf meine Uhr auf."
(„Illustratione Italiana")

Ballgeflüster

„Fräulein Reni, ist es nicht herrlich, so im Walzertakt zu wiegen?"

„Dann betrachten Sie aber bitte meine Füße nicht als Wiege, Herr Meier!"

*

Der Schneider kam um sein Geld. Das Dienstmädchen ließ ihn sofort herein.

„Ist der Herr heute zu Hause?" fragte der Schneider verwundert.

„Gewiß."

„Da habe ich heute Glück! Sonst, wenn ich mit der Rechnung kam, war er stets nicht da."

Das Mädchen Minna lächelte: „Ja. Aber gestern hat man mir gekündigt."

„Jetzt fängt er schon wieder an"

Der Bub hatte seinem Vater erklärt, der Rechenlehrer sei immer so häßlich zu ihm. Darauf nimmt der Vater sein Söhnchen bei der Hand und geht mit ihm zur Schule, um Abhilfe zu schaffen.

„Aber mein Junge", verteidigt sich der Lehrer, „ich meine es doch nur gut mit dir! Das Rechnen fällt dir etwas schwer! Da muß ich schon etwas nachhelfen. Kannst du mir zum Beispiel sagen, wieviel fünf Prozent von 100 Mark sind?"

Da verzieht der Bub sein Gesicht, klammert sich an seinen Vater und heult: „Siehst du, Papa, jetzt fängt er schon wieder an!"

*

Arzt: Warum sind Sie denn nicht eher zu mir gekommen?"

Patientin: „Ich habe erst die Wässern gefragt, und —"

Arzt: „Na, die wird Ihnen einen rechten Unsinn geraten haben!"

Patientin: „— und die schickte mich zu Ihnen, Herr Doktor." (Allg. Wegweiser.)

*

„In welcher Farbe wünschen Sie die Handschuhe?"

„Kaffee-Farbe."

„Hm! Nehmen Sie viel oder wenig Sahne?"

Lange Leitung

„Donnewetter, Ede, hast du aber wieder 'nen schicken Hut! Was tust du bloß immer mit deinen alten Hüten?"

„Laß ich im Café hängen."

„Du kannst doch nicht ohne Hut rausgehen!"

„Dussel!"

*

Der Schwärmer schwärmte: „Gibt es etwas Kleineres als Ihre Füße?"

Sie lächelte schmerzlich: „Ja — meine Schuhe!"

*

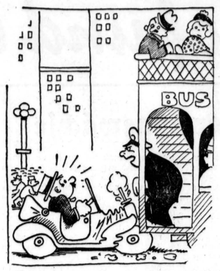
„Wenn du wählen dürftest, Hänschen, wer möchtest du lieber sein: Cäsar oder Napoleon?"

„Ich will ich selbst sein, denn ich habe morgen Geburtstag!"

„Hummern haben Sie heute? Sind die auch frisch?"

„Na, seh'n Se denn nicht, datt se noch lebendig sind?"

„Lebendig, jawoll. Aber ick bin ja auch noch lebendig, bloß frisch bin ick nicht mehr."



„Womit bremsen Sie nun, wenn mal kein Omnibus da ist?" („Everybodys Weekly")

„Eine kann ich Ihnen ja noch abschälen, meine Dame. Dann müssen Sie sich aber entscheiden, ob Sie meinen Kartoffelschäler kaufen wollen oder nicht."
(„Newyorker", Newyork)

Murx in den Alpen

Murx zum Bergführer: „Wäre es nicht besser, wenn man diese gefährlichen Gletscherspalten mit Sand ausfüllen würde?"

*

Karl erzählt dem Emil von den Rigaern, weil sie gerade am Zaun eines Rickkisses stehen.

„Wann, Emil? Rigauner sind mächtig leidenschaftlich. Sie können so wütend werden, daß sie sich jetzenseitig dotstechen, aber schon in de nächste Minute sind se wieda de besten Freunde von de Welt!" (Die Woche)

*

Der Arzt traf den Schneider — gab ihm die Hand.

„Bei Ihnen alles gesund?"

Der Schneider dankte:

„Ja. Bei Ihnen alle Anzüge gebügelt?"
(Berliner Illustrierte Zeitung)

*

Arzt: „Ja, gnädige Frau, Sie sind nun vollkommen in Ordnung mit Ihrer Gesundheit. Das sagte ich Ihnen schon neulich. Warum sind Sie denn heute wiedergekommen?"

Patientin: „Ach, Herr Doktor, Sie haben im Wartezimmer eine Zeitung in Fortsetzungen, „Der 7. Tag". Da erscheint so ein interessanter Roman und den möchte ich noch auslesen!"

*

Fonz wollte einmal einen Papagei haben.

„Mit dem werden Sie zufrieden sein", meinte der Händler. „Der lernt alles, was Sie sprechen!"

Nach zwei Monaten kommt Fonz zurück: „N . . . tein . . . a . . . gelegt ha . . . haben Sie mich!" schrie er den Händler an. „Der Papa . . . papei f . . . stottert!"
(Münchner Illustrierte Presse)

Der Direktor: „Sie kommen schon wieder eine Stunde zu spät, Fräulein, und ich komme mit meinen Briefen nicht weiter. Sie müssen einmal wirklich etwas tun . . . Bringen Sie mir wenigstens das Schreibmaschinenschreiben bei!"
(„Humorist", London)

„Der Sessel ist richtig, den nehmen wir sofort mit."
(„Saturday Evening Post")

Die Nutznießer

Horrido hat ein Jagdrevier gepachtet. Nach der zweihundertzweiten Patrone liegt der erste Hase. Horrido läßt sich mit dem Krummen Photographieren. Dann steht er versonnen und denkt nach.

„Ich habe da irgendwo gelesen", sagt er, daß es früher Völker gab, die nur von der Jagd lebten."

„Unmöglich!"

„Doch! Aber ich glaube, das waren die Verpächter." (Lustige Blätter)

*

Ein hoher exotischer Gast besichtigte eine amerikanische Automobilfabrik.

„Es würde uns eine Ehre sein", versichert der Werkleiter, „wenn Hoheit unseren Wagen fahren würden!"

„Was kostet das Auto?"

„Wir möchten den Wagen als Geschenk überreichen!"

„Geschenke nehme ich nicht an."

„Gestatten Sie uns dann, Hoheit, Ihnen unser neuestes Modell für fünf Dollar zu verkaufen!"

Der exotische Gast ist einverstanden und zieht einen Zehndollarschein aus der Brieftasche.

„Ich kann leider nicht wechseln", äußert darob der Werkleiter, „haben Sie es vielleicht doch passend?"

„Das macht nichts", wehrt der exotische Gast ab, „dann nehme ich für die restlichen fünf Dollar einen zweiten Wagen!"
(Effiratablatt)

*

„Oft", so äußert ein Verwandter, der sein Beileid ausspricht, „merken wir erst nach dem Heimgang unserer Lieben, wie wertvoll sie uns gewesen sind!"

„Das stimmt", antwortet die Witwe, „ich habe auch nicht geahnt, daß mein Mann so hoch versichert war!" (Matin)

Verdauung in Ordnung der ganze Mensch in Ordnung. Kneipp-Tabletten, altbewährt, regelt in vielen Fällen schnell und sicher die Verdauung und reinigen das Blut. Kneipp-Pillen sind bei Leberträgheit, Verstopfung, Hämorrhoiden, Blutwallungen, Schwindel, Ohrensausen, Kopfschmerzen, Migräne, Appetitlosigkeit, Darmträgheit, Gelbsucht, Hautunreinheiten, Ausschlag, Flechten, Blutarmut, Bleichsucht, Frauenleiden, Wechseljahrbeschwerden, Nervosität, Schlaflosigkeit, Ischias, Rheuma, Gicht, Nierenleiden, Blasenleiden

Junker Veit verscherzt sein Glück

Eine Mär von Eilhard Erich Pauls

Es ist natürlich eine alte Geschichte, aber deshalb braucht keiner zu denken, daß sie nicht erzählt werden sollte. Auch in ritterlichen Zeiten waren die Menschen Geschöpfe wie wir. So könnte es doch auch heute noch vorkommen, daß ein junger Mann der sein Mädchen lieb hat, sich dennoch vor seinen Bankgenossen in der Schenke schämt. Aber Dame Heilwig, die ein kleines Mädchen war, zierlich und unschuldig, daß man sie nur liebhaben konnte, mochte nun nicht mehr leben. Nein, sie mochte nicht mehr.

Es war natürlich in der Schenke gewesen, einer etwas verrufenen Waldschenke, daß die Bankgenossen den Junker Veit verhöhnten. Sollten sie etwa ihren besten Stumpan verlieren, nur weil da ein kleines, unschuldiges Mädchen vorhanden war? Man kann ihnen das doch nicht übelnehmen und darf sie nicht für schlecht halten. Sie fingen damit an, daß sie ihn auslachten. Freilich vorher hatten sie einen Schrei bekommen, als Junker Veit ihnen seine Verbindung mit der Dame Heilwig von Klingen verkündete. Nun sollte das also aufhören, dieses unbeschwerte, liederliche Leben mit Wein und Schulden, mit Karten und leichten Mädchen, da Junker Veit nicht mehr mittun wollte, der unter den Wilden der Wildnis und unter den Vergnügten immer der Vergnügteste, der lauteste Lärmer gewesen war. Die guten Freunde sprachen ihm bieder zu. Sie waren so treu und meinten es so gut. Er sollte ein Kerl bleiben, wie er bisher ein Kerl unter Kerlen gewesen war. Sie tieten dringend ab, ein Leben gerade da zu ändern, wo es am schönsten wäre. Und der Junker Veit, ärgerlich, daß er, bisher der Umjubelte, nun ein Stein des allgemeinen Anstoßes geworden wäre, — er konnte viel vertragen, trank jedoch diesmal noch mehr. Sie hatten schließlich leichtes Spiel. Ferne schien es dem Junker, als ob eine Unschuld weinte. Fern war es ihm, als ob er eine Liebe verrate, die dennoch eine Liebe bliebe, und tief im Herzen fühlte er bezweifelt, daß er ein Glück um ein Vergnügen verkaufte, aber in seiner Hand brannte der Becher, und vor seinen trunkenen Augen lockte die Leidenschaft.

Daß war das Ende des leichten Spieles, daß sie hier in der Schenke und gemeinsam den Absagebrief schrieben. Der Junker machte einen dicken Klecks hinter seinen Namen. Ferne war es ihm, als ob ein Herze bräche. Aber der Augenblick läutete voll johlenden Gelächters. Da war er taub und krank. Sie waren noch einmal sehr vergnügt miteinander. „Nimm dich in acht!" warnte das leichte Mädchen, das ihm auf den Knien saß. „Gebrochenes Herz, gekränkte Frauen! Das geht dir an das Leben." Aber, die Warnung schlug er in den Wind.

„Nimm dich in acht", warnte lachend ein Bankgenosse. „Die Dame Heilwig hat einen, den sie senden kann."

„Den Vetter? Den, der oben auf dem Schlosse lebt?" schrie der Junker und tobte in Eifersucht.

„Nimm dich in acht!" lispelten sie nun alle und dröhnten sie alle. Es schien ihnen ein neuer Spaß, daß einer von ihnen eifersüchtig wäre, gute Bankgenossen, die sie waren. Um ihre geringere Unschuld gerieten sie in keine Eifersucht hinein.

Darum tobte der Junker. „Der Vetter von Klingen, selber ein Mädchen, Verse macht er. Ich zerbreche ihn so mit meinen Fäusten."

Der Vetter war in der Tat zerbrechlich und machte Verse, Lieder machte er, die er vor Dame Heilwig sang, weiche Liedchen. Er ging lieber in seidenen Kleidern und pflückte Blumen. Sein Harnisch hing vergessen in der Waffenkammer . . .

Nein, sie mochte nicht mehr leben, nun nicht mehr, da sie das erfahren hatte. Sie wußte nichts von Verrat und Untreue. Sie war ein feines, unschuldiges Kind, der die Welt noch nie häßlich begegnet war. Aber sie selber hatte ihr Herz dem fröhlichen Junker Veit geschenkt. Der hatte ihr den Absagebrief geschrieben, und es wurde ihr natürlich auch hinterbracht, wie das geschehen wäre. Viel Gutes wurde dabei nicht an dem Junker gelassen. Sie hatte nie vorher derartige Erfahrungen gesammelt, daß die Welt und dieses Lebenmüssen so häßlich wären.

Es war nicht so, daß sie sich rächen wollte. Sie wußte von Rache nichts, wie sie von Haß nichts wußte. Es war nicht so, daß sie als eine beleidigte Dame Wiederherstellung ihrer Ehre forderte. Sie wollte nur sterben. Es war nur ihre Unschuld, aber es gab nun keine — teuflischere Art der Rache als diese, die sie nun vorbereitete.

Der Junker war einmal, noch einmal auf dem Heimritt vor der Schenke. Im Hohlweg des Waldes drang ein Gewappneter auf ihn ein, der das Gitter seines Helmvisieres verschlossen hatte. Es wäre nicht nötig gewesen, daß er seinen Wappenschild ihm deutlich zeigte. Die gekreuzten Klingen der Schloßbewohner drohten auf dem Schilde. Der Junker wußte auch so, daß es der Vetter war, dieser Laffe, der Verse machte. Dame Heilwig hatte ihn gesandt. Der Junker ward den anreitenden Vetter mit dem ersten Stoß schon aus dem Sattel. Der Vetter fiel krachend auf die Erde. Aber der Junker war böse, in toller Eifersucht war er, daß solch ein Fant ihn nun ausgelachen hatte. Zwischen Helm und Brünne konnte er ihm den Dolch in die Brust. Dann riß er die Halsperge auf, den Helm ab. Da flutete ihm die Fülle des gedrängten Haares entgegen. Dame Heilwig dankte ihm mit dem letzten Blick ihrer lieben Augen.

Den Junker Veit jagten höllische Geister von dem Orte weg. Er nahm Dienst irgendwo, wo Krieg war. Man hörte nichts mehr von ihm.

Die saudumme Lieb'

Von F. Schrönghamer Heimdal, Passau-Haidenhof

Der Krennpinkl von Krennpinkling hat einen Kopf wie Granit und ein Herz wie Eisenbeton, wenn es sein muß. Aber sonst ist er nicht zuwider.

Die Krennpinklin von Krennpinkling paßt zu ihrem Bauern und Gebieter wie die Hade zum Stiel. Wenigstens tut sie so, als ob sie mit ihm in allen Stücken einig einge. In Wirklichkeit hat sie ihren hartgottenen Tagbären am Gängelbande, und ihre Weiberlist überwiegt seinen Machtdünkel bei weitem, ohne daß er es merkt. Aber wenn er schon weint, mit einem Machtwort seinen Willen durchsetzen, dann ist es allemal der Wille seiner kreuzbraven, grundguten Bäuerin, die die Widerhaken seiner Kernnatur schon längst, bevor sie zum Durchbruch kommen, auf ihre Mühlen zu leiten gewußt.

Besonders grimmig ist der Krennpinkl auf die sogenannte Liebe zu sprechen, die in jungen Jahren in den Herzen ahnungsloser Menschenkinder aufzukeimen pflegt, ohne daß sie es merken und ohne daß sie etwas dafür können, weil sie ungefragt kommt und einfach da ist. Für diese sogenannte Liebe, die der Krennpinkl nur aus Kalendergeschichten und sonst vom Hörensagen kennt, hat er nur ein verständnisloses Kopfschütteln und eine nicht sehr schmeichelhafte Bezeichnung, nämlich „saudumm".

Nun hat aber der Krennpinkl ein einziges Dirndl, das blutsaubere Roserl, das einmal den schönen Hof und das bare Geld als Alleinerbin besitzen wird. Was Wunder, wenn der Krennpinkl über diese Mädchenblüte brütend wacht wie der Drache über dem Schatz?

Und dieses blutsaubere Dirndl, nach dem sich sämtliche Bauernburschen aus den umliegenden zehn Dörfern schon von weitem die Finger abschlecken, ist soeben in die Jahre gekommen, wo die saudumme Lieb' solch ein Herzlein zu befallen pflegt, wie die Biene den Blütenleich.

Es schmeichelt zwar dem Krennpinkl, wenn sich die Burschen nach seinem Dirndl schon von weitem die Finger abschlecken und Biermäuler hermachen wie die Hofhunde zum Kirchtagsschmaus, denn das Dirndl ist ja doch sein eigenes Fleisch und Blut, und die Wertschätzung, die ihm zuteil wird, fällt ja doch letzten Endes auf ihn als den leibhaftigen Vater dieses begehrten Ackerdistels zurück.

Weil aber an diesem Lederhosen Haus und Hof und die ganze Zukunft des Krennpinklschen Gebietes hängt, die ihm nicht gleichgiltig sein kann als dem derzeit noch verantwortlichen Treuhänder und Machthaber seines Hofwesens, hat er halt allemal, wenn er solche Liebeskäuzereien bemerkt, seinen Kopf von Granit und sein Herz von Eisenbeton.

Aber sonst ist der Krennpinkl nit zuwider, wie wir alsbald sehen werden.

Es darf verraten werden, daß sein so grimmig behüteter Schatz, das blutsaubere Roserl, schon längst in heller Liebe entbrannt ist und zwar für den Kranwitter Micherl, einen baumstarken Bauernsohn vom Nachbardorf Kranwittling.

Die ganze Welt weiß es bereits, wie es um das Krennpinkler Roserl und den Kranwitter Micherl steht, nur der Krennpinkler weiß es nicht. Der, wenn eine Ahnung hätte von „dieser saudummen Lieb", der wäre imstand und tät sein Dirndl, sein eigenes Fleisch und Blut verstoßen und mit Schande vom Hofe jagen wie der Graf seine Tochter, die ihr Auge auf den Jägerburschen geworfen hat, wie's im Kalender steht.

In diesen Dingen versteht der Krennpinkler keinen Spaß.

Und weil das Roserl ihren Vater in dieser Richtung schon kennt, hat sie ihren Herzallerliebsten, den Kranwitterklachl schon tausendmal beschworen: „Um Gotteswillen, Micherl, allerliebster Herzensschatz, o du mein Einziger, laß dir fein nichts anmerken, von unserer Lieb, wenn der Vater um die Wege ist. Aus wär's und gefehlt wär's. Tu dir ja die Finger mit abschlecken wie die andern Trottel und mach auch kein Giermaul her auf mich wie ein Hochzeitshund. Aus wär's und amen mit unserer Lieb. Du weißt ja, wo der Hund begraben liegt."

Dieser beschwörenden Ermahnungen eines um seine Liebe bangenden Menschenkindes hätte es gar nicht bedurft; denn der Kranwitter Micherl besaß schon von Natur aus soviel Bauernschläue, daß er sein Herz vor den scheelsüchtigen Augen des Krennpinklers hütete. Und so machte er von allen Burschen in zehn Dörfern eine rühmliche Ausnahme. Er war der Einzige, der sich weder die Finger abschleckte, noch wie ein Hochzeitshund gebärdete, wenn er in Gegenwart des alten Witterichs in Roserls Nähe kam.

„Respekt!" murmelte der Krennpinkler dann immer in seine Bartkoppeln. „Respekt! Der Micherl ist halt ein Mann! Der weiß nichts von der saudummen Lieb, der saudummen! Ja, ja, vielleicht kommt auch für dich noch die Zeit, wo du dir die Finger abschlecken darfst, Micherl. Aber nit so wie die andern Maulaffen!"

Der Krennpinkler hat einen Kopf wie Granit und ein Herz wie Eisenbeton, wenn es sein muß.

Noch jetzt muß es sein! Denn das Fingerabschlecken und Giermaulen ist ihm schon so zuwider jetzt, daß er eines Tages vor seine Weiblichkeit tritt und mit grimmigen Gebärden ein Machtwort spricht: „Daß ihr's wißt, ihr zwei! Jetzt wird geheiratet! Aber nicht nach der saudummen Lieb, der saudummen, sondern nach meinem Willen! Denn allemal bin ich noch der Herr im Hause und ich bestimme, wer, wie und was! Nur keine Widerrede, bitt ich mir aus! Ich bin der Krennpinkler, und was ich anschaff, geschieht. Wer hat das Heft in der Hand, ihr oder ich? Wenn ich einmal sag, geheiratet wird, nachher geschieht's auch, und zwar schon in vier Wochen! Und geheiratet wird der Kranwitter Michert!"

„Vater!" will das Roserl, das bildsaubere, vor lauter Glückseligkeit aufjubeln, aber der Alte fällt ihr grimmig ins Wort:

„Nichts da, Vater! Ich weiß, was ich will und was ich sag, das ist gesagt. Ich mag einmal keinen Fingerabschlecker und Giermäulschneider auf meinem Hof. Da müßt ich mich ja im Grab noch umdrehen. Alsdann — der Kranwitter Michert ist der Hochzeiter, daß ihr's wißt! Und jetzt Schluß! Kein Wörtl will ich mehr hören von euch zwei bis nach der Hochzeit. Da könnt ihr nachher das Maul aufreißen mit eurer saudummen Lieb, mit eurer saudummen!"

Mit einem krachenden Fauststieb auf die Tischplatte bekräftigt der Krennpinkler seine Rede.

In vier Wochen ist richtig Hochzeit, die mit allem ländlichen Pomp gefeiert wird.

Beim festlichen Mahl nimmt der Krennpinkler in einer Pause seine Weiblichkeit auf die Seite und meint:

„So, jetzt könnt ihr zwei auch wieder ein Wörtl reden. Jetzt redet!"

„O mein Vater!" stammelt die glückstrahlende Hochzeitrin, „ich kann dir's in alle Ewigkeit nicht genug danken, daß du mir grad den Kranwitter Michert . . ."

„Halt's Maul!" gebietet die Krennpinklerin in ihrer Weiberlist. „Sonst spannt er was von deiner Lieb."

„Ich kann nicht, Mutter. Jetzt darfst es ja wissen, Vater, daß ich mir grad den Michert als Hochzeiter gewünschen hab, grad ihn und sonst keinen! Tausend Dank, Vater!"

„Birnbutzen und Grillhäufl!" tobt der Brautvater eine Weile. „Gibt es noch ein größeres Rindvieh wie mich? Aber von mir aus — schleckts euch die Finger ab, wie ihr wollt, mit eurer Lieb, eurer saudummen. Das Machtwort hab ich noch gesprochen, und jetzt, Musikanten, blast einen Tusch auf meine Dummheit!"

Jo.-Jo.

Dies nebenbei

Die seltsamste Zeitung der Welt ist in Gefahr einzugehen. Es ist der „Hartland Chronicle", der in einem entlegenen Dorf in der englischen Grafschaft Devon, weit entfernt von jeder Eisenbahnstation, erscheint. Diese Zeitung hat die Besonderheit, daß sie seit dem Jahre 1898, in dem sie begründet wurde, die Arbeit eines einzigen Mannes darstellt. Thomas Cory Burrow ist ihr Verleger, Schriftleiter, Berichterstatter, Anzeigenvertreter, Drucker und schließlich sogar auch der einzige Zeitungsbote, der sie austrägt. Der bärtige energische Mann ist eine Berühmtheit der Gegend, die er dauernd auf seinem Zweirad durchstreift: einmal, um Nachrichten von lokaler Bedeutung zu sammeln, dann aber, um das fertige Blatt seinen Beziehern zuzuführen. Das Exemplar kostet zwei Pence. Obwohl der „Hartland Chronicle" ein Lokalblatt im engsten Sinne des Wortes ist, hat sich sein Ruf mit der Zeit weit ausgebreitet, und es gibt regelmäßige Leser in ganz Europa, in den Vereinigten Staaten und in Kanada, die die Beziehung mit der Heimat aufrecht erhalten wollen. Aber das Blatt kämpft doch mit Schwierigkeiten. Es erscheint seit jeher in unregelmäßigen Zwischenräumen, je nach der Menge des vorliegenden Stoffes, und in der letzten Nummer, der 48., steht an leitender Stelle eine dringende Aufforderung an die Leser, die nicht pünktlich zahlen: die nächste Nummer würde ihnen nur zugesehen, wenn sie ihr Bezugsgeld eingesandt hätten. Am Schluß des Blattes findet sich aber die Mitteilung, daß eine Anzahl Leser der Mahnung gefolgt wärens, so daß der „Hartland Chronicle" noch weiter erscheinen konnte. . . .

*

Das planvolle wissenschaftliche Experiment dringt auch in das luftige Reich der Träume vor. Es besteht kein Zweifel, daß eine häufige Art von Träumen mit Vorgängen im Inneren des menschlichen Körpers sowie mit äußeren Reizen, die durch die Sinnesorgane dem Körper zugeleitet werden, im Zusammenhang steht. Der Hungernde träumt vom Essen, das Bloßliegen eines Körperteiles ruft durch die Kälteempfindung den Traum von einer Fußwanderung im Regenwetter hervor, durch das Umfallen eines Stuhles werden Bilder hervorgerufen, die mit der Explosion eines Pulvermagazines enden, usw. Darin liegt auch die Möglichkeit begründet, den Traum künstlich hervorgebrachter Reize auf die Gestaltung der Traumerlebnisse zu untersuchen. Bei dieser experimentellen Traumerzeugung konnten durch eine Spieldose unter dem Kopfkissen Träume von Konzerten und heranziehender Militärmusik hervorgerufen werden. Tropfenweise Wasserbesprengung hatte Träume von Regen und Sturm zur Folge, künstliche Behinderung der Atmung durch Ueberdecken von Mund und Nase führte zu dem Alpdrucktraum. Als allgemeines Ergebnis zeigte sich, daß der Reiz gleichsam nur den Rahmen zu einem Gemälde liefert, das jeder Mensch mit einem verschiedenen Inhalt erfüllt. Weitere Versuche der Beeinflussung des Traumlebens, die mit chemischen Mitteln ausgeführt wurden, führten dazu, daß man über Stoffe verfügen lernte, die Traumlosigkeit und damit die Befreiung von quälenden Angstträumen bewirken.

*

Was ist besser, eine Regenmaschine oder eine Kartoffelschälmaschine zu erfinden? Beide Erfindungen haben erst vor kurzem in Amerika das Licht der Welt erblickt. Der argentinische Ingenieur Volar konstruierte einen künstlichen Regenerzeuger, um sein Heimatland von den häufigen Dürreperioden zu erlösen, unter denen die Landwirtschaft leidet. Obgleich die ersten Versuche der angeblich mit elektromagnetischen Wellen arbeitenden Regenmaschine nach den Zeitungsberichten sehr erfolgreich verlaufen sein sollen, interessiert sich vorläufig niemand für dieses Patent, das der Natur ins Handwerk pfuschen will. Um so einträglicher aber ist die Erfindung des Newyorker Ingenieurs Boles, der eine Kartoffelschälmaschine gebaut hat. Vorerst wertet er sein Patent selbst aus, indem er von den großen Hotels und Gaststätten Aufträge auf Kartoffelschälen entgegennimmt, die er weit billiger und in weit größerem Ausmaß erfüllen kann, als die auf Handarbeit angewiesenen Kartoffelschäl-Betriebe, die es bisher in Newyork gibt. Auch zahlreiche Hausfrauen lassen sich bei Mr. Boles, wenn sie eine größere Familie zu versorgen haben, ihre Kartoffeln schälen, und es sieht fast so aus, als ob der Ingenieur mit seiner Idee ein reicher Mann wird.

*

So häufig bei uns der Name „Müller" oder „Schmidt", begegnet man in England dem Namen „Williams". Jetzt fand in London eine höchst kuriose Hochzeit statt, die einen Triumph dieses freilich sehr verbreiteten Familiennamens „Williams" erbrachte. Mr. Hilary Williams führte seine Braut Mary, geborene Williams zum Altar. Die beiden Trauzeugen, die mit dem jungen Paar nicht verwandt sind, hießen Williams, und auch die zwei Brautjungfern schrieben sich Williams. Neben zahlreichen Verwandten des jungen Paares, waren zwei Elternpaare Williams, nämlich die Eltern der Braut und die des Bräutigams, zugegen. Damit noch nicht genug, hießen sowohl der Standesbeamte, der die Trauung vornahm, als auch der Geistliche, der die kirchliche Zeremonie leitete, Willhams. Interessant ist, daß im vorigen Jahre in einer kleinen mitteldeutschen Stadt bei einer Hochzeit festgestellt wurde, daß in der gleichen Weise alle Beteiligten Müller hießen.

Jo.-Jo.

Kurzschriftkurs

Zum 30. Januar. Jubel ohnegleichen ging durch die deutschen Lande, als am 30. Januar 1933 Generalfeldmarschall v. Hindenburg Adolf Hitler zum Kanzler des deutschen Volkes ernannte. Dieser einzigartige Tag in der Geschichte des Nationalsozialismus wird allen unvergeßlich bleiben, die das Glück hatten, ihn mitzuerleben. Damals fühlte das gesamte deutsche Volk, daß ein neuer Morgen deutscher Geschichte angebrochen sei. Jener Jubel ist bis heute nicht verklungen, denn in ihm drückt sich der Dank eines ganzen Volkes aus, das seinen Retter über alles liebt. Ja, er wächst stets zu Enthusiasmus sondergleichen an, wenn sich der Tag des 30. Januar jährt. Von Jahr zu Jahr aber wird dieser Jubel größer. Er wächst mit dem Dank des deutschen Volkes, der seinem größten Helfer gilt, dem Wiederbringer von Freiheit und Ehre, Arbeit und Brot!

Funk nun auch Reichsbankpräsident

Auf Anordnung des Führers wurde die Leitung des Reichswirtschaftsministeriums und die der Reichsbank wieder mit einander vereinigt. Zum Präsidenten des Reichsbankdirektoriums wurde auf die Dauer von vier Jahren der Reichsminister Walther Funk unter Belassung in seinem Amt als Reichswirtschaftsminister ernannt. (Hoffmann, Z.-M.-K.)

Der Führer und seine Leutnants

In Anwesenheit der Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtsteile empfing der Führer den Offiziernachwuchs von Heer, Kriegsmarine und Luftwaffe in der Reichskanzlei. Der Führer im Gespräch mit den jungen Leutnants. (Pr.-Hoffmann, Zand.-M.-K.)

Hochzeit im italienischen Königshaus

Prinzessin Maria von Savoyen, die jüngste Tochter des italienischen Königspaares, und ihr Bräutigam, Prinz Ludwig von Bourbon-Parma. (Weltbild, Zand.-M.-K.)

Londoner „Liegedemonstrationen" im Regen

In Oxford Street, einer der größten Geschäftsstraßen Londons, haben wieder die Arbeitslosen eine „Liegedemonstration" veranstaltet, wie sie schon bekannt sind. Sie legten sich in strömendem Regen auf den Fahrdamm und bedeckten sich mit Flugblättern, auf denen sie gegen ihr Schicksal protestierten. (Weltbild, Z.-M.-K.)

Vom Jagdtreffen Graf Cianos und Dr. Stojadinowitsch

Ein Bild von der Ankunft des italienischen Außenministers Graf Ciano zu einem Jagdtreffen mit dem jugoslawischen Ministerpräsidenten und Außenminister Dr. Stojadinowitsch in Nordjugoslawien. Graf Ciano dankt beim Verlassen des Bahnhofs der kleinen Stadt Beli Monastir, wo ein junges Mädchen den hohen Gast nach alter Landessitte mit einer kostbaren Seidenschärpe geschmückt hatte, für die herzliche Begrüßung durch die Bevölkerung. Rechts: Dr. Stojadinowitsch. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Dankgottesdienst nach der Einnahme Tarragonas

Angehörige der 5. Division von Navarra, die nach harten Kämpfen die Stadt Tarragona befreit haben, beim Dankgottesdienst in dieser Stadt. (Hoffmann, Z.-M.-K.)

Der unaufhaltsame Vormarsch der nationalen Truppen in Spanien

Juli 1936 — Juli 1937 — Juli 1938 — Heute

(Das Gebiet Francos auf unseren Karten weiß.) (Kartendienst, Zander-M.)

Spiegelbilder erlebnisreichen, großen Zeitgeschehens im Jahre 1938

Poststempel schreiben Geschichte

Unsere Kinder wachsen einer frohen, glücklichen Zukunft entgegen. Aber eines werden sie später missen, was uns, den heute alles bewußt und anteilnehmend Miterlebenden durch ein gutes Geschick beschieden ward: das Hochgefühl, in einer Zeit schaffen zu dürfen, die den Grundstein zu diesem ihren Glück und ihres Volkes Neubau Stein um Stein erst fügte.

„Wie war das damals alles?" werden sie,

Die Eröffnung des Mittellandkanals, — für die deutsche Binnenschiffahrt ein Ereignis von besonderer Bedeutung.

Der Stempel am Kopf der Seite ist ein bleibendes Dokument der großen Begegnung zwischen dem Duce und dem Führer in Rom vom 3. bis 9. Mai 1938. (Bilder: nach Originalstempeln.)

ins Leben hinaustretend, uns eines Tages fragen. „Wie war solch gewaltiger Umschwung, diese Umdeutung aller Werte, die kraftvolle Zusammenballung einer früher zerrissenen Nation nur so schnell möglich?" Und wir Aelteren werden dann wieder und wieder schildern müssen, wie des Führers und Volkes klarer Wille seine Erfüllung fand, wie Stück um Stück dieses gewaltigsten Programms, eine Nation zur Höhe einer unbestreitbaren festgefügten Großmacht zu führen, verwirklicht wurde — und wie uns selbst das Tempo sich überstürzender, elementarer Ereignisse bald den Atem benahm.

In solchen Stunden möchte ich mein Sammleralbum hervorholen, möchte Seite um Seite durchblättern wie ein Zeitbuch großen Geschehens, und ich glaube, daß ich anhand der schönen Poststempel, die der Sammler aufgrund dann sicher schon selteneren Sonderausgaben unserer Deutschen Reichspost und anderer Postverwaltungen zusammentrug, ein Bild voll Farbigkeit und

Der Bekenntniswille des befreiten Sudetenlandes wurde so in aller Welt kund.

Dieser Stempel legt Zeugnis ab von dem Kampf um das Neuland, das der Arbeitsdienst dem Meere abgerungen hat.

Eindringlichkeit entwerfen kann von dieser stolzen Zeit des Umbruchs einer alten und des Aufbruchs einer neuen Welt.

Dann werden unsere Kleinen von heute, die aber morgen schon wißbegierig Frage über Frage stellen werden, uns leicht und gut verstehen, wenn wir dartun, wie drei, vier Tage vor der Machtübernahme in Oesterreich noch mit den Stempeln in allen Städten eine Werbung für die Schuschniggregierung getrieben wurde, wie dann plötzlich — wie sofern wir alle bis aufs äußerste gespannt um die Lautsprecher! — die Machtergreifung proklamiert wurde: „Der Führer in Wien!" Spiegel der Weltgeschichte in einem unscheinbaren, hakenkreuzgezierten Maschinenstempel. Und „Der Führer spricht!" meldeten Salzburg, Graz und Innsbruck in jenem denkwürdigen April 88, während allüberall der Stempelaufdruck für die große Volkswahl warb: „Am 10. April dem Führer Dein Ja!"

Wer wird je vergessen unter uns, wie uns alle jene Stunden ergriffen, da auf dem Wiener Heldenplatz der „Tag des Großdeutschen Reiches" proklamiert wurde. Und weckt dieser Stempel aus Wien vom 9. April mit seiner Landkarte Großdeutschlands nicht ebenso behrte Erinnerung wie sein „Kollege" vom 10. April „Ein Volk, ein Reich, ein Führer"?

Und Großdeutschlands Dank? Der Geburtstag des Führers wurde Veranlassung, jene schöne und wertvolle rote Marke mit dem Führerbildnis in Umlauf zu setzen, und die neuen Sonderstempel, die den Lebensweg des deutschen Volksführers vom Geburtshaus in Braunau über Pasewalk, Münchens Feldherrnhalle bis hin zum Wiener Heldenmal begleiten, nehmen in jedes Stempelsammlers Album einen besonderen Platz ein.

So zeichnet sich im Stempelbild (nach dessen gediegenen Abdruck man allerdings manches Mal mühevoll suchen muß) das Geschehen unvergeßlicher Tage ab. Ob nun das „Staatstreffen Mussolini-Hitler" im prächtigen Stempelstück mit Liktorenbündel und Hakenkreuz sich spiegelt (der Kenner schätzt ihn zumal auf dem großen Führerblock) oder ob die temperamentvollere Aufmachung des italienischen Sonderstempels uns für alle Zeiten an jenen denkwürdigen Gegenbesuch Adolf Hitlers beim Duce erinnert, immer wird uns das schmucke Album der Poststempelsammler-Vereinigung zum Bilderbuch der Zeitgeschichte.

Tausendfach läßt sich das Sammeln von Sonderstempeln und Werbestempeln variieren. Das schönste jedoch bleibt für uns alle wohl der gediegene Handstempel, dessen Rundform schon so unendlich viel Möglichkeiten, ebenso wirkungs- wie geschmackvoll

Zum fünfzehntenmal jährte sich der Tag des Marsches auf die Feldherrnhalle.

in Bild und Wort ein Geschehnis zu gestalten, praktisch verwirklichen ließ.

Die Olympiaserie aus Berlin-Kiel ist sehr geschätzt, internationale Kongresse, Ausstellungen und Sportveranstaltungen werden auf zumeist sehr reizvollen Stempelmotiven festgehalten. die Weihetage der Nation, der 30. Januar, der 1. Mai, aber auch der Bückeberg-Erntedank, der Reichsparteitag wie der 9. November fanden zumal im stolzen Jahre 1938 eine würdige, geschmackvolle Deutung.

Das Stempelsammeln ist für den, der es erst einmal als die wirklich wertvolle und anregende Unterhaltung kennen lernte, die jetzt schon Ungezählte in dieser angenehmen Beschäftigung erblicken, nicht etwa bloßer Zeitvertreib, sondern ein Freudebringer, ein überaus unterhaltsamer Begleiter unseres Feierabends, der sich auf der anderen Seite noch nicht einmal allzu Zeitfordernd und aufdringlich erweist. Es ist das liebevolle Vertiefen in ein gänzlich neues Sammelobjekt, das aber mit Recht gelten darf als ein ursprüngliches und deshalb so treffend-klares Spiegelbild unserer großen Zeit.

W. B.

Zum 30. Januar 1938, dem Tage der Machtübernahme, gab die Reichshauptstadt diesen schönen Stempel heraus.

Der Poststempel vom Reichsparteitag der NSDAP. 1938.

Sonderwertzeichen zur Internationalen Automobil- und Motorradausstellung

Wir zeigen hier die nach den Entwürfen des Graphikers Meerwald hergestellten Sondermarken, deren Zuschläge dem Kulturfonds des Führers zufließen. Die Freimarken werden vom 17. Febr. bis 5. März umgestempelt oder mit dem Sonderstempel der Ausstellung versehen beim Sonderpostamt und von besonderen Markengebern innerhalb der Ausstellung sowie an den Kassen der Ausstellung beim Kauf von Eintrittskarten in Mengen bis zu zwei ganzen Sätzen auf eine Eintrittskarte abgegeben.

(Scherl Bilderd., Zander-Multipl.-K.)

NEULAND WÄCHST AUS DEM MEER

Eine Provinz im Frieden erobert — Großleistungen an der schleswig-holsteinischen Westküste — Köge wurden eingedeicht und Inseln mit dem Festland verbunden

Eigener Bericht für den „7. Tag"

Eintöniges Grau. Der Zug rollt über den Hindenburgdamm, dem Festlande zu. Die Schienen dröhnen und singen. Und die Räder hämmern einen harten Takt. Wasser zu beiden Seiten: die See. Blank und fahl und kaum bewegt dehnt sie sich bis zum Horizont. Dünner Nebel liegt darüber, wie ein hauchzarter Schleier.

Aber dann wächst plötzlich Land an der Seite des Dammes. Schwarz und nackt, als ob es eben erst aus dem Meere aufgetaucht ist. Ein grandioses, packendes Bild. Neues Land.

Wir sehen Gräben und schmale Dämme, wir sehen im weiten Gevierl der Lahmungen planmäßig angelegte Grüppelfelder, in denen noch das Wasser der letzten Flut blinkt. Hier sind ungezählte Tausende von Spatenstichen getan. Hier stehen die Vorposten eines gigantischen Kampfes gegen das Meer. Und dieses neue Land wird fester und grüner, je näher wir der Küste kommen. Es wächst in Nordfriesland, in Eiderstedt und in Dithmarschen. Der Pflug reißt Ackerfurchen auf, wo vor Jahren noch die stahlgrauen Wogen der Nordsee waren. Breite Giebel neuer Bauernhäuser schauen ins

Land. Diese Höfe stehen wie Burgen hinter dem Deich. Heimstätten gesunder und starker Geschlechter.

Koog nach Koog wurde an der Westküste Schleswig-Holsteins im Laufe von sechs Jahren nationalsozialistischer Regierung eingedeicht. Jetzt, wo wir wieder am historischen 30. Januar Bilanz ziehen, lohnt es sich, auf das hier im Norden des Reiches geschaffene Werk zu schauen. Mit beispiellosem Elan, mit der gleichen jugendlichen, fast explosiv zu nennenden Kraft, die den Nationalsozialismus seine Erfolge auf politischem Gebiete erringen und die Herzen des Volkes gewinnen ließ, ist in fürzester Spanne eine Arbeit in die Tat umgesetzt, mit der sich einst ein halbes Menschenalter vergeblich abmühte. Sechs neue Köge wurden mit einem Gesamtflächenausmaß von 15,6 Millionen eingedeicht. Der größte von ihnen, der Adolf-Hitler-Koog, umfaßt 1100 ha, der 1938 eingeweihte Horst-Wessel-Koog 650 ha und der Hermann-Göring-Koog 550 ha. Im Ganzen sind an der schleswig-holsteinischen Küste über 6250 ha wertvolles Marschland den Fluten des Meeres abgerungen worden.

Ein wesentlicher, entscheidender Teil des Lohse-Planes (nach dem Gauleiter und Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein, seinem geistigen Vater und Förderer benannt) ist nun bereits in die Tat umgesetzt. Der Plan sieht für eine Zeitdauer von zehn Jahren, von 1938 ab gerechnet, die Anlandung von 80 000 Morgen Wattland vor, im Rahmen der Kultivierung eines Gesamtgebietes von 1 200 000 Morgen.

Da durch den Bau von großen Dämmen für immer neue Anlandungsmöglichkeiten gesorgt wird, lagern sich laufend Sinkstoffe ab, und dehnen sich weite Grüppelfelder aus — Felder, in denen die zur Anlandung aus dem Schlick ausgeworfenen Gräben in zehn Meter Abstand gezogen sind — und schon sind in ihnen neue Bauwimpel aufgepflanzt. Auf festen Dämmen rollen Lorenbahnen. Graben um Graben wird vollendet. Und der Queller, eine dickfleischige Wattpflanze, wächst überall hervor und gibt dem weichen Schlickboden ersten Halt, bis er allmählich, nachdem der Grüppelprozeß mehrfach wiederholt ist, zu festerem Vorland wird.

Man hat durch einen 6,5 km langen Damm die Hallig Nordstrandischmoor, durch einen 2,85 km-Damm die Insel Nordstrand und durch einen 3-km-Damm die Insel Helmsand mit dem Festland verbunden. Außerdem ist von Friedrichskoog-Spitze aus ein 2,2 km langer Damm in Richtung auf die Insel Trischen vorgetrieben, die man von seinem Ausgangspunkt aus grauerhangen am Horizont liegen sehen kann. Durch einen weiteren Damm ist der Lauf der Eider so abgeriegelt, daß die 42 000 ha große Niederung des Flusses künftighin von Ueberflutungen freibleibt. Das bedeutet eine landwirtschaftliche Ertragssteigerung von 6,8 Millionen.

Ergänzt werden alle diese in größtem Rahmen durchgeführten Landgewinnungsarbeiten durch ein riesiges Binnenkultivierungswerk, das auf 110 000 ha berechnet ist und bereits in Angriff genommen wurde.

So packen Tausende von Händen an, um im Norden ein neues Stück Deutschlands im Frieden zu erobern.

Heinz Schnabel

Photos: Fritz Carl

Die flache Außenböschung des Seedeichs wird zum Schutze gegen Wellenangriff mit 10 cm starken Grassoden abgedeckt. Auf dem Bild sieht man im Hintergrund Arbeitsmänner mit besonderen Geräten

Das Gleis im Wasser. Doch auch hier wird in nicht allzulanger Zeit Siedlerhaus und fruchttragendes Ackerland sein ←

Die Grassoden sind gelegt. Eine Kolonne klopft die Grassoden an der flachen Außendeichseite fest →

Abenteuer im tropischen Urwald

Die Berge des Todes

Vom Matto Grosso über Chile nach Cayenne

Erlebnisse aus fünf abenteuerlichen Jahren, geschildert von F. W. Dinger

4. Fortsetzung

Fred erfand eine neue Sitte

Von packender Seltsamkeit ist der Ritus der vielen Festlichkeiten. Fast jede Woche gibt es zwei bis drei Feste im Dorf. Deshalb müssen stets große Farbvorräte vorhanden sein, damit sich die Garajos auch entsprechend anstreichen können. Sie haben drei verschiedene Farben zum Bemalen, nämlich Schwarz, Weiß und Rot.

Als einmal eine Indianerin ein Kind bekommen hatte, ging Fred in Erwartung des fälligen Festes in unsre Hütte und bemalte sich von Kopf bis Fuß in den seltsamsten Schnörkeln und Ornamenten mit grellem Rot. Kaum hatte er sich in diesem Anzug gezeigt, als die Weiberhorden und ersten Männer aus vollem Hals zu lachen begannen. Es ergab sich, daß sich bei einer Geburt nur die Frauen bemalen und nicht die Männer. Aber wenige Tage später brachen die Garajos mit dieser alten Sitte. Es war wieder ein Knäblein angekommen, und erfreut lagten nun auch die Männer des Stammes Festschmuck an. So gut hatte ihnen das Beispiel Freds gefallen.

Die „Oper" der Garajos

Ein Fest bei den Garajos ist undenkbar ohne ein primitives Tanz- und Singspiel. Es gibt bei ihnen nur zwei Lieder, deren Melodien sich wenig voneinander unterscheiden. Die Texte zu den Melodien ändern sich nach dem jeweiligen Anlaß des Festes. Es ist Sache des Medizinmannes, einen entsprechenden Text zu erfinden.

Das Tanz- und Singzeremoniell geht etwa folgendermaßen vor sich. Im Kreis sitzen die Garajos um ihren Medizinmann, der schweren Goldschmuck und allen möglichen Tand an seinem Festkleid hängen hat. Er beginnt zu einer monotonen Musik zu fragen:

„Manu hata hata fam?" (Wißt ihr, was meine Augen heute sahen?)

Der Chor fragt singend zurück:

„Cuoti ché — cuoti ché?" (Was war es, was war es?)

Medizinmann:

„Chodcha hata hata fam!" (Die Augen sahen Phosphorbäume!)

Im Flußufer sah es eine Stelle, an der mehrere dieser nachts stark leuchtenden Bäume wuchsen.

Chor: „Cuoti ché — cuoti ché!" (Was war das, was war das?)

Medizinmann: „Bata fam catucha chum!" (Das Auge sah ein großes Schwein!)

Chor: „Cuoti ché — cuoti ché?"

Medizinmann: „Catucha nuch — catucha chum nuch!" (Das Schwein bist du — das große Schwein bist du!)

In diesen Augenblick springen alle auf und dringen auf den Medizinmann mit ihren Speeren ein, um scheinbar den Verspötter totzustechen. Die Musik wird lauter und feierlich-dramatischer. Alles dreht sich in wütender Bewegung um den Medizinmann, der sich gleichfalls schnell im Kreis herumdreht und sich dann langsam zu Boden gleiten läßt, indem er herausfordernd singt: „Ihr könnt mir ja nichts tun, ich bin doch einer Medizinmann!" Dann ziehen sich wieder alle hin, und die zweite Strophe des Liedes beginnt, die wieder genau so endet.

Auch wir waren damals — wenige Tage nach unserer Ankunft bei den Garajos — Zeuge dieser Zeremonie, und zwar saßen wir im zweiten, äußern Kreis, wo die Frauen sich niederzusitzen hatten. Nach einigen Strophen war die Stimmung schon so weit vorgeschritten, daß uns die Frauen mit ein paar Stößen und Püffen zu den Männern hinsitzen und uns aufforderten, mitzumachen. Wir sahen uns das eine Weile an, aber die Weiber ließen nicht nach in ihrem Geschrei: auch wir sollten mittanzen.

„Heilige Tänze" zur Mundharmonika

Fred begann zu hopsen und zu wackeln, und auch ich machte es nach, so gut es ging. Aber dieser charakteristische Tanzschritt der Garajos war doch schwieriger, als es den Anschein hatte. Um nicht zu müde zu werden, änderten wir unsern Tanz einfach in einen Foxtrott. Plötzlich hielten die Garajos mitten im Tanz inne und starrten gebannt auf unsre Füße. Auf einmal hatten wir im Mittelpunkt des Interesses, und es wurde uns bedeutet, weiter zu tanzen. In unsrer Not kamen uns die verrücktesten Einfälle. Fred sang wie eine Bajadere, und ich umtänzelte ihn mit grotesken Walzerschritten. Dazu summten wir die Melodie der Donauwellen. Nachdem wir in Schweiß gebadet, unsre Darbietung beendet hatten, erhob sich ein ganz unwiderstehliches Beifallsgetöse. Sie hielten unser ungraziöses Gegaxwel für einen heiligen Tanz der weißen Männer. Im Verlauf unserer Gefangenschaft mußten wir ihn dreimal, und zwar ausschließlich bei ganz hohen Festen, vorführen.

Das Geheimnis der Magnetberge

Der Medizinmann genießt einen bedeutenden Ruf innerhalb des Stammes. Seine Kenntnisse in der primitiven Heilkunde sind sehr beachtenswert. Auch wir hatten ihm viel zu verdanken. Im übrigen geht es ihm nicht schlecht. Er wird verehrt, und sein Wort gilt viel. Er ist der Berater in allen Angelegenheiten. Er wacht streng über die alten Sitten. Auch uns erteilte er einmal gründlich Unterricht. Das war, als wir den Spuren eines Tapirs, folgend, am Fuße einer Gebirgsstelle einen gänzlich kahlen, graubitteren Berg erklettert hatten. Mehrere Höhleneingänge, die in geringer Höhe zu sehen waren, hatten es uns angetan. Es machte uns aber dabei der mehr Spaß, diese geheimnisvollen Höhlen zu untersuchen, als durch haushohes Cana Brava (wildes Rohr) hinter dem Tapir herzusingen. Als wir etwa dreißig Meter hoch gekommen waren, erhob sich unten ein wildes Geschrei. Es wunderte uns, daß keiner unsrer „Schatten" uns folgte. Die Indianer waren unten stehengeblieben und schauten erschreckt zu uns hinauf. Fred versuchte sprachhalber, einen kleinen Stein in die Schar der erharrten Garajos zu werfen. Aber er ließ mit einem dummen Gesicht den Broden aus seinen Händen fallen. Der angeblich Stein befand aus purem Eisen. Langsam dämmerte uns die Erklärung dafür, warum hier weder Gras noch Strauch wuchs. Wir befanden uns in den Eisenbergen, in denen eine magnetische Kraft wohnt. Die Eisenbrocken verweigerten sich geradezu, von uns hochgehoben zu werden.

Als wir Anstalten machten, in eine der Höhlen einzudringen, wurden die sonst so braven Stammesgenossen da unten plötzlich wild und sagten Pfeile auf ihre Bogen, um auf uns zu schießen. So mußten wir schleunigst wieder abwärts. „Kapa hat gerufen", meinte Fred lakonisch, während wir hinabstiegen. Unsere Garajos hatten erschreckt ihre Körper von oben bis unten ab und waren sehr erkannt, daß wir noch nicht kalt waren. Kalt ist gleichbedeutend mit tot und heißt in der Garajossprache „marö".

Der Medizinmann erklärte uns abends, daß auf diesem Berg „Rumu-bahu", der Wettergott, wohne. Alle „kalten" Stammesbrüder würden von ihm in die Höhlen getragen. Jetzt wußten wir auch, warum die Tropengewitter sich über diesem Gebirgszug zusammenzogen und alle Mühe unter donnerndem Getöse und Gestank in diesen magnetischen heiligen Berg der Garajos einschlugen. Wenn die Gewitter kommen, dann holt Rumu-bahu die kalten Garajos.

Krieg im Dorf

Allschreich zu beginnender Regenzeit wachsen die Garajos ihre Wohnplätze. Sie ziehen dann vom Flußufer weg, einem etwas höher gelegenen Gebiet zu, wo sie ein zweites Dorf besitzen.

Durch die Gebirgsstelte der Eisenberge hindurch ging es im Gänsemarsch über einen schmalen Pfad. Die Nacht verbrachten wir im Freien, und am nächsten Abend sahen wir jenseits des Gebirges das von Gras und Unkraut überwucherte Winterdorf. Unter hohen Palmen standen einige Bambushütten, von denen mehrere auf Pfählen erbaut waren. Wie silberne Streifen durchzogen kleine Quellwasser das anmutige Tal des Winterdorfes.

Wir halfen den Indianern, die verfallenen Hütten wieder in Ordnung zu bringen. Dann zogen wir auch daran, und eine eigene Hütte zu bauen.

Nach gut drei Monaten lichteten sich die über der fernen Uferbene lagernden Regenwolken. Das Dorf wurde wieder geräumt und wir zogen der alten Siedlung zu. Brav trotteten auch die beiden Maulesel, die mit uns in Gefangenschaft geraten waren und die wir stets gut gepflegt hatten, dem Wohnplatz am Fluß zu. Eine Panik bemächtigte sich der Garajos, als wir im alten Dorf eintrafen. Die schlitzäugigen Chavantos waren während unsrer Abwesenheit im Dorf gewesen und hatten die Trophäen, Zähne, Hahnenfedern, Palmenkerne, die so etwas wie Eisenbein darstellten, aus den vergrabenen Tongefäßen gestohlen. Schnell wurden Geschütze und Körper mit Ruß und Erde beschmiert und auf den Höhen über dem Dorf die großen Signaltrommeln gerührt zum Zeichen, daß nun ein Kampf zwischen den Stämmen beginnen würde.

Als die Chavantos auf unsre Signale nicht reagierten, bereitete sich der ganze Stamm auf einen Kampf vor. Wir durften nicht mit in den Wald ziehen, mußten aber von früh bis spät mitwachen, in aller Eile die kleinen Giftpfeile zu spitzen und zu schleifen. Man packte schnell auf und auf, wir konnten das Dorf nicht verlassen, mußten dafür aber fast lächerlich dem grausamen Foltern und Abschlachten irgendeines Gefangenen zusehen. Diese Hinrichtungen und langsamen Tötungen obliegen den Kriegerwitwen, die sich dabei durchaus nicht als schwaches Geschlecht erwiesen. Woche um Woche verging, und mehr als einmal peinigte uns der Hunger. Man war nicht mehr freundlich zu uns, und einmal sprang der Zauberer im Mittrausch, nachdem er sich mit den Weibern an dem Gewinsel der martervollen Gefangenen ergötzt hatte, auf uns, die wir am Boden hockten, zu und fuchtelte uns mit dem Messer an der Halsschlagader herum. Fred rettete die Situation, indem er sich langsam erhob und seinen Baiaderentanz begann, während ich elfenbeinfarbig aus unserer Hütte die beiden Mundharmonikas holte. Der Tag der Gefangenenschändung wurde zu einem wilden Freudenfest. Unser Leben blieb erhalten, der Respekt war wieder hergestellt.

Endlich dröhnten die Trommeln unsres feindlichen Nachbarn, die ein Friedensangebot signalisierten. In mehr als zwei Monaten Kriegsdauer waren vierzig unsrer Garajos-Indianer „kalt" geworden. Unser Stamm zählte nun nur noch 80 Köpfe. Tschia war gefallen und Mosmana mußte allein mit den Begleitern fortziehen, um Schnaps für ein großes Fest zu holen, das aus Anlaß des Friedensschlusses und eines Kreuzen großen Ereignisses, von dem wir noch nichts Genaues wußten, zu begehen.

(Forts. folgt.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Vor der kleinen Kirche des Dorfes Blaina in Wales wartete am Donnerstagvormittag der Bergmann Alexander Powell auf die Ankunft seiner Braut. Die Trauung war auf zehn Uhr festgesetzt, aber die Braut erschien nicht. Nach längerem, vergeblichen Warten auf den Hochzeitstag eilte der Bräutigam zum Hause der Erwählten, um zu sehen, was vorgefallen wäre. Eine Schreckensnachricht erwartete ihn: Das junge Mädchen war auf geheimnisvolle Weise verschwunden. Sie war fortgegangen, um, wie sie sagte, Einkäufe zu machen, und war nicht wieder nach Hause zurückgekehrt. Sofort wurde die Polizei benachrichtigt, die nach zwei Tagen eifrigen Suchens ermittelte, daß Zeugen beobachtet hatten, wie die Braut, Phyllis Britton, von vier Unbekannten gerauft worden war; sie war gefesselt und gezwungen worden, mit den Männern in einen Kraftwagen zu steigen. Man wollte auch wissen, daß die Entführung von einem indischen Nabob veranlaßt worden wäre, der sich in das junge Mädchen wahnsinnig verliebt hätte.

Als die Polizei dem nachging, zeigte es sich, daß die Dinge sehr viel weniger dramatisch verliefen waren. Die junge Phyllis hatte sich im Einverständnis mit ihren Eltern entschlossen, dem armen Bergmann den Laufpaß zu geben, und sie befand sich jetzt mit einer Gesellschaft in Epsom in der Umgebung von London, wo sie in einer fürstlichen Villa lebte und neun Bediente zu ihrer Verfügung hatte. Die Villa gehört dem indischen Multimillionär Musli Bhaddia, einem 62jährigen Manne, der sich gegenwärtig in Bombay aufhält und in zwei Monaten nach England zurückkehren will, um die junge Phyllis zu heiraten. Die Polizei stellte weiter fest, daß schon vor einer Reihe von Tagen der junge Bergmann von einem Vertreter Bhaddias einen Brief erhalten hatte, dem ein Bankscheck über 10 000 Pfund beilag und in dem er ersucht wurde, freiwillig darauf zu verzichten, daß Miß Phyllis ihn heiratete. Der junge Mann hatte jedoch das Angebot entrüstet zurückgewiesen und erklärt, daß er auf seinen Liebestraum nicht verzichten wolle. Er hatte eine Zusammenkunft mit dem jungen Mädchen herbeigeführt, ihr den Scheck gezeigt und in ihrer Gegenwart diesen zerrissen, worauf er die Schnipsel über eine Wiese verstreute, die am Ufer eines kleinen Sees lag. Wenn er aber geglaubt hatte, seine Braut damit wiedergewonnen zu haben, so sah sich, wie die folgenden Ereignisse zeigten, getäuscht. Zwei Polizisten, die einige Tage hinter den Vegas Bergmann, schon den jungen Bergmann wieder bei der Wiese, wo er zum letztenmal mit seiner Braut zusammengetroffen war — sie waren sich nicht sicher, ob er in das Wasser des nahen Sees vor Verzweiflung gehen wollte, eilte er auf sie zu und sammelte die Bankschecks suchte.

*

In diesen Tagen erhielt Francine-Suzanne Progniart, eine Französin von 20 Jahren, von der zuständigen Militärbehörde den Befehl, sich an einem der nächsten Tage zur Musterung im Bürgermeisteramt von Longueneffe, Frankreich, einzufinden. Francine war ehrlich erschrocken. Sie fragte sich bestürzt, ob denn Frankreich auch schon die Frauen zu den Waffen rufen wollte. Als sie sich näher über die Musterung erkundigte, erfuhr sie, daß sie das einzige Mädchen unter lauter Jünglingen war, das sich den prüfenden Blicken der Aerzte darbieten sollte. Sie legte gegen diesen Musterungsbefehl sofort Einspruch und schrieb an das Standesamt des Geburtsortes. Dort wurde ihr bestätigt, daß sie männlichen Geschlechts sei. Jedenfalls hatte der Standesbeamte es vor 20 Jahren so eingetragen. Die Musterungsbehörde hat Francines Bitten, von der Untersuchung verschont zu können, stattgegeben. Ein Zivilgericht soll demnächst den Irrtum des Standesbeamten wieder korrigieren.

*

Viermal hat Miß Elisabeth Kay Nein gesagt, als Mr. William Mackintosh, ein wohlhabender Farmer aus Neuseeland um ihre Hand anhielt. Aber Frauen sind unberechenbar; als der hartnäckige Freier seinen fünften Heiratsantrag machte, wurde er erhört. Die Romanze begann im vergangenen Sommer in einem Schweizer Kurort, wo Fräulein Kay, Sekretärin einer Firma in Edinburgh, ihre Ferien verlebte. Mr. Mackintosh, ein 40jähriger Witwer, verliebte sich auf den ersten Blick in das hübsche junge Mädchen und fragte bereits nach zweistündiger Bekanntschaft, ob Elisabeth die Seine werden wolle. Ein energisches „Nein" war die Antwort. Miß Kay reiste nach Paris ab, Mr. Mackintosh eilte ihr nach. Nach langlangen Bemühungen gelang es ihm, die Angebetete ausfindig zu machen. Er wiederholte seinen Antrag und wurde abermals abgewiesen. Miß Kay fuhr nach England zurück. Der treue Mann, der ihr im Hotel in London begegnete, war Mr. Mackintosh aus Neuseeland. „Wollen Sie mich heiraten?" fragte er mit flehenden Augen. „Nein", entwortete Miß Kay kühl; sie begab sich nach Edinburgh und setzte sich wieder an ihre Schreibmaschine. Zwei Tage später fand sich auch Mr. Mackintosh in Edinburgh ein. Im Hause von Elisabeths Eltern wiederholte er seinen Heiratsantrag. Aber Miß Kay blieb bei ihrer Ablehnung. Der Farmer fuhr traurig nach Neuseeland zurück. Einen Monat später schickte er Elisabeth einen telegraphischen Heiratsantrag. „Ja!" tabelte das junge Mädchen zurück. Und nun hat sie den Dampfer bestiegen, um nach Neuseeland in die Arme Mr. Mackintosh's zu reisen.

*

Mitunter kann man leichter einer Gruppe von wilden Raubtieren Herr werden, als einer widerspenstigen Ehefrau. Wenigstens geht das aus der Scheidungsklage des Wenzel Kovar, von Beruf Bändiger, hervor, der sich über die fortgesetzten Mißhandlungen, die ihm seine Ehefrau zuteil werden ließ, hitter vor dem Prager Gericht beschwerte. Maria Kovar hatte nicht nur nicht den mindesten Respekt vor ihrem Gemahl, obwohl dieser allabendlich mit einer Gruppe von Löwen auftritt, sie scheute sich auch nicht, Gegenstände an seinen Kopf zu werfen, ihn zu schlagen, mit Schuhen nach ihm zu werfen und ihn wiederholt in der Oeffentlichkeit zu ohrfeigen. Das Gericht musterte erstaunt den herkulischen Mann und seine zierliche Ehefrau und vertagte dann den Fall, dem Löwenbändiger den Rat erteilend, bei ehelichen Auseinandersetzungen gelegentlich ebenfalls den seinen Körperkräften Gebrauch zu machen.

Xaver Xanten

Copyright 1936 by A. H. Payne-Verlag, Leipzig

2. FORTSETZUNG

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

„Ich habe die Adresse eines erstklassigen deutschen Bildhauers!" berichtete der junge Millionär weiter. „Er heißt Pram — Pram —, ich kann den dummen Namen nicht recht aussprechen. Ein gewisser Doktor Pohland hat ihn mir empfohlen. Doktor Pohland ist Chef der Rechtsabteilung eines großen Berliner Hauses. Wird bald Direktor und Vorstandsmitglied sein. Ich kenne ihn von Newyork her, wo er bei Mister Arno Giesbert war, einem guten Freunde unserer Firma, you know!"

Der Sekretär nickte. Es war ihm alles sehr gleichgültig, was er da vernahm. Er fuhr erst auf, als er sich abermals gefragt hörte, ob er mitkommen werde zu dem Bildhauer mit dem schwer zu behaltenden Namen, der die Büste der schönen Marina in Auftrag bekommen sollte.

Er war ohnehin heute etwas nervös. Hatte ein unliebsames Abenteuer in der City gehabt.

Er kam soeben aus dem Auto, zur Mittagspause nach dem nächsten Restaurant zu gehen, als ihn eine Stimme anrief: „Mister Parsons!"

Er sah sich um, erblickte eine Dame, die ihm zuwinkte, und ging auf sie zu. Sie war ihm unbekannt, aber sie mußte ihn kennen, denn sie nannte seinen Namen.

Sie war sehr elegant gekleidet, trug einen Pelz, der ein Vermögen gekostet haben mochte, und ihr Gesicht war von einem Schleier verhüllt.

„Mister Parsons", sagte sie, „ich bin in großer Verlegenheit. Ich habe meine Handtasche mit meinem Geld und meinen Papieren im Taxi vergessen. Ich bin Mrs. Hallerstein, Sie kennen meinen Mann, Sie müssen mir helfen!"

Parsons war ein Gentleman. Er verbeugte sich und sagte, daß er sich glücklich schätze, Mrs. Hallerstein zu Diensten sein zu können.

Sie bedankte sich und bat ihn, ihr zu folgen. Sie wollte sich in ihrem Wagen die Nummer des Taxis notieren, damit sie es ausfindig machen könne.

Parsons folgte ihr. Sie ging durch eine Toreinfahrt in einen Hof, wo ihr Wagen stand. Sie stieg ein, Parsons folgte ihr.

Sie fuhren ab, und Parsons wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte sich in eine Falle locken lassen, das war ihm klar. Aber er konnte sich nicht erklären, was man von ihm wollte.

Mrs. Hallerstein lachte, als sie seine Ratlosigkeit bemerkte. Sie nahm den Schleier ab und sah ihn an.

Er kannte sie nicht. Sie war eine Schönheit, aber sie war ihm unbekannt.

„Sie wundern sich, Mister Parsons", sagte sie, „daß ich Sie in eine Falle gelockt habe. Ich will Ihnen sofort sagen, was ich von Ihnen will. Ich will Ihnen helfen, Ihre Stellung zu behaupten. Sie sind Sekretär bei Mister Coloman, nicht wahr?"

Parsons nickte.

„Mister Coloman ist ein Narr", fuhr sie fort. „Er ist ein Narr, weil er sich in Miß Sybille Meyer verliebt hat. Sie ist eine Abenteurerin, sie ist nur hinter seinem Geld her. Sie hat ihn in ihren Netzen gefangen, und sie wird ihn heiraten, wenn nicht ein Wunder geschieht. Sie wird ihn heiraten, und dann wird sie Sie hinauswerfen, Mister Parsons, denn sie kann Sie nicht leiden. Sie wird Sie hinauswerfen, und Sie werden Ihre Stellung verlieren. Sie werden brotlos sein, Sie werden hungern müssen, Sie werden betteln gehen müssen, Sie werden..."

„Madame", unterbrach sie Parsons, „ich bin mir dessen bewußt, was mir bevorsteht. Ich bin mir dessen bewußt, daß ich meine Stellung verlieren werde, wenn Miß Meyer Mrs. Coloman wird. Ich bin mir dessen bewußt, daß ich dann brotlos sein werde. Ich bin mir dessen bewußt, daß ich dann hungern werde. Ich bin mir dessen bewußt, daß ich dann betteln gehen werde. Ich bin mir dessen bewußt, daß ich dann..."

„Sie sind ein Narr, Mister Parsons", sagte sie. „Ich will Ihnen helfen, Ihre Stellung zu behaupten. Ich will Ihnen helfen, daß Sie nicht hungern müssen. Ich will Ihnen helfen, daß Sie nicht betteln gehen müssen. Ich will Ihnen helfen, daß Sie nicht..."

„Madame", unterbrach sie Parsons, „ich bin mir dessen bewußt, daß Sie mir helfen wollen. Ich bin mir dessen bewußt, daß Sie mir helfen können. Ich bin mir dessen bewußt, daß Sie mir helfen werden!" meinte er jetzt. Seine Zigarette glomm leuchtend, wie ein Fanal. „Glaube nicht, daß ich mit ein paar gestohlenen Perlantringen oder mit einem erschwindelten Tausenddollarscheck zufrieden bin, mein Jüngelchen! Diese Frau ist bares Geld in unsrer Händen. Sie ist vernarrt in dich! Du wirst deine Rolle so spielen, daß wir gemachte Leute sind, wenn — das Abenteuer zu Ende ist!"

„Hm!" machte Coloman Petsch. Er flegelte seine langen Beine auf einen der Plüschsessel der Frau Gervasius.

„Ich dachte mir, du gründest zum Scheine eine Firma! Die Mitzi Parsons wird sich beteiligen. Sagen wir mit hunderttausend Dollars. Oder du hast ein Patent zu verwerten. Oder . . ."

„Weiß schon!" maulte Petsch. Er war wirklich schon sehr selbständig, der grüne Neffe.

„Na, ich denke, ich kann mich auf dich verlassen!" lenkte Demeter deshalb auch sogleich vorsichtig ein

vorerst vorbeigelungen. Scheint ein ganz im Verborgenen blühendes Veilchen zu sein, dieser Herr Privatgelehrte und Freund Ihres Hauses! Aber es wird ihm nichts helfen. Er hat mich nicht umsonst bei Ihnen aufs Parkett geschmissen! Verdammt, das vergesse ich ihm nicht!"

Arno Giesbert lächelte gequält. „Die ganze Sache ist mir natürlich unsagbar peinlich, Pramstaller!" sagte er. „Sie würden mir einen persönlichen Gefallen tun, wenn Sie Gras darüber wachsen ließen!" Dabei schaute der Industrielle im Kreise umher, ob seine Frau nicht zufällig in der Nähe stehe. Aber sie war ganz drüben auf der anderen Seite des kleinen Saales. Nur

Zum ersten Mal feiert die Ostmark den 30. Januar im Großdeutschen Reich

Wie auf unserem Bilde ersichtlich, haben die Bürger von Traunkirchen ihrem einmütigen Bekenntnis zum Reiche des Führers auf originelle Weise Ausdruck verliehen.

Original-Foto für den „7.Tag": Gockel

der schwarzköpfige Herr von Hallerstein stand da in der Nachbarschaft und sprach anscheinend sehr angeregt Englisch mit dem Mister Austen Strachey.

„Alles würde ich für Sie tun, Giesbert!" lachte der Bildhauer derb. „Aber das nicht! Diesen Herrn Stojkow kaufe ich mir! Uebrigens ist der dunkle Kavalier nirgends polizeilich gemeldet. Ich kann Ihnen verraten, daß der Herren vom Falschspielergenat am Alexanderplatz sich für meine Hinweise sehr interessiert zeigten!"

„Sie haben Anzeige erstattet?" entsetzte sich Giesbert. „Wie unangenehm!"

Er dämpfte unwillkürlich seine Stimme.

Doch der Bildhauer lachte unbekümmert. „Keine Bange! Sie bleiben völlig außer Spiel, Giesbert. Aber man vermutet bei der Polizei mit Recht, daß hinter diesem Stojkow noch etwas ganz anderes steckt, als nur ein Falschspieler! Und wir haben Gott sei Dank auch einige Ausblick. ihn zu fassen. Wenn auch nur auf Umwegen! In seinem Stammcafé, wo wir ihn unlängst aufführten, wird er zwar nicht mehr in Erscheinung treten. Aber es liegen dort noch ein paar solcher unbedeutsichtiger Gestalten zu sitzen, mit denen Stojkow bekannt ist. Wir werden uns diese Herren etwas näher ansehen!"

Allmählich war auch Erhard Pramitallers Organ in ein vertrauliches Geflüster übergegangen. In ein Flüstern, das man keine zwei Schritte weit hören konnte.

Aber Coloman Petschs Ohren waren scharf wie die eines Luchses aus den Bergen seiner Heimat.

Er hörte jedes Wort.

Er stand mit dem Rücken gegen Erhard Pramstaller und sprach mit Mister Austen Strachen über einen neuen Stern am amerikanischen Filmhimmel. Es gab nichts, über das er sich nicht hätte unterhalten können. Aber er plauderte ganz mechanisch, wie ein aufgezogener Automat. Alle seine Nerven waren gleichsam in sein Gehör konzentriert. Er lauschte mit angespanntester Aufmerksamkeit, der Herr Coloman Petsch, alias Herr von Hallerstein, und nichts entging ihm.

Gefahr! dachte er, während er lächelnd das lanzettartige Gespräch des betrachten Paares über sich ergehen ließ.

Nur zu genau kannte er das Café am Potsdamer Platz, wo Demeter ein paar Landsleute zu treffen pflegte.

Ebenso gut bekannt war ihm auch jener wackere Landsmann Stefanowic, der dort ab und zu von seinen krausen Zickzackwegen ausruhte.

Stefanowic war nichts als ein kleiner Lump ohne Charakter. Ein Lump, der es auf der Stelle mit der Angst bekommen und alles verraten würde, was er wußte. Das war zwar nicht allzuviel. Aber es konnte genügen, um auf die peinlichste Weise in die Enge getrieben zu werden. Zu einem Zeitpunkt, wo man seine freie Bewegungsmöglichkeit mehr denn je benötigte.

Hinter der Maske eines verbindlich lächelnden Gesichts glühte in Coloman Petsch grimmiger Zorn und wilder Haß.

Er, der Entgleiste, haßte diese gleichmütig lachenden und schwatzenden Herren da unter den Lampen des verschwenderischen Licht werfenden Kronleuchters. er haßte diese tief dekolletierten, brillantenbehangten Frauen, die bunt wie die Blumen des kleinen, üppigen Festsaales zwischen dem Schwarz der Fräcke schimmerten.

Er haßte sie mit dem Grimm des Ausgestoßenen, des Gehetzten und mit der Leidenschaft seines südländischen Temperaments.

In diesem Augenblick war ihm auch Mistreß Edith Parsons verhaßt. die gerade eben auf ihn zutrat und ihre ringgliternde Hand auf seinen Aermel legte.

„Mister Pettigrew von der Botschaft wird mich zu Tisch führen, lieber Hallerstein!" sagte sie, und in ihren Augen war ein bedeutsames Blinzeln, das eine Bitte um Verzeihung und zärtliche Verheißung zugleich war. „Es ging nicht anders, verstehen Sie? Aber Sie werden auf meiner anderen Seite sitzen, ja?"

Man hätte sich ebensogut duzen können. Denn man sagte du zueinander schon seit jenem Autoausflug nach den mecklenburgischen Seen.

Aber man wahrte die Form.

Es war auch Coloman lieber so.

Man konnte nicht wissen, ob nicht irgendeiner dieses Stück Wild noch warnte, bevor man am Ziele war.

Coloman Petsch fühlte plötzlich etwas wie Ungeduld. Das Abenteuer fing an, ihm zu langsam abzurollen.

Wurde der Boden schon heiß?

Man konnte es nicht wissen.

Mit einem Lächeln verbeugte er sich. „Ich bin ganz einverstanden!" flüsterte er auf Deutsch. „Wir verstehen uns auch so, trotz dieses Mister Pettigrew, wie?"

Sein Lächeln war spitzbübisch. Es war das Lächeln eines gelehrten Verschworenen. Und die verliebte Dame Parsons war beglückt darüber.

Aber ehe man zu Tisch ging, war der Herr von Hallerstein plötzlich noch einmal verschwunden.

Er stand. von niemand gesehen, draußen in einer der Telephonkabinen der Hotelhalle.

Die kleine Lampe der Zelle warf schimmernde Lichter auf sein glänzendes Schwarzhaar.

Sein Gesicht war von außen nicht zu sehen.

Doch es war seltsam verändert und verzerrt, dieses zum Apparat und zu dem Mikrophon gewandte Gesicht des eben noch so heiteren Kavaliers.

„Demeter?" zischte er. Und das grämliche „Ja!" des Onkels kam gedehnt an sein Ohr.

„Du mußt heute noch zu Stefanowic! Er und seiner von seinen Freunden darf le wieder das Café betreten, in dem ihr euch immer trefft. Besorge das noch diese Nacht. Es ist kraalich, ob du den Burschen morgen noch antrifft!"

Im Apparat war eine Weile Stille.

Demeter Stojkow, der alte Fuchs, war nicht der Mann, der etwas sagte, was er nicht zuvor überlegt hatte.

„Kost du verstanden?" drängte Coloman unwirsch.

„Sehr genau!" antwortete jetzt der Onkel. „Ist es nötig, daß ich gleich gehe?"

„Es ist nötig! Heute nacht noch erzähle ich dir Näheres!"

„Gut! Dachte mir, daß die Bande keine Ruhe gibt! Aber ich bin zufrieden mit dir, Coloman! Wie weit bist du mit deiner goldenen Gans?"

„Ich wollte, ich dürfte ihr gleich den Hals abschneiden!" scherzte der Neffe giftig.

Man lachte.

Und zwei Minuten später trat der bekrachte Herr von Hallerstein im Schmuck seiner Orden wieder ein in den üppig geschmückten Festsaal der Dame Parsons, an deren rechter Seite er mit einem wahrhaft strahlenden Lächeln Platz nahm.

Mister Pettigrew, ihr Tischherr, brauchte sich von der gleichen Minute an keine Sorgen mehr um das erforderliche Tischgespräch zu machen.

Mistreß Parsons hatte nur noch Augen und Ohren für ihren Nachbarn zur Rechten.

„Ich bitte um Entschuldigung!" flüsterte Coloman ihr lächelnd ins Ohr, an dem ein kirschengroßer Brillant funkelte. „Meine geschäftlichen Verpflichtungen verfolgen mich bis in diese späte Stunde!"

„Geschäftliche Verpflichtungen?" Der Dame Parson war es sichtlich unfaßbar, daß ein so heiterer Kavalier wie der Herr von Hallerstein auch Geschäfte im Kopf haben könne. Sie war sogleich von teilnehmendem Interesse. „Davon haben Sie mir ja noch nie erzählt."

„Ja, ich wollte Sie nicht damit behelligen!" Coloman lächelte geheimnisvoll. „Aber schließlich ist es ja keine Schande, wenn es einem nicht vergönnt ist, ausschließlich von seinen Renten zu leben. Ich bin im Begriffe, in Berlin eine Firma zu gründen. Mich hier niederzulassen und industriell zu betätigen. Die Besprechungen zu den Verwandten meines gefallenen Vaters werden mir dabei zustatten kommen. Immerhin gibt es der Sorgen dabei noch gerade genug!"

„Sicherlich!" flüsterte Mistreß Parsons. In ihren Augen war liebende Teilnahme. „Handelt es sich um große Beträge?"

Coloman Petsch seufzte. Er blickte einen Atemzug lang zur Decke hinauf, als wolle er damit ausdrücken. wie peinlich es ihm sei, an diesem festlichen Abend so profane Dinge erörtern zu müssen. Dann erwiderte er: „Für Ihre Begriffe sind es gewiß nur Bagatellen, Mistreß Parsons! Aber mich drücken Sie! Glauben Sie, daß mir heute zum Beispiel die Bereitstellung eines kleinen Postens neuen Betriebskapitals das ganze Fest verdirbt?"

Edith Parsons schien ehrlich erschrocken.

„Um welchen Betrag handelt es sich denn?" erkundigte sie sich.

„Um fünfzigtausend Mark!" lächelte Coloman Petsch.

Edith Parsons dachte einige Sekunden nach. Schließlich waren fünfzigtausend Mark kein Taschengeld. Aber für das Parsonsche Vermögen doch nur eine bescheidene Summe.

Mistreß Parsons beugte sich etwas näher an Coloman Petsch heran. Ihre Augen strahlten von verliebter Gutmütigkeit.

„Würde ich Ihnen einen Gefallen tun, wenn ich — Ihnen mit diesem Betrag für eine gewisse Zeit aushülfe?" fragte sie.

Der Herr von Hallerstein schien zu erschrecken. Er machte eine Bewegung heftiger Abwehr. Er spielte eine ganz vortreffliche Komödie, indem er alle Stadien von beleidigter Ablehnung über stummes Zögern zu frohem Erstaunen und schließlich zu lächelndem Beifallen zu durchlaufen schien.

„An diese Möglichkeit — habe ich offen gestanden noch gar nicht gedacht!" sagte er zuletzt und senkte seine Blicke in die ihm so nahen Augen Edith Parsons. „Würde es Ihnen in der Tat nichts ausmachen, mir die genannte Summe bis Ultimo zur Verfügung zu stellen?"

„Ich würde es sehr gerne für Sie tun, wenn ich Ihnen damit helfen kann!" flüsterte Edith Parsons.

Warum habe ich nicht gleich hunderttausend gesagt? dachte Coloman Petsch. während er rasch die Fingerspitzen seiner Tischnachbarin erhaschte und seine Lippen darauf drückte.

„Sie sind mein guter Engel, Edith!" sagte er leise. Seine Augen hingen schmelzend an Mistreß Parsons, die verklärt lächelte.

Sie war selig. In denkbar bester Laune.

Glückstrahlend blickte sie an der glanzvollen Tafel auf und ab. Mit etwas beschämten Lächeln ließ sie einen Trinkspruch über sich ergehen, den der Herr Doktor juris Artur Pohland unten am Ende der langen Tafel auf die amerikanische Lady ausbrachte, die in ihrem Herzen doch so ganz die gute Deutsche geblieben sei, als die sie geboren war. Mit halbem Ohr nur hörte sie auf die Unterhaltung, die Mitter Pettigrew von der amerikanischen Botschaft mit ihr zu führen sich bemühte.

Sie empfand nur eines, die arme Lady Parsons, und das war die Nähe dieses Mannes, dem ihr Herz gehörte, des Mannes, dessen Augen sie wie verzehrendes Feuer empfand und dessen leise Worte sie wie ein verbotenes Gift in sich hineintrank.

Eine erlesene Speisenfolge gab es.

Mister Wilmot hatte seine Sache vorzüglich gemacht.

Die Weine, die man trank, waren „Spitzengewächse" besser deutscher Lagen. Der Schaumwein war von teuerster französischer Marke.

Man hörte nach Tisch einige Arien des Tenors und der Kammersängerin. die Mister Wilmot im Auftrag seiner Herrin verpflichtet und die er mit steifer Grandezza bei ihrem Erscheinen im Saal begrüßt hatte.

Man unterhielt sich ganz nett bei der Stimmungsmusik der Zigeunerkapelle, die unter der Leitung eines feuerzügigen Primas allen Wünschen gerecht wurde.

Soeben schickte man sich an. den ersten Tanz zu beginnen, zu dem die Gastgeberin fröhlich ermutigte.

Da aber trat ein Ereignis ein, das dem weiteren Verlauf des bislang so wohlgelungenen kleinen Festes eine völlig neue Wendung gab.

Eine Bewegung entstand an einer der Filiortüren des Saales.

Diese tat sich plötzlich auf.

Der elegant frisierte Kopf eines der Herren Empfangschefs des Hotels wurde sichtbar, ein Portier, sowie einige Hotelpagen.

Es ging außerordentlich lebhaft zu an dieser Türe.

Alle im Saale wurden aufmerksam, wandten die Köpfe, blickten nach der Tür und nach den Leuten, die dort erschienen waren.

Und jeder sah, wie der Kreis der dienstbeflissenen Leute vom Hotel sich plötzlich öffnete. Wie er eine junge Dame freigab, die mit dem gelassenen Schritt einer an Huldigungen aller Art Gewöhnten, auf schlanken Füßen auf die Schwelle trat.

Eine junge Dame war es von einer nicht alltäglichen Schönheit, in jeder Hinsicht apart, die offenbar auf geradem Wege von einer Reise und vom Bahnhof kam: denn sie trug über einer einfachen Bluse einen staubgrauen Umhang und hielt sogar noch ein kleines Köfferchen aus Krokodilleder in der behandschuhten Rechten, das sie aus irgendeinem Grunde nicht aus der Hand geben zu wollen schien.

Im Saale erlosch die Unterhaltung.

Nur der Herr Wilmot, der steif und kerzengerade sich von seinem Stuhle erhoben hatte, wandte sich mit einem sichtlich erfreuten Lächeln zu Mistreß Parsons hin und kräfte ein verblüfftes:

„Miß Marina!"

Der ahnungslose Herr Privatsekretär!

Er war natürlich der Meinung, daß dieses überraschende Erscheinen der einzigen Tochter, an die man in letzter Zeit so viele ergebnislose Briefe gerichtet, der Mutter die größte Freude des Abends bedeuten müsse.

Aber was sich in Mutter Parsons Gesicht spiegelte, war nicht so ohne weiteres als Freude zu bezeichnen.

Es war weit eher Schrecken und eine tiefe Verlegenheit.

Mistreß Parsons rang deutlich nach Fassung, nach dem ihr gänzlich verlorengegangenen seelischen Gleichgewicht.

Sie wagte es nicht, ihrer Tochter, der jungen Verehrer zu ihrer Rechten auch nur ennäblicken.

Als sei es eine Schande, eine so hübsche und — so erwachsene Tochter zu haben!

Aber schließlich half alles nichts.

Denn nachdem sich auch Mister Austen Strachen, klatschreot vor Ueberraschung und gänzlich übertumpelt von dem so lange ersehnten, nun aber allzu unvorbereitet zur Wirklichkeit gewordenen Wiedersehen mit der Angebeteten schon erhoben hatte, um Marina entgegenzugehen, blieb nichts anderes übrig, als der Sachlage gerecht zu werden.

„Machen Sie Miß Marina den Herrschaften bekannt!" befahl Edith Parsons also, sich in beinahe barschem Tone an Mister Wilmot wendend, gewöhnt, alles auf diesen Mann abzuwälzen, was ihr irgendwie nicht genehm war.

Sie selbst aber blieb auf ihrem Platze sitzen — und war sie vorher unter dem Eindruck des plötzlichen Geschehnisses bis in die Lippen blaß geworden, so färbten sich jetzt ihre Wangen und ihre Stirne tiefrot. so daß sie hastig und verstohlen sich mit der Puderquaste zu bearbeiten begann.

Kein Mensch aber achtete auf den jungen Coloman Petsch. Niemand sah das spöttische, erwartungsvolle, siegessichere Lächeln, das um seine Lippen glitt, nachdem er die erste Verblüffung dieses unerwarteten Wiedersehens rasch überwunden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Herdfeger besser denn je

Welt der Frau

So sind die Frauen von Kopenhagen

Ein Auslandsbrief für den „7. Tag"

Wenn ein schöner Tag über Kopenhagen liegt, so schön, wie den Sommer eben nur der Norden kennt, dann fliegen viele zierliche lichtgraue Schmetterlinge den Weg nach Klampenborg hin: junge Kopenhagenerinnen zu Rad. Es ist kein Zufall, daß die junge Kopenhagenerin mit ihrem Rade auf die Welt gekommen zu sein scheint. Es ist ein Symbol. Sie strebt mit aller Energie vorwärts.

Wo fliegt sie nur hin, denkt man? Und weiß sofort die Antwort: der Liebe entgegen. Denn zu dieser ist sie geboren: so schmiegsam, so zärtlich, so behutsam, so hingebungsvoll, so aufopferungsfähig, wie sie ist. Sie liebt die Liebe, und daher mag es kommen, daß sie sich manchmal überhetzt. Es wird in Kopenhagen rasch und gern geheiratet. Man kann sagen, daß wirklich schlechte Ehen dort selten sind.

Die Kopenhagenerin heiratet, wenn sich ihr Gelegenheit bietet, immer wieder, mit einem Optimismus, der etwas Rührendes hat und der oft durch eine späte, sehr glückliche Wahl belohnt wird. Sie hat aber auch ein außerordentliches Talent, einem lieben Menschen ein harmonisches Heim zu bereiten. Ihr Naturell ist nämlich der Kunst nahe verwandt. Sinn für Stil und Form ist ihr angeboren. Selbst in den bescheidensten Kopenhagener Wohnungen läßt es sich gut leben. Wenige gute Möbel, gut gestellt, wenige Bilder, gut gehängt, Verständnis für Farbe und eine große Leichtigkeit, Heiterkeit und Zweckmäßigkeit. In einem dänischen Haushalt ein Hausgreuel zu finden, ist unmöglich.

Die Kopenhagenerin ist eine gute, sparsame Hausfrau. Sie hat viel Sinn für echtes Material und seine Verwendung und eine große innere Teilnahme für die Wissenschaft der Haushaltsführung, die ja noch in den Kinderschuhen steckt. Insbesondere für Ernährungsfragen besteht ein immer wachsendes Interesse. Die Ernährung hygienisch, aufbauend, erhaltend, fortführend und zugleich mit dem Aufwand an geringsten Mitteln durchzuführen, ist eine in Dänemark ernst genommene Frauenaufgabe.

Anspruchslosigkeit ist die persönliche Note der Kopenhagenerin. Das zeigt sich besonders in Angelegenheiten des Vergnügens. Im hübschen Kleidchen, das lichte Haar schicklich und kleidsam gescheitelt, im lieben Gesellschaft, den netten, meidlichen Kaffee mit Kuchen, den sie, nur Gott weiß warum „Wiener Brot" nennen, im Grünen zu sich nehmen, ist schon ein Fest; Kino oder gar Dagmar-Theater flutende Lebensfreude; ein Sommerabend im Tivoli ein Erlebnis; ein Nachmittagstee mit Tanz im Angleterre der Traum. Aber auch dieses Flanieren auf „Strøjet" oder das Verschlungen der unfangreichen Sonntagsblätter gibt erhöhtes Lebensgefühl. Natürlich sind junge Mädchen überall leicht zu erfreuen, weil das Blut so rasch durch ihre Adern rinnt. Aber die junge Kopenhagenerin kniet sich in jede kleinste Lustbarkeit noch besonders hinein, mit einem tiefen Gefühl für den nie wiederkehrenden Wert des Augenblicks und mit einer strömenden Dankbarkeit gegen den Spender alles Guten.

Wenn man die junge Kopenhagenerin beim improvisierten Tanz blumenhaft und selbstvergessen sich wiegen sieht oder bei dem bescheidensten Scherzchen ihr wirklich silbern jauchzendes Lachen hört, dann könnte man völlig vergessen — und das ist ihr Hauptvorzug, daß man es vergessen könnte — daß sie vor allem eine ernste Arbeiterin ist. Das ist sie nämlich. Es gibt in Kopenhagen nur wenig Frauen und Mädchen, die nicht im Beruf stehen oder sich nicht mindestens für einen solchen vorbereiten.

Daß die Frauen es so weit bringen konnten, beruht darauf, daß jeder Mensch, der will, in Dänemark in den Besitz einer ordentlichen Schuldbildung gelangen kann. Beinahe jedes Mädchen macht Matura. Alle turnen; viele treiben Musik, jede macht einen Samariterkurs. Die Forderung nach dem gleichen Start für alle Kinder ist restlos durchgeführt. Zuverlässige Menschen haben mir gesagt, daß in ihrem kleinen Lande kein wissenschaftliches oder künstlerisches Talent unbemerkt verkümmern könne.

Trotz großer geistiger Leistungen, aber vielleicht gerade deshalb, liegt intellektueller Hochmut der Dänin fern. Sie ist schon so lange Herrin ihres Geschicks, daß ihr die Vornehmtuerei der Freigelassenen fremd ist. Die Tochter des höchsten Richters im Lande melkt als Landwirtschaftsbeamtin mit Feuereifer Kühe; die Frau des weltberühmten Dichters ist froh auf ihr Gesellenstück als Tischler; die Witwe des Gelehrten eröffnet ein Geschäft, worin Männerkleider gebügelt werden, nachdem vorher die Flecke daraus entfernt worden sind, und die Frau, deren Mann Minister wird, bleibt, was sie schon immer war, Parsamentsstenographin.

E. Sch.

Deutsche Dominovisiere für alle Welt

Eine Frau Herstellerin von Münchens lustigster Ausfuhr

Das hatte sich — Ende des fünfzehnten Jahrhunderts — der Hausbofmeister des Herzogs von Mailand wohl nicht gedacht, als er seinem Herrn zur Feier von dessen Hochzeit mit Isabella von Kragonien den Plan zu einem Maskenfest, dem ersten jemals gefeierten, vorlegte, daß er damit eine Kette von übermütigen Festen eröffnen würde, die bis in unsere Tage nicht abreissen ist. Vorerst waren derartige Veranstaltungen allerdings noch ein Vorrecht der Höfe, und deshalb hielt es sogar ein Künstler wie Leonardo da Vinci nicht für unter seiner Würde, hierfür Kostümskizzen zu entwerfen, die an die Höfe von England, Spanien und Frankreich geschickt wurden. Noch viel weniger konnte jener Herr oder jene Frauen, welch eine wirtschaftliche Bedeutung einst sein lustiger Einfall haben sollte, der später mit Begeisterung von allen Volksschichten aufgenommen wurde und für den heute Hunderte von Fabriken Scherzartikel und Maskenzubehör arbeiten und Lager von Kostümen bereit stehen, die zum Teil gegen 20 000 Stück enthalten. Einen Begriff von dem, was der Fasching verbraucht, bekommt man aber auch, wenn man sich entschließt und die Treppen zur Münchener Bisserfabrik hinaufsteigt, der einzigen Dominovisier-Spezialfabrik in Deutschland, die für die ganze Welt arbeitet und dabei so recht ein Zeugnis dafür ist, was eine tüchtige, für ihre Arbeit begeisterte Frau leisten kann.

Es war ein schlimmer Anfang, als die heutige Inhaberin das Unternehmen antrat, das bis dahin recht und schlecht von einem Bierenhandwerksmeister mit wenigen Hilfskräften betrieben worden war und dessen Bedeutung kaum über München hinausging, denn gerade in diesem Jahre wurde in Bayern das Tragen von Bisieren verboten. Die junge Frau stieß sich hierdurch jedoch nicht entmutigen. Fand man im Augenblick in Bayern keinen Absatz, mußte man eben auswärts Geschäftsbeziehungen anzuknüpfen suchen, was ihr auch gelang. In Nizza wie in Südamerika, in England wie in Spanien und Frankreich, überall wo Reina Karneval sein Scepter schwingt, ja sogar bei den Eskimos trägt man heute ihre Bisieren, mit denen sie sich klug auf jeden Geschmack einstellt. Gegen 450 verschiedene Arten und Formen stehen ihren Mönchemern zur Auswahl. Denn liebt man zum Beispiel in München das elegante, kleine Bisier aus Samt, Seide oder Atlas mit glitzernder Pailletten- oder Rüschenverzierung, das unter Umständen für solche, die ganz sicher gegen wollen, unbekannt zu bleiben, noch einen kleinen Bebang von 10—15 Zentimeter hat, so wählt man in der Schweiz gern Bisiere mit doppelt langem Bebang. Bevorzugt Paris die schicke schmale, schwarze Samt- oder Atlasbarille, so greift der Eskimo nach großen blauen, roten, grünen oder gelben Bisieren. Deshalb stehen stets sorgfältig nach dem Geschmack der einzelnen Länder zusammengestellte Musterkollektionen bereit, und Lasten dann die Bestellungen ein, fliegt der Lagerbestand oft überraschend schnell nach allen Windrichtungen auseinander. Da sich denn wohl zur Karnevalszeit der Telefonruf aus Nizza in Konkurrenz mit dem Kabelgramm aus Rio de Janeiro, da drängen die Münchener Geschäfte und ruft Köln dringend an. So hatte im vergangenen Jahre das Unternehmen eine Produktion von 500 000 Bisieren, eine Leistung, die Deutschland auch manche Devise hereingebracht hat und die sich unter der Leitung der weitsichtauenden Eigentümerin allem Anschein nach noch bedeutend steigern dürfte.

Die Fabrikation ist zum größten Teile Handarbeit und gibt vielen geschickten Frauen Brot. Da liegen denn in einem Raume an die tausend Gipsmasken, die zuvor von Spezialprägemaschinen gefertigt wurden, zum Beispiel mit der Grundeinemand, auf die sodann der Oberstoff aus Samt, Atlas oder Brokat aufgetragen wird. Das Einfangen von Verzierungen wird maschinell besorgt, während das Besetzen mit Pailletten, Rüschen, schönen Seiden- oder Metallspitzenmotiven wieder Sache gut eingearbeiteter Frauen ist, die hier das ganze Jahr über Arbeit finden. So geht eine solche Larve unter Umständen durch dreißig Hände, bis sie schließlich, immer in Dutzenden verpackt, bereitstehen, überall da ihre geheimnisvolle Bestimmung zu erfüllen, zu fröhliche Menschen sich in ihrem Schutz einmal ihre Alltagssorgen und Gedanken fortrollen und lachen möchten.

Richtige Pflege der Augen

„Die Augen sind der Spiegel der Seele", wir müssen sie deshalb besonders gut pflegen. Das schönste Gesicht verliert an Reiz, wenn die Augen triste sind. Um ihnen den Glanz zu erhalten, tauchen wir jeden Morgen das Gesicht in eine Schüssel mit Harem Wasser von 30 Grad. Unter Wasser öffnen und schließen wir die Augen ungefähr zehnmal und rollen dabei die Augäpfel nach rechts, nach links, nach oben und unten.

Wenn wir einmal besonders angestrengt sind, Falten und Schatten unser Gesicht entstellen, die Augen schmerzen und brennen, dann machen wir folgendes: Ein Leinentuch legen wir in heiße Kamillenbrühe, bis es sich ganz mit Wärme vollgesogen hat. Dann pressen wir es aus, legen uns aufs Bett oder auf die Couch und breiten das gut warme Tuch auf das Gesicht. Ein trockenes Tuch legen wir darüber. Nun bleiben wir ungefähr eine Viertelstunde liegen und bemühen uns, keinen trüben und schweren Gedanken nachzuhängen. Eine wohltuende Ruhe kommt über uns. Wir fühlen, wie unser Gesicht sich langsam erwärmt und neu belebt. Nach 15 Minuten erneuern wir die Kompresse und bleiben eine weitere Viertelstunde liegen. Zum Schluß legen wir ein in kaltem Wasser ausgepreßtes Tuch über das Gesicht und lassen es langsam abkühlen.

Mit einem leisen Bedauern, daß diese halbe Stunde der Entspannung schon vorüber ist, werden wir dann aufstehen. Wir schauen in den Spiegel und sehen voll Freude klare Augen und ein frisches, rosiges, ausgeruhtes Gesicht, aus dem jeder Unmut und alle Schatten verflogen sind. Abends, wenn wir unser Gesicht für die Nacht fertig machen, sollen wir auch nicht vergessen, Brauen und Wimpern zu pflegen. Mit einem kleinen Bürstchen, das wir in etwas Mandelöl tauchen, bürsten wir erst die Brauen, dann die Wimpern ein paarmal kräftig von unten nach oben. Das erhält Brauen und Wimpern seidig, fördert ihr Wachstum und gibt außerdem den Wimpern mit der Zeit den schönen, strahlenförmigen Schwung, der die Augen größer und leuchtender erscheinen läßt.

„Notlügen" und Kinder

Eine wahre Begebenheit sei vorangesetzt: Ich kannte eine Frau, die mit wirklich übertriebener Liebe an ihrem Jungen hing und ihn leider dadurch sehr verwöhnte. Eines Tages kam er heulend an und erzählte, er sei beim Spielen auf das Hündchen gefallen, und nun liege es da und müsse sicher sterben. Während ihm die Tränen über die Wangen liefen, schluchzte er ängstlich: „Was wird nur der Vater . . . der Vater . . ." Liebevoll zog ihn die Mutter in die Arme und tröstete: „Wir sagen eben dem Vater nichts. Wir tun so, als wüßten wir garnicht, was passiert ist." Der Junge schluckte die Tränen hinunter und meinte zaghaft: „Aber — — das ist doch eine Lüge." „Nein, mein Kind", erwiderte die Mutter, „das ist eine Notlüge, und Notlügen sind erlaubt." Kurze Zeit darauf kam der Vater mit dem toten Hund an den er sehr gehangen hatte, traurig in die Stube. „Peter", fragte er streng, „hast du mit dem Hund gespielt?" Der Junge sah ihn starr an und sagte: „Nein", während die Mutter ergänzte: „Er war immer bei mir im Zimmer . . . Der Vater atmete auf und sagte: dann wäre alles gut. Denn er hätte den Peter strafen müssen. Wenn ich nur jetzt wüßte", sagte er dann in verhaltenem Zorn, „wer mein gutes Tier . . . den lieben Hund . . . "

Es kam nie heraus. Aber in dem Kinde, das freilich zuerst aufgeatmet hatte, als es der Gefahr entronnen war, setzte sich von da an das Gefühl fest, es sei eigentlich ein heimlicher Mörder und wolle seine Tat nur nicht eingestehen. Jahrelang litt der Junge noch darunter, und der erwachsene Jüngling hat mir einmal das alles erzählt, ein Beweis dafür, daß er es nie vergessen wird. Er fügte hinzu, wenn er damals die Wahrheit gesagt hätte und vom Vater gestraft worden wäre, dann hätte er gewiß bald Ruhe gefunden in dem Gefühl, seine Tat gesühnt zu haben.

Ist dieser traurige Kern nicht in allen kindlichen Notlügen enthalten? Wir drücken uns um irgendeine Verantwortung herum, aber innerlich läßt es uns keine Ruhe, und gerade dem Kinde sagte das Gewissen dann immer wieder: Du bist feige. Und aus dem Gefühl, feige zu sein, erwachsen neue Minderwertigkeitsgefühle, die das Kind immer wieder lügen lassen, zum Gefahr droht. Wenn die Eltern auch diese verhängnisvolle Entwicklung in der kindlichen Seele sehen könnten! Es gibt bei Erwachsenen Notlügen, die nicht zu umgehen sind. Ich erinnere nur an die Notwendigkeit, etwa einem lieben Kranken Hoffnung zu machen, ihm von der gewissen Heilung zu erzählen, obwohl man genau weiß, daß er verloren ist. Hier hat man ja keinerlei persönlichen Vorteil von der Notlüge, im Gegenteil, man leidet darunter. Nichts davon beim Kinde! Es soll zur Wahrhaftigkeit und zum Bekennermut erzogen werden, es soll geradestehen lernen für das, was es verschuldet hat. Man versündigt sich an seiner Seele, wenn man tröstend zu ihm sagt: „Notlügen sind erlaubt", anstatt ihm immer wieder einzuschärfen: „Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr; laß nie die Lüge deinen Mund entweihen!" Aus der Notlüge des Kindes kann leicht die Gewohnheitslüge werden. Dr. K. P.

Das wollte man einfach nicht glauben...!?

Als Frau Müller ihrem Besuch erzählte, daß sie ihre ganze Wohnung allein besorgt, da schütteten sie erstaunt die Köpfe. So viel Arbeit kann doch eine Hausfrau gar nicht ohne Hilfe bewältigen? – O doch, man muß sich nur die Arbeit zu erleichtern wissen. Wenn man bei der täglichen Putzarbeit mithilft, dann ist man nicht nur schnell fertig – dann strahlt auch alles vom Keller bis zum Boden in tadelloser Sauberkeit! Man spart viel Arbeit, Zeit und Geld – es ist auch so vielseitig.

IM ESSZIMMER können Sie Ata zum Beispiel für folgende Sachen verwenden: Obst- und Konfektschalen, Wein-, Likör-, Bier- und Limonadegläser, Porzellangegenstände, Kachelöfen, Zentralheizungskörper, Fußböden, Fenster, Gestmie, Wände, Lampen und Leuchter, Blumenvasen, Keramik- und Kunstharzsachen und vieles andere mehr!

Die beste Hausfrau kommt im Haus nicht ohne Ata's Hilfe aus!

Im Namen des Volkes!

Ein Kriminalfilm, der das Verbrechertum allen „Zaubers" entkleidet

„9. 1. 38" — Der zum Tode Verurteilte (Rudolf Fernau) hat das letzte Datum in die Wand seiner Zelle gekratzt. Der Kriminalfilm der Terra „Im Namen des Volkes" begleitet ihn durch alle Stationen seiner Verbrechen bis zum Augenblick der Hinrichtung.

Am 29. Januar, dem Tag der deutschen Polizei, wird der neue Kriminalfilm „Im Namen des Volkes" uraufgeführt, der einen lebendigen Einblick in den Kampf gegen die Unterwelt vermittelt, den Verbrecher als Volksschädling brandmarkt und mit mit „Verbrecher-Held" gründlich Schluß macht. Nachstehend geben wir ein Interview mit dem Spielleiter dieses Filmes: Erich Engels wieder.

•

Im Atelier, während der Drehar**b**eit, hat der Spielleiter Engels keine Zeit. Er arbeitet konzentriert, dreht fast ohne Pause, probt nicht lange. Erich Engels war früher selbst Filmregisseur, und er weiß, daß Zeit Geld ist. Wir entdecken ihn in der Mittagspause in der Kantine.

Jawohl, wir dürfen uns zu ihm setzen. Während er ißt, antwortet er auf unsere Fragen. Und es ergibt sich folgendes:

Nach seinem Terrorfilm „Mordsache Holm", der ein schönen Erfolg wurde, kam Erich Engels die Idee, den nächsten Kriminalfilm „Im Namen des Volkes" zu nennen und den gefährlichsten Verbrechertyp der neuesten Zeit zum Thema zu nehmen. Der Kampf der Polizei gegen Rauschgiftdirbs sollte von ihm mit diesem Film unterstützt werden. Er arbeitete einen Filmentwurf aus, die Terra begeisterte sich dafür, und dann setzte sich Engels mit dem Kriminalkommissar Maisch zusammen, damit in das Drehbuch nichts hineinkäme, was nicht der Kritik des Fachmannes standhalten könnte.

Der Film „Im Namen des Volkes" ist einer Reportage ähnlich. Er zeigt, wie ein Verbrecher seinen Weg geht, und der Film folgt ihm dabei. Man kennt ihn also nach den ersten fünf Minuten, und die Spannung liegt nicht in der Frage: Wer ist der Täter? sondern: **Wie wird er überführt?** Damit weicht der Film „Im Namen des Volkes" von den meisten Kriminalfilmen ab.

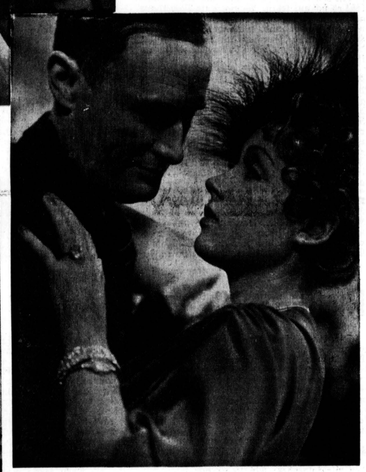
Das vornehmste Ziel dieses Filmes ist, wie Erich Engel sagt, „das abschreckende Moment". Er folgt dem Hauptverbrecher nicht nur bis vor die Schranken des Gerichts, unerbittlich geht der Film mit, in die Armsünderzelle und bis vor das Schafott. Wer diesen Film sieht, muß erschüttert und zugleich davon überzeugt sein, daß jedes Verbrechen seine Sühne findet.

Erich Engels erreicht dieses Ziel nicht allein mit dem unerbittlichen Willen, das Schreckliche rücksichtslos darzustellen. Er weiß, daß er auch durch das menschliche Schicksal wirken muß. Und deshalb ist ihm die Gestalt des zweiten Verbrechers, der mehr dem Zwang geborchend als dem eigenen Triebe, mit ins Verderben gezogen wird, willkommen. Dieser zweite Mann liegt nach dem Kampf der Polizei gegen die Verbrecher erschossen in seiner völlig verwüsteten Wohnung. Ihn, der mit seinem Leibe die Frau deckte, deren Leben der Bandit mit in die ewige Finsternis nehmen wollte, hat die tödliche Kugel getroffen. Erich Engels läßt die Kamera einen Augenblick auf dem Toten verweilen, ein Kriminalbeamter sieht nicht ohne innere Bewegung auf den Unglücklichen und schließt dann die Tür. Dieses Türschließen ist zugleich die „natürliche Blende", die zur nächsten Szene überleitet. „Mit solchen kleinen Sachen hoffe ich zu wirken", sagt Engels.

Er hat viele Filme gedreht. Das „Millionentestament" hält er für seinen künstlerisch gelungensten, oder auch „Das Geheimnis des blauen Zimmers", „Die grauen Dame" und „Mordsache Holm" stehen bei ihm in guter Erinnerung. „Warum ich immer nur Kriminalfilme drehe? Weil ich ein paarmal damit Erfolg hatte und ich nun wahrscheinlich für alle Zeiten als Spielleiter von Kriminalfilmen abgestempelt bin. Dabei bin ich Weinländer und möchte einmal einen Film machen, der die heitere Seite meines Naturells betont . . ."

Aufnahmeleiter und Regieassistent stehen schon eine Weile hinter Engels' Stuhl. Jetzt bemerkt er sie, steht auf und verabschiedet sich. Das Atelier wartet nicht gern.

Die bewußtlose junge Frau (Christine Orabe) muß dem brutalen Verbrecher (Rudolf Fernau) als Kugellang dienen. Auch nur die leiseste Spur von Menschlichkeit ist dem Verbrecher fremd.



Lächeln und Eleganz, aber beide (Rudolf Fernau und Ellen Bang) machen in der nächsten Viertelstunde die Bekanntschaft mit der Polizei.

Ein Komplize fällt dem anderen in den Arm. Denn sie sind beide von der Polizei gestellt. Dieses Bild zeigt den Augenblick, wo der eine dem Hauptäter die Waffe entreißen will, weil er die Nutzlosigkeit des Widerstandes einsieht (Reinhold Bernt und Rudolf Fernau).

←

Fotos (6) Terra

Bild rechts: Der Autoschlosser Bruno Mielke (Reinhold Bernu) wird in seiner Dachbodenwohnung von seinem früheren Komplizen Alfred Hübner (Rudolf Fernau) besucht. Hübner hat die seidene Strumpfmaske übergezogen, die er bei seinen verbrecherischen Überfällen trägt. Wir erleben die Geschichte dieses Autobanditen in dem spannenden Kriminalfilm der Terra „Im Namen des Volkes".

Bild links: Drei schwere Jungens (Rudolf Fernau, Rudolf Platte und Aribert Grimmer), denen es in dem Kriminalfilm der Terra „Im Namen des Volkes" an den Kragen geht.

Haus, Hof und Garten

Hecke, Zaun oder Mauer?

Eine Betrachtung über die „Grenzen"
Von Dipl.-Gartenbauinspektor Heinz Pohl, Berlin-Schöneberg

Die älteste Form der Abgrenzung eines Grundstückes ist die Hecke; zuerst wohl entstanden durch Einlecken von „Gerten" (Ursprung des Wortes Garten). Heute noch sind Hecken und Knickpflanzungen charakteristisch für bestimmte Landschaften, z. B. für die schwäbisch-bayerische Hochebene und für die weiten Ebenen Schleswig-Holsteins. Geringe Anlagekosten, lange Lebensdauer, Schutz vor Staub und Wind sprechen für die Hecke. Nachteilig sind die mehr oder weniger starken Wachstumsdepressionen, hervorgerufen durch Wurzelkonkurrenz, und durch schlechte Lichtverhältnisse und Regenschatten auf der Nordseite der Pflanzung. Unentbehrlich sind die Hecken außerdem für den Vogelschutz. Besonders die frei wachsenden Hecken sind mit ihren überhängenden Zweigen dafür geeignet. Die Nistgelegenheiten für Freibrüter, wie Gartengrasmücke, Rotkehlchen, Zaunkönig u. a., sind hier auf einem weiteren Raum verteilt.

Bevor man sich aber dazu entschließt, eine Hecke anzulegen, muß man sich über ihren Zweck klar sein. Als äußere Begrenzung wie auch zur Abgrenzung einzelner Gartenteile schafft die Hecke, insbesondere bei kleineren Gärten, erst die freundlichen, anheimelnden Gartenbilder, die ein kahler Maschendrahtzaun uns nie vermitteln wird. Für Einzelhecken und als Hintergrund für Staudenpflanzungen kommen Berberis atropurpurea, Cydonia japonica (japanische Quitte), Forsythien, Spiraeen, Hainbuchen und, wenn es der Boden erlaubt, immergrüne Nadelhölzer in Betracht. Als wehrhafte Hecken eignen sich beispielsweise die schottische Zaunrose (Rosa rubiginosa), amerikanische Brombeeren, Ribes divaricatum Douglasii, ferner Weißdorn (Crataegus monogyna), Crataegus prunifolia und Christusdorn (Gleditschia triacanthos). Die vier letztgenannten Arten sind außerdem gute Vogelschutzgehölze, weil sie durch ihre Dornbewehrung das Eindringen der Katzen unmöglich machen. Handelt es sich um zweitens Hecken, die mehr Schutz- als Zierzwecken dienen sollen, so sind Weißdorn, Berberis und Crataegus ebenfalls gut geeignet. Ferner kommen in Betracht Rosa rugosa, Rosa canina, Rosa rubrifolia, Rosa Hugonis, Rosa moyesii, Rosa multiflora, Rosa Wichuraiana, Rosa Willmottiae, Rosa Wilsonii, Rosa Webbiana, Rosa Sweginzowii, Rosa Soulieana, Rosa Fargesii, Rosa Davidii, Rosa Moyesii, Rosa Omeiensis, Rosa Roxburghii, Rosa Sericea, Rosa Setipoda, Rosa Virgin

„Warum essen Sie jeden Tag zwei Zitronen?“ „Sie reinigen den ganzen Körper!“ „So, zu diesem Zweck habe ich jeden Tag!“
Hannesen (M.)

„Wenn Sie sich bewegen, sind Sie ein toter Mann!“ „Unsinn, lieber Freund, wenn ich mich bewege, ist es doch ein Beweis, daß ich lebe!“

Der Plänemacher

„Mein Mann plant, eine Reise um die Welt zu machen!“

„Wie lange dauert das?“

„Gewöhnlich vier Wochen, dann macht er wieder einen anderen Plan.“
(Fliegende Blätter.)

*

Aus einem alten Gartenlehrbuch:

„Kann man nicht unterscheiden, was junge Pflanze und was Unkraut ist, dann ist die einzig sichere Methode, alles auszurupfen. Was dann wieder wächst, ist Unkraut!“

*

Also, meine Freunde, wenn mein Stück heute abend Erfolg hat, gehen wir ins Hotel „Reichshof“. Wenn ich aber durchfalle, essen wir im Gildehaus!“

Nach Theaterschluß saß der Dichter im Hotel „Reichshof“, die anderen warteten alle im Gildehaus.

Jägersprache

Der Bankier war zur Treibjagd eingeladen. — Der Förster stellte ihn an einen Waldesrand.

„Kommt hier auch etwas?“ fragte mißtrauisch der Bankier.

„Das ist hier ein guter Wechsel!“

Der Bankier brummte böse: „Wechsel! Auf der Jagd will ich nichts von Geschäften hören!“

Wünsche

„Ich wollt' mir sagt einer, ich tät morgen meinen Geldbeutel verlieren mit allem, was drinne ist.“

„Warum denn hös?“

„Hernach tät i jetzt alles noch verkaufen.“
(Lustige Blätter.)

*

Vollers saßen im Kino.

Der edle Held wurde von einem Auto überfahren und trug im weiteren Verlaufe des Stückes den rechten Arm in der Binde.

„Gott sei Dank“, sagte Frau Voller befriedigt, „ich habe wenigstens ein Autogramm von ihm!“

*

Felix ist in der kaufmännischen Lehre. Sein Vater kommt zum Chef, um sich über die Aussichten und Fähigkeiten seines Sprößlings zu unterrichten.

„Ihr Sohn“, meint der Chef, „würde sich besser zum Statspieler eignen. Wenn er mal etwas richtig gemacht hat, trumpft er fürchterlich auf und sucht seine Kollegen bei mir auszustechen. Die meiste Zeit gibt er aber nur an.“

*

Im Hause eines Bankiers in Chikago ist große Gesellschaft. Plötzlich tönt mitten in die allgemeine Unterhaltung der entsetzliche Schrei einer Dame: „Mein Perlenhalsband ist verschwunden!“ Große Aufregung; bis schließlich der Gastgeber erklärt: „Wir wollen annehmen, daß es sich um einen schlechten Scherz handelt, und um dem Urheber dieses schlechten Scherzes Gelegenheit zu geben, die Sache wiedergutzumachen, wollen wir das Licht ausdrehen; dann kann er in der Dunkelheit das Perlenhalsband unbemerkt in die große silberne Schale hier auf dem Tisch legen!“ — Das Licht wird ausgelöscht und unter großer Spannung nach einer Weile wieder angeknipst. Neue Aufregung: Die silberne Schale ist auch weg.
(Neue J. Z.)

Daher

„Weshalb hattest du denn vorhin in der Straßenbahn so einen Mordsspaß? Dies fürchterliche Gedränge war doch wirklich nicht zum Lachen!“

„Nein, aber mein Nachbar steckte seine Geldbörse in meine Hosentasche.“

*

Arzt: „Also befolgen Sie genau meine Ratschläge und merken Sie sich, nur eine Zigarre nach dem Essen!“

Arzt (einige Tage später): „Nun, wie bekommt Ihnen die Medizin?“

Patient: „Oh, sehr gut! Aber wissen Sie, nach der Zigarre nach dem Essen wird mir immer schlecht, ich habe nämlich früher nie geraucht!“

*

Ein Liebespaar will sich im Park auf eine Bank setzen. Erschrocken sagt sie: „Ach, Fritz, die Bank ist ja so naß!“

Er: „Ich ziehe meinen Mantel aus, und du setzt dich dann darauf.“

Sie: „Aber dazu brauchst du doch den Mantel nicht erst auszuziehen!“

Wunderbar

Fröhlich lächelnd kam er an den Stammtisch. „Heute war es beim Zahnarzt geradezu wunderbar!“

„Mann, wohl nicht ganz normal“, riefen die Freunde.

„Ich kann euch sagen — ich kam gerade zurecht, wie sich der Zahnarzt von seinem Assistenten einen Zahn ziehen lassen mußte!“

„Sag mal, hast du vielleicht 'ne Prise?“ „Nee, aber du kannst eine von mir an 'n Ballon kriegen, daß du andauernd niest.“
(Zeichnung: Edler.)

Das einfachste

Der Vater ist grippekrank. Deshalb werden alle Dinge, die aus dem Krankenzimmer kommen: Geschirr, Wäsche u. a., ausgekocht.

„Warum tust du das, Mutti?“ fragte das Märchen.

„Um die Krankheitskeime zu töten!“

„Wäre es da nicht bequemer, gleich Vati zu kochen?“ meinte Märchen.
(Münchner Illustrierte Presse.)

Vorschlag zur Güte

„Nicht wahr, damit wir uns nicht wieder streiten, machen wir es so: Stimmen unsere Ansichten überein, dann hast du recht, sind wir verschiedener Meinung, habe ich recht.“

Boshaft

„Denke dir nur, Männchen, mir träumte in der Nacht, ich befand mich auf einer großen Seereise, fiel über Bord und wurde von einem Haifisch verschluckt.“

„Na, da wird der Haifisch froh gewesen sein, daß es nur ein Traum war!“

Brahms wünscht Beethoven

Brahms war ein guter Weinkenner. Als er einmal zu Gast bei einem Hamburger Großkaufmann war, dessen Lebensführung nur in bescheidenem Verhältnis zur Höhe des Einkommens stand, wurde ihm vom Hausherrn ein Willkommenstrunk gereicht mit den Worten: „Dies ist der Brahms unter den Weinen!“

Brahms schmunzelte und prüfte die Blume. Nachdem er bedächtig von dem Tropfen geschmeckt hatte, meinte er: „Wissen Sie, noch schöner wär's, wenn Sie nachher in den Keller schicken und den Beethoven raufholen lassen würden!“
(Jugend.)

*

„Ich bitte Sie“, wandte sich ein Zauberkünstler während einer Vorstellung an einen Mann aus dem Publikum, „mir Ihre Uhr zu leihen; ich lasse sie verschwinden und werde sie hinterher wieder hervorzaubern!“

„Da können Sie sich die Hälfte der Arbeit sparen“, erwiderte der Mann, „meine Uhr ist bereits gestern im Kino verschwunden; Sie brauchen sie also nur herzuzaubern!“
(For Alle.)

*

Die Lokomotive der Kleinbahn ist bös entgleist; das Züge wird etwa drei Stunden Verspätung erhalten. Ein junger Mann ist ganz verzweifelt.

„Ich muß unbedingt um 11 Uhr zur Hochzeit in Krukel sein“, sagt er.

„Zu Ihrer eigenen?“ fragt ein Mitreisender.

„Ei freilich“, antwortet der Heiratskandidat. „Na, das ist nicht so schlimm“ meint der andere. „Die Braut wird schon warten. Aber ich wollte zur Hochzeit meines Neffen; der wird nicht warten. Und ich habe schon acht Tage für heute gefastet!“

*

„Anita, ich kann dich heute noch nicht verstehen, daß du diesen gräßlichen Menschen geheiratet hast.“

„Daran sind nur meine Eltern schuld, denn die waren durchaus dagegen.“

Heimgegeben

Steppke stößt an einer dunklen Straßenecke unsanft mit einem Fremden zusammen.

„Sie sind ein Esel!“ ruft dieser aufgebracht.

„Ganz recht“, entgegnet Steppke seelenruhig „sonderbar, wie ein Esel sogar in der Nacht sogleich seinen Kameraden erkennt.“

Konsequent

Hilde: „Ich habe beschlossen, zu heiraten, wenn ich 25 Jahre alt bin.“

Lotte: „Wenn dir aber keiner einen Antrag macht?“

Hilde: „Dann bleibe ich so lange 25 bis es einer tut.“
(Allg. Wegweiser.)

*

Wächter: „Würden Sie nicht so freundlich sein, mir einen Augenblick Ihren Bleistift zu leihen?“

Spaziergänger: „Aber sehr gern — bitte sehr!“

Wächter: „So, danke, ich will halt nur Ihren Namen aufschreiben, weil Sie hier auf einem verbotenen Wege gehen.“

Begegnung

„Freut mich. Sie zu sehen, wie geht es Ihrem Mann?“

„Ich bin nicht verheiratet, Herr Professor.“

„So, so, gnädige Frau, dann ist Ihr Herr Gemahl also noch Junggeselle.“

Rauchen verboten!

„Sie dürfen hier nicht rauchen, mein Herr!“

„Aber Schaffner, ich bin ja ganz allein im Abteil!“

„Das ist ganz gleich, und wenn überhaupt keiner im Abteil ist, ist das Rauchen doch verboten.“

Die Petroleumlampe / Von Hilde Fürstenberg

Herbert hatte während des ganzen Sommers mit Anstrengung und Fleiß an seinem kleinen Haus gebaut, hatte entbehrt und gespart, damit er Karla noch vor dem Herbst heiraten und mit ihr in das neue Haus ziehen konnte. Er war glücklich, als er endlich nach einem fröhlichen Hochzeitstag mit seiner jungen Frau die kleine, kühle Diele des Hauses hinter den alten krüppligen Knickeichen betrat.

Am nächsten Tag standen beide im Garten neben den Asternbeeten. Herbert grub die herbstlich feuchte Erde um, sie freuten sich der Stille und des Alleinseins.

Da wurde das Gartentor geöffnet, Herberts Schwester und Karlas Bruder kamen, beladen mit Blumen von der Hochzeitstafel, lachend den Gartenweg herauf. „Wir bringen euch die Blumen“, sagte Lena.

„Ach, das war nicht nötig“, entgegnete Herbert mürrisch. Sie sahen einander die Hand. Herbert bemühte sich nicht, seinen Aerger über diesen Besuch zu verbergen. Karla fühlte jedoch ein wenig Hausfrauenverpflichtung und war freundlich.

Sie gingen auf dem sonnigen Gartenweg dem Hause zu. Unter Schwatzen verging der Nachmittag, die Gäste bewunderten Haus und Gerätschaften, Möbel, Porzellan, Bücher und gestickte Decken und schienen an den Heimweg nicht zu denken.

„Leider haben wir noch kein Licht“, sagte Herbert, als die Dämmerung hereinbrach. „Die Lampen hängen zwar alle, aber die Zuleitung ist noch nicht in Ordnung. Ich werde deshalb ins Dorf gehen und Kerzen holen, die brauchen wir ja doch.“

Er zog seine Jacke an, nahm Karla beim Handgelenk und sagte: „Karla, komme eben mit, dann ist es nicht so langweilig.“ Karla machte einen Versuch, sich zu befreien. Sie wurde heftig und eilig nach draußen gezogen. Ganz verlegen und erschrocken stand sie vor der Haustüre und sah zu, wie Herbert den Schlüssel im Schloß herumdrehte.

„Herbert!“ sagte sie, „bist du unhöflich?“

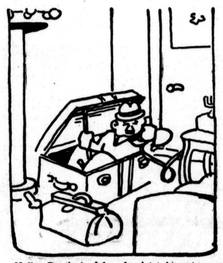
„Ach was“, sagte er grob. „Sollen die sich doch die Zeit vertreiben da im Dunkeln. Wir gehen jetzt spazieren.“

Unterwegs hellte sich seine Laune auf, er pfiff und sang und küßte Karla auf offener Landstraße, wo es so dunkel noch nicht war, daß er es unbemerkt hätte tun können. Beim Dorfkrämer ließ er sich auf ein langes Gespräch ein über Hühnerzucht und Zwetschenentrocknen, schließlich kaufte er eine Petroleumlampe und Petroleum, ließ alles sorgfältig verpacken und hatte absolut keine Eile.

Endlich kamen sie heim. „Seid ihr noch da?“ sagte Herbert mit scheinheiliger Freundlichkeit in den dunklen Raum. „Wir haben eine schöne Petroleumlampe gekauft.“

Aus dem Dunkel traten zwei Gestalten an den Tisch. „Das hast du sehr schön gemacht“, sagte Hans. „Dafür lade ich dich jetzt zu meiner Hochzeit ein. Deine Schwester und ich sind uns soeben einig geworden.“

Herbert und Karla standen einen Augenblick ratlos, dann lachten alle vier. Herbert trat zu dem Schwager. „Hans“, sagte er verlegen, „meine Schwester, die gönne ich dir, bei ihr wirst du Buße tun. Aber das hast du auch verdient — was brauchst du anderen Leuten am Tage nach ihrer Hochzeit schon einen Besuch zu machen und ihr Wohlbefinden zu kontrollieren.“



„Hallo, Portier! Ich gehe jetzt hinunter, um die Rechnung zu begleichen. Inzwischen schicken Sie, bitte, einen Gepäckträger, der meine Koffer nach dem Bahnhof schafft.“

*

„Warum seid ihr denn so betrübt?“ erkundigt sich der Reporter bei drei Zirkusleuten, die traurig abseitsstehen.

„Unser Elefant ist gestorben.“

„Oh, das tut mir furchtbar leid! Und ihr habt besonders an dem Tier gehangen?“

„Das auch; aber denken Sie, was solch ein ausgewachsener Elefant für ein Grab braucht — und wir sollen es schaufeln!“

*

Richter: „Sind Sie schon mal wegen Betruges vorbestraft?“

Angeklagter: „Nein, immer erst nachher!“

*

Klein-Hilde möchte einmal ohne Einwilligung ihrer Eltern die Schule versäumen und telephoniert in die Schule (ihre Stimme verstellend) und sagt:

„Meine Tochter Hilde kann heute nicht zur Schule kommen!“

„Wer ist denn dort überhaupt?“ fragt die Lehrerin.

„Meine Mutti!“ antwortet Klein-Hilde prompt.

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

Der Motor der Familie
immer frisch und mit Energie geladen. Trotz aller Arbeit, Sorgen, Hast und Aufregung gesunde Nerven, lebensfroh und erfolgreich durch den Kraftstoff
Quick mit Lezithin
für Herz und Nerven
Packg. RM 1.10, Kurpack. RM 4.– in Apotheken u. Drogerien

Heiratsgesuche
finden im 7. Tag
weiteste Verbreitung

„Nicoton“ gegen Bettnässen
Preis RM 2.90. Zu haben in Apotheken
Nieheim, Kr. Höxter

Zuviel für die Beine
Dieses Uebergewicht muß ja schmerzen und zu Senkfuß führen! Fort mit dem überschüssigen Fett; dann fühlen Sie sich leichter und frischer
Dr. ERNST RICHTER's Frühstücksabführtee
auch als Drix-Tabletten—Drix-Dragees

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Köttger, für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag“: 4. Vj. 38: 43 181. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.